

Prussia. Kriegsministerium.
Medizinal-abteilung.
Die kriegschirurgen und feld-
arzte Preussens und anderer deutscher
staaten.

Veröffentlichunge[n]
aus dem Gebiete des

Militär-Sanitätswesens.

Herausgegeben
von der
Medizinal-Abtheilung
des
Königlich Preussischen Kriegsministeriums.

Heft 13.

Kriegschirurgen und Feldärzte des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von
Prof. Dr. **Albert Koehler,**
Oberstabsarzt I. Cl.

Mit 13 Portraits, 5 Abbildungen und 2 Plänen.

Berlin 1899.
Verlag von August Hirschwald.
N.W., Unter den Linden 68.


COLLEGE OF PHYSICIANS AND SURGEONS
COLUMBIA UNIVERSITY
1545 GASPAR TALIACOTIUS 1599
THE JEROME P. WEBSTER
LIBRARY OF PLASTIC SURGERY

Veröffentlichungen

aus dem Gebiete des

Militär-Sanitätswesens.

Herausgegeben

von der

Medizinal-Abtheilung

des

Königlich Preussischen Kriegsministeriums.

Heft 13.

Kriegschirurgen und Feldärzte des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr. **Albert Koehler**,

Oberstabsarzt I. Cl.

Berlin 1899.

Verlag von August Hirschwald.

N.W., Unter den Linden 68.

Die Kriegschirurgen und Feldärzte

Preussens und anderer deutscher Staaten

in Zeit- und Lebensbildern.

Herausgegeben

von

der Medizinal-Abtheilung des Königl. Preuss. Kriegsministeriums.

I. Theil.

Kriegschirurgen und Feldärzte

des 17. und 18. Jahrhunderts

von

Prof. Dr. **Albert Koehler,**
Oberstabsarzt I. Cl.

Mit 13 Portraits, 5 Abbildungen und 2 Plänen.

Berlin 1899.
Verlag von August Hirschwald.
N.W., Unter den Linden 68.

Der

Deutschen Gesellschaft für Chirurgie

gewidmet.

Vorwort.

Die Geschichte der Kriegschirurgie in Deutschland an einer Reihe von Lebensdarstellungen ihrer grossen Männer vorzuführen, schien der Medizinal-Abtheilung des Kriegsministeriums eine dankbare und wichtige Aufgabe.

Wohl kann die heutige Kriegschirurgie mit Recht auf ihre grossen Erfolge stolz sein und mit Zuversicht ihren grossen künftigen Aufgaben entgegenblicken, aber sie steht, wie jede andere Wissenschaft und Kunst, auf den Schultern der früheren Geschlechter. Diese haben das Fundament gelegt, auf dem die Gegenwart ihr stolzes Gebäude errichten konnte. Und nur der vermag über das Erreichte die echte Freude zu empfinden, nur der das Erreichte richtig zu verstehen und mit Ruhe in die Zukunft zu schauen, welcher die Geschichte seiner Wissenschaft und die Verdienste ihrer grossen Meister kennt und sie zu würdigen weiss.

Die Kriegschirurgie hat viele Wandlungen durchgemacht, und zwar nicht nur diejenigen, die sie mit der medizinischen Gesammtwissenschaft theilt. Denn ihr war es beschieden, von jedem grossen Kriege, von dem die Geschichte der letzten Jahrhunderte berichtet, sowie von jeder Aenderung der Bewaffnung und der Taktik in den Armeen neue Anregungen und neue Gesichtspunkte zu empfangen. Im Spiegel ihrer Geschichte erblicken wir daher nicht nur ein Bild des Verlaufs der medizinischen und chirurgischen Wissenschaft überhaupt, sondern auch den Abglanz der militärischen, politischen und socialen Geschicke unseres Vaterlandes. Ebenso ist mit der Entwickelung des militärärztlichen Standes, ja des ärztlichen Standes überhaupt, kein Zweig der Wissenschaft so eng verknüpft wie die Kriegschirurgie.

Darum ist auch versucht, bei jedem Abschnitt, der vom 17. Jahrhundert an bis zur neuesten Zeit zur Darstellung gelangt, zunächst einen Ueberblick über die allgemeinen ärztlichen Zustände, die chirurgischen Anschauungen der Zeitepoche und die äusseren Verhältnisse der Armeen und ihrer Bewaffnung zu geben.

Diese Schilderung bildet dann gleichsam den Rahmen, aus dem die Lebensbilder der einzelnen Kriegschirurgen mit ihren persönlichen Schicksalen, ihren Eigenheiten und ihren besonderen Verdiensten deutlich und lebenswahr hervortreten.

Unter den schwierigsten, oft engen und bedrückenden Verhältnissen, in einer vielfach ungleichen und darum falsch beurtheilten Lage haben die Vertreter der Kriegschirurgie treu an der Entwickelung und Weiterbildung ihrer Wissenschaft und ihres Standes gearbeitet. In hartem Kampf und Streit erprobte Naturen haben sie in schwerer Zeit ein thatkräftiges und unerschrockenes Wirken entfaltet, das ihnen die Achtung und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen eintrug und ihnen die Anerkennung der Nachwelt sichert.

So ist es in erster Stelle eine Dankespflicht, welche die Medizinal-Abtheilung des Kriegsministeriums mit der Herausgabe der Geschichtsbilder unserer Kriegschirurgen erfüllt. Aber auch als einen Ansporn zur Nacheiferung und als ein Mittel zur Belehrung für die jüngeren Militärärzte und die angehenden Kriegschirurgen möchte sie dies Werk betrachtet wissen und bewährt finden.

Indem sie das Leben und die Thaten preussischer und deutscher Kriegschirurgen in Zeit- und Lebensbildern herausgiebt, widmet die Medizinal-Abtheilung des Kriegsministeriums dies Werk

der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie.

Denn dies ist die Gesellschaft, welche, wie der unvergessene von Langenbeck in seiner Eröffnungsrede am 10. April 1872 betonte, ihren Ursprung auf die grossen Kriegsereignisse von 1870/71 und auf die gesteigerten Anforderungen zurückzuführen hat, die damals an die chirurgischen Kräfte unseres Vaterlandes gestellt sind, die Gesellschaft, in deren Mitte alle grossen Kriegschirurgen unserer Zeit gewirkt und gelehrt haben, aus deren Berathungen die fundamentalen Errungenschaften der heutigen Wundbehandlung, der Operationstechnik, sowie die Leit- und Grundsätze der heutigen Kriegschirurgie hervorgegangen sind.

Und es muss dankbar hervorgehoben werden, dass den Führern und den Lehren dieser Gesellschaft ein wesentlicher Antheil gebührt, wenn in schwerer Zeit die Armee und das Vaterland voller Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit und die Erfolge ihrer Aerzte und der Chirurgen bei der Armee zu blicken vermögen. — Möchte es immer so bleiben!

Berlin, 18. Januar 1899.

Kriegsministerium. Medizinal-Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniss.

A. Einleitung.

I. Trennung der Medizin und Chirurgie: Verhältniss der Aerzte zu den Chirurgen: Entwicklung der medico-chirurgischen Unterrichtsanstalten.

Motto:
Aber das ist Alles gelegen am Lernen, welches, so lang der Mensche lebt, kein Ende hat.
Felix Würtz, 1576.

In einer Zeit, in der Guy de Chauliac's Worte von den Lehrern der angehenden Aerzte: „Sequuntur se sicut grues, unus non dicit nisi quod alter“ noch volle Gültigkeit hatten, in der der hohe Werth des klinischen Unterrichts ganz unbekannt, das Studium der Anatomie wegen der enormen Schwierigkeit, Leichen zu Sections- und Präparirübungen zu bekommen, fast unmöglich war; in der sogar bei einem zum Tode Verurtheilten die Zergliederung des Körpers nach dem Tode für eine Erhöhung der Strafe galt[1]), war es um unsere Wissenschaft und Kunst schlecht bestellt. Das Lernen bei berühmten und vielbeschäftigten Meistern war schwierig, weil diese kaum Zeit, sich viel um ihre Schüler zu bekümmern, und oft auch kaum Lust hatten, ihre mühsam erworbenen Kenntnisse preiszugeben. Für die nothwendige praktische Ausbildung blieben nur die Hospitäler und — der Krieg; in „des getreuen Eckhardt's[2]) verwegenem Chirurgus“ (Augspurg und Leipzig, 1698) wird desshalb der Rath ertheilt, nach den Lehrjahren Hospitäler und berühmte Chirurgen auf-

---

[1]) Justamond's chir. Werke, übersetzt von Michaelis. Leipzig 1791. S. 97.

[2]) Nach Goelicke's Historia Chirurgiae, Halae Magd. 1713, war der Verf. der ca. 5 „getreuen Eckhardts“ ein Dr. Etner, Kgl. Poln. Leibarzt.

zusuchen und dann als Schiffsarzt oder Feldchirurg eine Zeit lang zu dienen — ein Rath, der sich übrigens ähnlich schon in den Hippokratischen Sammlungen findet (Haeser)[1]. Die Hospitäler waren aber sehr spärlich und konnten deshalb kaum in Betracht kommen; Schiffsärzte konnte es auch nur wenige geben[2], und so blieb der Krieg immer noch die beste Schule für den „angehenden jungen Liebhaber der Wundarzney" (Heister). Dabei trat die Wirksamkeit des gelehrten Medicus hinter der des Chirurgen weit zurück; von jenen wissen wir wenig, von diesen brauchen wir nur Hieronymus Braunschweig, Hans von Gersdorf und Ambroise Paré zu nennen, Männer, die nicht nur Grosses leisteten, sondern auch „in jenen dunklen Zeiten durch ihre reichen Erfahrungen, durch ihren Eifer für die Wissenschaft und durch das Bestreben, Wissenschaft und Erfahrung Anderen nutzbar zu machen, hell hervorleuchten"[3]. Freilich folgte auf den durch diese Männer bewirkten verhältnissmässig hohen Stand der Chirurgie im 15. und 16. Jahrhundert, besonders in Deutschland, ein Stillstand, ja ein Rückgang in der Entwicklung dieser Wissenschaft. Hier wirkten die elenden allgemeinen wirthschaftlichen Zustände nach dem 30jährigen Kriege gewiss mit. Wie immer in Jahren sozialen Elends, und wie zu den Zeiten der Kirchenväter und Mönchsorden, herrschten finsterer Aberglaube und finstere Bigotterie. Die Heilkunst war ein Eingriff in die Rechte der göttlichen Vorsehung; man heilte die Kranken mit Segensprüchen, Teufelanstreibungen, durch Heiligenbilder und Reliquien.

Dabei galt natürlich die Wissenschaft und die Heilkunst als selbstständige Forschung für Teufelswerk, das eigentlich auf den Scheiterhaufen gehörte[4].

Das grösste Hinderniss für den Fortschritt der theoretischen und praktischen Heilkunde in den letzten Jahrhunderten, auch im 18., dem der Aufklärung, war aber doch die Trennung und verschiedene Werthschätzung der Medizin und der Chirurgie, wie

---

[1]) Vgl. auch H. Frölich, Einige der ältesten Abhandlungen über Schusswunden. Langenb. Arch. 27. Bd. S. 594 (1882).

[2]) Vergl. dazu die Vorrede zu Purmann's „kuriösen chirurgischen Observationen" (1710), wo dieser Art der Fortbildung recht wenig Werth beigelegt wird; ebenso bei Gehema (s. u.).

[3]) Weitere Beiträge zur Geschichte des Schiesspulvers und der Geschütze, Festschrift zur 100jährigen Stiftungsfeier des med.-chir. Friedr.-Wilh.-Institutes. Berlin 1895.

[4]) Vergl. J. D. E. Preuss: Das Königl. Preuss. med.-chir. Friedr.-Wilh.-Institut. Berlin 1819.

sie nach den Kirchenversammlungen des 12. und 13. Jahrhunderts, zuletzt seit 1294, seit dem Verbote für die katholischen Geistlichen, Operationen vorzunehmen, sich entwickelt hatte. „Ecclesia abhorret a sanguine“, oder „Ecclesia non sitit sanguinem“; die chirurgische Thätigkeit fiel ungebildeten Bartscheerern und Badern zu, die bis 1406 sogar zu den unehrlichen Leuten gezählt wurden, entweder eine Barbierstube hielten mit Gesellen und Lehrlingen, die kaum etwas Anderes als Bartscheeren, Pflasterstreichen und Schröpfen lernten, oder als Marktschreier, Quacksalber, Okulisten, Stein- und Bruchschneider — Paracelsus nennt sie die Folterhansen — das Land durchzogen.

Von der Ober-Lausitz erzählt der Pastor Knauthe (1763), dass dort im 16. Jahrhundert die Juden die Chirurgie getrieben hätten, weil man „in denen damaligen Zeiten dieselbe vor unanständig hielt“. (Gründer, Geschichte der Chirurgie. 2. Ausg. 1865.) — Schwere, verantwortungsvolle Operationen waren für den ortsangesessenen Arzt oder Chirurgen zu gefährlich; bei ungünstigem Ausgange riskirten sie Kopf und Kragen — zum Mindesten aber ihre Praxis. Die Jahrmarktsärzte warteten den Erfolg nicht ab; hier und da durften sie es nicht, wie z. B. in Brandenburg nach dem ersten Medizinal-Edikt von 1685, wonach sie erstens vom Kolleg. Med. geprüft werden mussten, ob auch alle die ausgehängten Kaiserlichen und anderen Privilegien ächt wären, und zweitens „über 4 Tage in den Jahrmärkten nicht feil halten sollten“. Uebrigens scheinen unter diesen Leuten einige wirklich geschickte Männer gewesen zu sein, die die Technik ihres Spezialfaches beherrschten.

Von den chirurgischen Wandervögeln abgesehen, theilten sich die Uebrigen wieder in zwei feindliche Parteien, die der Bader und die der Barbierer. Das Schröpfen war Sache der Bader; die übrigen Verrichtungen wurden von Beiden gemeinschaftlich behandelt. So schreibt ein ungenannter „unpartheyischer Liebhaber der Medizin und chirurgischen Wissenschaften“ im Jahre 1758 in einer „Abgenöthigten Beantwortung der von einigen Medicis wider die Chirurgos mit vielen aufgebürdeten Unbilligkeiten herausgegebenen Schriften“. Auch der Verfasser meint, dass sowohl ein Medicus als ein Chirurgus Ursache genug habe, einer von diesen Wissenschaften allein nachzuhängen, wenn er das weite Feld derselben gehörig übersehen wolle; aber auf dem Lande, weit von Medicis und Apotheken, sind „die Baders nicht ganz Unberuffene in der Medizin. Und als Feldscheerer müssen die Chirurgi nothwendig von innerlichen Krankheiten und denen darzu dienlichen

Arzneymitteln Kenntniss haben."[1]) Wir erfahren auch aus dieser Schrift, dass es nicht immer nur Stolz oder Messerscheu war, wenn der Medicus nichts Chirurgisches that. Wo es doch einmal geschah, da zeigte sich der selbst eifersüchtig beobachtete Barbier oder Bader auch als aufmerksamer Hüter des eigenen Gebietes, und glaubte, „wenn Medici ihre Pflichten bey Seite setzten, ihre Grenzen überschritten, sich Chirurgischer Operationen unterfingen", seine Eingriffe in die medizinische Praxis als Wiedervergeltung betrachten zu können. Auch Formey, der Akademiker und Medicus, klagt in seiner „Medizinischen Topographie von Berlin" (Altenburg 1779) darüber, dass die Wundärzte so oft innere Kuren machten. Berlin hatte damals „gewöhnlich 40—50 praktisirende Aerzte. Ausser ihnen haben alle Regimentschirurgen, deren Zahl sich auf 8 bis 10 beläuft, das Recht, zu praktisiren".

Die Trennung der Medizin und Chirurgie findet sich allerdings schon sehr früh, z. B. in den Sammelwerken des Celsus, Galenus, Oribasius, Aëtius u. A.; aber sie sind dort immer gleichwerthige Theile der ganzen ärztlichen Kunst. Im Mittelalter war dagegen der richtige, auf der Universität gebildete Medicus, wenigstens in Deutschland, sehr geachtet und sah stolz auf den Chirurgen, der im besten Falle sein Handlanger war, herab. Noch im Jahre 1780 sagt Voitus[2]) darüber: „Wer etwas mer als gemeinen Menschensin und Geld hat, dünkt sich zur Wundarzneikunst weit zu klug, und wird ein Ueberläufer zur Medizin. Wer wolte auch nicht für sein bares Geld lieber Herr als Knecht seyn." Für eine bessere Vorbildung der Chirurgen geschah wenig oder nichts; fast ausnahmslos aus ärmlichen, niedrigen Verhältnissen hervorgegangen — aus besseren Stän-

---

[1]) In dem Medizinal-Edict von 1725 findet sich auch im „Formulare juramentorum" der „Eyd eines Chirurgi, an einem Ort, wo kein Medicus ist" (No. 25 ad § 2).

[2]) J. C. F. Voitus, Zwei Reden an die jungen Wundärzte, gehalten auf ihrem öffentl. Hörsaal in Berlin. 1780 (Herrn Leibarzt Richter in Göttingen gewidmet). Auch der Regimentschirurgus Chr. Fr. Ollenroth, der eine sehr interessante Schrift „Ueber die nothwendigsten sittlichen Eigenschaften und Pflichten eines militairischen Unterwundarztes" verfasste (Halle 1791), tritt energisch den Angriffen eines Dr. Uhde entgegen; dieser hatte sich über die Chirurgen, und besonders über die Armee-Wundärzte, verächtlich geäussert. Auch O. erklärt die Trennung der Medizin von der Chirurgie für überflüssig und schädlich. — Der Bildungsgang der Regimentswundärzte wird auch von Nicolai ausführlich beschrieben und dabei das Colleg. med. chir., dessen Director 1786 Cothenius war, sehr gerühmt. (Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam, Berlin. 1786. S. 712.)

den wählte Niemand das verachtete Handwerk — waren sie auch nicht fähig, selbst ihre Lage zu verbessern und ihren Stand zu heben. Diese tief eingewurzelten Missstände auf der einen und Vorurtheile auf der anderen Seite waren schwer zu beseitigen; die Mehrzahl der bedeutenderen Aerzte wünschte gar keine Aenderung oder hielt sie für praktisch nicht durchführbar. Auch Männer, wie Voitus, Tscheggey, Mursinna u. A., die mit grosser Begeisterung für eine bessere Ausbildung der Chirurgen auch in der Medizin sprachen, betonen immer wieder, wie schwierig das sei. Voitus, der die Oberaufsicht des Medicus über den Chirurgen mit den Worten abfertigt: „Wer die Chirurgie nicht ausübt, kann sie nicht verstehen, und wenn er Salomonis Weisheit hätte", und der der Meinung ist, dass der Chirurgus, ohne den ganzen Zusammenhang der medizinischen Wissenschaften begriffen zu haben, nichts Gründliches in seiner Kunst wissen könne; der als Lehrer am Collegium medico-chirurgicum für die Vereinigung lebhaft eintritt, betont immer wieder, dass „der Umfang der Kunst in Rücksicht der unendlichen Gattungen von Krankheiten zu gros für einen Man ist"; das Wissen soll sich auf Beides, die Ausübung aber nur auf eins beziehen. Dieselben Betrachtungen finden sich bei Mursinna[1]), Tscheggey[2]) und vielen Anderen, die die Trennung der Chirurgie von der Medizin tief beklagen, aber gleichzeitig die Aufgabe, Arzt und Wundarzt in einer Person zu sein, für eine sehr schwierige halten. Wir erfahren von Georg Fischer[3]), dass auch Desault eine gleichzeitige und vollkommene Ausübung beider Wissenschaften nicht für möglich hielt. Als Gegner der Vereinigung sind auch noch Hufeland, Reil, Jüngken, Eschenbach und Formey zu nennen. Ein Professor der Chirurgie, der im Jahre 1774 öffentlich für die Vereinigung auftrat, wurde von Aerzten und Chirurgen (!) verhöhnt und durch Aufhetzen der Studenten in ernstliche Gefahr gebracht. Ja, noch im Jahre 1794 wurde von 14 Arbeiten darüber der Preis von der Erfurter Akademie der einzigen Arbeit zuerkannt, die sich gegen die Vereinigung aussprach.

---

[1]) Chr. Ludw. Mursinna, Schilderung eines Wundarztes. Berlin 1787. Ueber die Vereinigung der Medicin mit der Chirurgie. Berlin 1809 und: Die alte und die neue Chirurgie. Berlin 1811.

[2]) C. Fr. Tscheggey, Wie erreicht der Zögling der Königl. med.-chirurg. Pépinière die Zwecke des Instituts und welche Mittel reicht die Anstalt ihm hierzu dar? Gelegenheitsschrift zum 16. Stiftungstage. Berlin 1810.

[3]) Georg Fischer, Chirurgie vor 100 Jahren. Hannover 1876. (Ein hochinteressantes Werk, das viel mehr enthält, als der Titel besagt.) S. 270. Vergl. S. 44 ff.

Mit besonderer Schärfe treten diese Gegensätze in zwei Streitschriften aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts hervor. In der einen (1709) nannte Goelicke in Halle die Medizin seiner Zeit verstümmelt, weil ihr die Chirurgie und Apothekerkunst fehle[1]). Er behauptet freilich, die Medici seien in einer immerwährenden Armuth und nicht mehr, wie sonst, die Herren, sondern Knechte der Chirurgi und Apotheker. Diese und andere Uebertreibungen und Widersprüche sowie der häufige Hinweis auf den Geldpunkt, auf die Erhöhung der Einnahmen des Medicus durch die Ausführung chirurgischer Operationen und durch Selbst-Dispensiren von Arzneimitteln bilden die schwachen Stellen des Vortrags und die Hauptangriffspunkte für seinen Gegner Gerhard Stoer, Doctor und Practicus zu Hannover, der allerdings erst 1727 mit seiner Schrift hervortrat[2]). Stoer ist verwundert über G.'s Vorschläge, da von allen rechtschaffenen Medicis sowohl die Chirurgie als Pharmacie nicht bei Seite gesetzet, sondern als höchstnöthige Stücke mit allem Fleiss getrieben würden, so dass sie die Operationen, obwohl sie sie nicht selbst exerzirten, doch anzuordnen und zu dirigiren wüssten. Ganze Chirurgi, welche nicht viel weniger, als ein Medicus müssen erfahren haben, sind billig mit den Medicis in gleichen werth; das sind aber rarae aves, die Mehrzahl versteht zu wenig und bedarf des Rathes der Medicorum. Man müsse sie besser unterrichten, aber unter der Aufsicht der Medici hätten sie zu bleiben. — Von der Selbst-Dispensation können wir hier absehen; wenn Goelicke aber auch in seinen Motiven wenig ideal und schwach in der Beweisführung ist, so war er doch auf dem richtigen Wege. Er will die Barbierer, Bader und dergleichen nicht aus ihren Werck-Stuben vertreiben, das würde unmöglich seyn; er will auch die Obrigkeit nicht um Hülffe anflehen, das würde doch

---

[1]) Andreae Ottomar Goelicken's medicinisch-juristische Disputation, worinnen er erweisen will, dass die Artzeney-Kunst, welche bis daher durch Absonderung der Apotheker- und Wund-Artzney-Kunst verstümmelt worden, durch wieder Annehmung und Zuziehung dieser zwey Stücke in vorigen Glantz und Vollkommenheit müsse gesetzet werden. (De mutilo medicinae corpore resarciendo per chirurgiam et pharmaciam postliminio revocandas.)

[2]) Gerhard Stoer, Untersuchung der Frage: Ob es nöthig, nützlich, billig und möglich sey, die Praxin der Medicin-, Chirurgie- und Apotheker-Kunst in einer Persohn zu vereinigen. Helmstaedt 1727.

(Beide Schriften sind von Stoer zusammen veröffentlicht.)

Goelicke hat übrigens geantwortet in der Schrift: De chirurgiae cum Medicina conjunctione. Frankf. 1735. Diese konnte ich mir leider nicht verschaffen; ich fand sie nur in Heister's „Scriptores mei chirurgici“ in den Institutiones, Amsterdam 1739, erwähnt.

Nichts nutzen; er schlägt vor, den Unterricht auf Universitäten so einzurichten, dass jeder Studiosus die nöthige Fertigkeit in der Ausübung der Operationen sich aneignen könne. So sollte allmählich die Chirurgie der Medizin wieder zugeführt werden, damit das Wort: „Unus erat toto Medicinae vultus in orbe“ wieder Geltung habe. Das Ziel wurde erreicht, aber doch erst nach langen Kämpfen; vorläufig stritt man sich darüber, wer älter sei, die Medizin oder die Chirurgie; wer in seinem Wirken sicherer sei, der Arzt oder der Chirurg (z. B. de Santeul Paris 1739, Questions de médicine, où il s'agit de savoir, si le médecin est plus certain que le chirurgien).

Die zahlreichen Aerzte, die zur Erweiterung ihrer Kenntnisse ins Ausland, beonders nach Holland, England und Frankreich reisten, wohnten sehr häufig bei berühmten Chirurgen und übten sich fleissig in der Anatomie und Wundarzneikunst. Das wird z. B. in den etwas schwülstigen „Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetztlebender berühmter Aerzte und Naturforscher in und um Deutschland von Fr. Börnern“, Wolfenbüttel 1749 (der letzte Theil von Baldinger) jedesmal besonders betont: C. A. von Bergen, A. Vater, A. E. v. Büchner, M. D. Mauchard, Eller, Chr. Horch, J. S. Grapius, B. S. Albinus, J. G. Günz, C. L. Mögling, J. G. Duising, G. C. Derthardinge — Männer, die später als Universitätslehrer oder als vielbeschäftigte Aerzte weit berühmt waren, hatten auf diese Weise ihre chirurgischen Kenntnisse ergänzt. Viele, z. B. Mauchard, Grapius und Werlhof, gingen auch längere Zeit zu L. Heister nach Altdorf und später nach Helmstädt — nur wenige nach Berlin, obgleich Börner (p. 56) sagt: „Wo treffen wir aber wohl heute schönere Anweisung dazu (sc. zur Chirurgie) an, als in dem Königl. Berlin?“ Nach alledem müssen wir zugeben, dass viele Medici puri in ihrer Studien- und Reisezeit, und manche selbst Jahre lang eifrig Anatomie und Chirurgie getrieben hatten. Aber was half es? Mit wenigen Ausnahmen verzichteten sie, nach Hause zurückgekehrt, auf die Ausübung der Chirurgie und verloren deshalb auch bald, wie Voitus sagt (s. o.), die Fähigkeit, chirurgische Eingriffe zu beurtheilen. Bekannt ist das Wort A. v. Haller's, der 17 Jahre lang als Professor der Chirurgie in Göttingen wirkte, aber nie eine Operation an Lebenden machte, „nimis ne nocerem veritus.“ Auch Haller war in Holland, England und Frankreich gewesen und hatte u. A. bei le Dran gewohnt und sich bei ihm in der Wundarznei, besonders aber in der Zergliederungskunst geübt (Börner p. 177). Börner selbst, der in allen seinen Biographieen den hohen Werth der chirurgischen Ausbildung für den Arzt und die hohen Verdienste derjenigen

Aerzte um die Heilkunst betont, die die Medizin mit der Chirurgie so rühmlich verbinden, und ebenso die Vorzüge derjenigen hohen Schulen hervorhebt, wo man vor anderen Gelegenheit hat, in beiden Wissenschaften eine gründliche Anleitung zu bekommen (p. 300), sagt einige Seiten weiter (p. 346): „Wie weislich hat man nicht daher zu der Zeit der Reinigung der Medizin schon dadurch gehandelt, dass man die Medizin, Chirurgie und Pharmacevtik von einander getrennt und drey verschiedenen Personen aufgetragen, da sie vorhero in einer vereinigt waren.“ Wenn auch Börner, wie es scheint, damit besonders die Lehrstühle an den Universitäten gemeint hat, die ja getrennt sein müssen, so ist er doch ebenso unsicher, wie die grosse Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ob trotz Ausdehnung der Wissenschaft, trotz des: ars longa, vita brevis, die Vereinigung der Medizin und Chirurgie möglich sei. Dabei hatten gewichtige Stimmen sich schon lange vorher dafür ausgesprochen. Lanfranchi, der 1295 von Italien nach Paris übergesiedelt war, lehrte die gesammte Heilkunde. Paracelsus sagt: „Lernts beyde oder lass bleiben;“ er weist sehr häufig auf das Widernatürliche der Trennung beider Wissenschaften hin; J. A. Jungken schreibt in der s. Z. weitverbreiteten Chirurgia manualis (Nürnberg 1700), dass durch schädliche Unachtsamkeit der alten Medicorum unserer Vorfahren es dahin gerathen, dass die Medizin von der Chirurgie gänzlich abgerissen sei und empfiehlt das Studium beider, „gleich als von den ersten Medicis geschehen.“ Schon Ambroise Paré (1. Bd. I p. 12, III p. 72 u. a. a. O.)[1]) erwähnt, dass Hippokrates, Galen, Aëtius, Aegineta, Avicenna Medizin und Chirurgie betrieben und bearbeitet hätten „pour la grande affinité et liaison qu'il y a entre les deux: et seroit bien difficile en faire autrement.“ Aber (p. 94) ein Einzelner kann sie schwer Beide lernen und ausüben, was früher wohl möglich war. — John Read schreibt 1588: „in these our daies, chirurgerie is denided from phisik, not without great hurt to minkinde“ (s. D'Arcy Power, Meningitis in its surgical aspects, The Clinical Journ. 20. Mai 1896). In England bestand die Trennung auch, aber ohne gleichzeitige Herabsetzung der Chirurgie, welche mindestens in demselben Ansehen stand, wie die Medizin. Für die Vereinigung trat zuerst und besonders Kirckland (1783) ein, der, wie wir sehen werden, in seinen Thoughts on amputations (1786) sich auch als einer der Ersten der konservirenden Methode Bilguer's zuwandte. Dass es noch viel früher Aerzte gab, die zugleich Chirurgen waren, können wir aus einer Stelle bei Felix Wirtz

---

[1]) In der Ausgabe von Malgaigne, Paris 1840.

(Practica. IX. Kap.) schliessen: „Dann so einem Artzet, er sey Wund- oder Leibartzet, oder beydes zusammen, wie sie sich heut diss tags nennen" u. s. w. (Die Bezeichnung „Leibartzet" für Medicus findet sich übrigens auch bei Fabriz v. Hilden.) Auch Purmann sagt in der Vorrede zu seinem „Lorbeerkranz": Beide sind „so genau mit einander verbunden, dass keines ohne des andern seyn und bestehen kann." Jeder rechtschaffene Medicus, der ein vollkommener Doctor Medicinae sein will, muss auch die Chirurgie gründlich kennen, „ob er schon nicht alle Handgriffe kan und selbst mit Hand anleget." (Nicht unähnlich dem heutigen Hausarzt und inneren Kliniker.) Aus dem 18. Jahrhundert wäre noch die Schrift Riegel's zu nennen: De fatis faustis et infaustis chirurgiae, necnon ipsius interdum indissolubili amicitia cum medicina caeterisque studiis liberalioribus ab ipsius origine ad nostra usque tempora commentatio historica. Hafniae 1787 (Kopenhagen). — Schmucker sagt in der Vorrede zu seinen Wahrnehmungen: „Sie haben Beyde die Gesundheit und Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zum Gegenstande, und sie stehen folglich in gleichem Werthe." Heister (s. z. B. seine Chirurgie p. 6) trat lebhaft für die Vereinigung ein[1]), ebenso Schmucker (a. a. O.) und später A. G. Richter[2]) und Justamond. Nach Letzterem sind die zwei Wissenschaften der inneren Heilkunde sowohl als der Wundarzneikunst gar nicht von einander zu trennen; derjenige, welcher sich mit Ausübung der einen abgiebt, muss sich gleichmässig auch mit der anderen beschäftigen (l. c. p. 3). — 100 Jahre vorher, 1690, hatte Abraham v. Gehema[3]), früher Rittmeister, später Medicus, den Vorschlag gemacht, die Feldscheerer besser auszubilden, und zwar in der Chirurgie und der Medizin (s. u.).

Da sich die Nachtheile der mangelhaften und einseitigen Vor-

---

[1]) De Chirurgia cum Medicina necessario conjungenda; Helmstaedter Dissertation, 1731 (respondente D. Materno). Ebenso Stahl, Halle 1705: De medicinae et chirurgiae perpetuo nexu; Burchard, Rostock 1727: De chirurgiae notitia Medico necessaria; Diedrich, De necessaria therapiae internae cum externa conjunctione. Diss. Halle 1763.

[2]) De dignitate Chirurgiae cum Medicina conjungendae. Göttingen 1766.

[3]) Vergl. auch: Schickert, Die militärärztlichen Bildungsanstalten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Festschrift. Berlin 1895. — Gehema tritt sehr warm für das Studium der Chirurgie ein; in der Vorrede zu seinen Observ. chir. (s. u.) sagt er 1682: „Ich möchte wohl gerne wissen, warum die Chirurgie unwehrter als die Medicina seyn solte? da sowohl die eine als die andere einerley Zweck hat." Er führt den grossen Bontekoe an, der trotz seiner grossen Dignitäten am Chur Brandenburgischen Hoffe sich nicht gescheuet und geschämet, sich in chirurgicis zu exerciren.

bildung der Aerzte ganz besonders bei der Armee fühlbar machten, ist es auch natürlich, dass hier zuerst auf eine Besserung hingewirkt wurde, und ebenso natürlich ist es, dass man hier zu dem Zwecke nicht die Ausbildung der Medici, von denen nur sehr wenige beim Heere fest angestellt waren, änderte, sondern bestrebt war, für eine bessere Ausbildung der Chirurgen, der Feldscheerer zu sorgen. Das ging nur langsam und konnte wirklichen Erfolg erst haben, als man grössere Anforderungen an die Erziehung und Vorbildung der angehenden Wundärzte stellte; erst dánn war es möglich, ihren Rang zu erhöhen und so allmählich den ganzen Stand zu heben. Den Weg durch die Barbierstube plötzlich zu verbieten und ihn durch das Universitätsstudium zu ersetzen, wie es, allerdings auch erst 1783, in Oesterreich geschah, (s. Fischer, S. 46), wagte man nicht; der Stand ergänzte sich auch damals noch aus niederen, ungebildeten Kreisen; die jungen Leute waren ohne Erziehung und für wissenschaftliche Studien gar nicht vorgebildet. Auch das zeigte sich wieder am deutlichsten am Feldscheerer, der in niederer Stellung, selbst roh und ungebildet, dahinlebte in ebenso beschaffener Umgebung, die Offiziere jener Zeit nicht ausgeschlossen (Fischer). Der erste Fortschritt wurde durch Friedrich Wilhelm I. geschaffen, der auf den Rath des Generalchirurgus Holtzendorff im Jahre 1713 das Theatrum anatomicum in Berlin gründete: in exercitus populique salutem. (S. u. a. Küster's Altes und Neues Berlin, 1756, III. S. 175). Nach König's Versuch einer historischen Schilderung Berlins (III. S. 50) hatte Kurfürst Friedrich III. schon im Jahre 1694 für das Colleg. medic. eine Anatomie-Kammer anlegen lassen, um Vorlesungen über die Zergliederungskunst des menschlichen Körpers zu halten.

Ein ähnliches Institut war 1711 in Halle, und wurde 1716 in Hannover errichtet[1]); 1718 in Wien, 1738 in Göttingen. Das Berliner Institut bekam 1719 ein besonderes Reglement für die Vorlesungen und wurde 1724 zum Colleg. medico-chirurgicum, zur Ausbildung von Medico-Chirurgen für das Heer und das platte Land erweitert. Das war der Anfang einer Wiedervereinigung von Chirurgie und Medizin! Freilich blieb der Medicus purus noch lange in seiner hohen Stellung dem Wundarzte gegenüber. In der 1726 begründeten Charité[2]), die hauptsächlich zur

---

[1]) A. Burghard, Rede zur Feier der Einweihung des neuen Gebäudes der anatomischen Anstalt zu Hannover, 6. Oct. 1877 (S. 17).

[2]) 1709 als Pest-Krankenhaus gebaut, nicht benutzt; 1710 Garnisonlazareth vor dem Spandauischen Thore, 1726 „Charité", 1727 eröffnet; 1735 schenkte Friedrich Wilhelm I. 100000 Thaler zur Vergrösserung. — S. Eller, Nützliche

besseren Ausbildung von Wundärzten für die Armee dienen sollte, musste der „Oberchirurg und Operateur“ nicht nur bei inneren Krankheiten, sondern auch bei allen wichtigen Operationen den Medicus zuziehen; dieselbe Verpflichtung hatte der die geburtshilfliche Station leitende Oberchirurg. In dem 1748 errichteten Invalidenhause war der Stabsmedicus von Zinnendorf Chefarzt; unter ihm wirkten ein Pensionärchirurg und mehrere Unterchirurgen (Schjerning, S. 4). Zuerst waren auch hier französische Chirurgen angestellt, die 1740, weil der Mangel an guten Wundärzten sich sehr fühlbar machte, von Friedrich dem Grossen unter Vermittlung J. L. Petit's als Instruktoren berufen waren. Ihre Wirksamkeit musste bald eingeschränkt werden; schon 1772 äusserte sich der König selbst sehr abfällig über ihre Leistungen, und 1790 (unter Theden) wurden sie ganz abgeschafft. (Schjerning, S. 3, Fischer, S. 302, Preuss, Urkundenbuch, S. 233). Jedenfalls war auch diese Berufung eine, wenn auch verfehlte, aber doch gut gemeinte Maassregel zur Hebung des chirurgischen Könnens der preussischen Feldscheerer durch die damals ganz besonders hochgeschätzte französische Chirurgie.

Uebrigens hatte auch Maria Theresia böse Erfahrungen mit den von ihr berufenen französischen Chirurgen gemacht. Gerade sie waren es, die nach der damals in Paris herrschenden Lehre „Arme und Beine dutzendweise abschnitten“, ein Unfug, dem zuerst (1761) Bilguer entgegen trat, und den Friedrich d. Gr. noch 1781 in der Instruktion für die Lazarethdirektoren heftig tadelt. In der österreichischen Armee scheinen sie sich aber doch wohler gefühlt zu haben, als in der preussischen, denn L'Heureux, Oesterreichischer Stabs-Chirurg, erzählt in seiner Schrift: „Bewahrungsmittel wider die Wirkung der übeln Luft in den Feldspitälern auf die Gesundheit. Wien. 1783“, er sei 1757 nach der Schlacht bei Prag zur Besorgung der eigenen Verwundeten zu den Preussen geschickt. Der König von Preussen habe 12 französische Wundärzte, die man Pensionisten nennt; sie folgen der Armee dem Schein nach. Einige von ihnen sagten: „Sie können nicht glauben, was für Sklaven wir sind: wir haben ein Ver-

---

und auserlesene medicinische und chirurgische Anmerkungen, Berlin 1730; ferner Fischer (giebt 1724 an), Schjerning (in den Erinnerungsblättern zur 100jähr. Stiftungsfeier des med.-chirurg. Friedrich-Wilhelms-Instituts, Berlin 1895), Gurlt (in „Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preussen“, Berlin 1875), Schaper (in seinem Beitrag zur Festschrift zur 100jähr. Stiftungsfeier des med.-chir. Friedr.-Wilh.-Inst., Berlin 1895), Schickert. — Die ersten Directoren waren Eller, Prof. am Colleg. med. chir., und Prof. Senff, Regimentsfeldscheerer des Regt.'s Gens d'Armes (s. u.).

bot, kein Glied abzulösen; wagen es nicht auf Urlaub zu gehen, sind angeschmiedet. Heureux, dem es nahe gelegt wurde, überzutreten, bedankte sich dafür. — Bei König (V, 1. S. 65) sind die Namen der 12 von Friedrich d. Gr. berufenen französischen Wundärzte angeführt.

Als weitere, demselben Zwecke dienende Bestimmung ist die Sendung einer ganzen Reihe von Armee-Wundärzten ins Ausland, fast regelmässig auf zwei Jahre, sei es zu Feldzügen, sei es im Frieden in die grossen Lazarethe und Institute von Paris, London, Wien u. s. w. zu nennen. So wurden die Regimentsfeldscheerer Brandhorst, Bouness und Cassebohm im Jahre 1716 nach Paris geschickt, wo z. B. Woolhouse für einen Kursus in Augenkrankheiten, den Bouness bei ihm nahm, ein Honorar von 1000 Livres von Friedrich Wilhelm I. bekam; dass Holtzendorff seine Reise nach Wien, Turin und Paris im Jahre 1707 und 1708, also noch unter Friedrich I., auf Staatskosten machte, ist wahrscheinlich, aber nicht bestimmt nachzuweisen. (Eine Liste der späteren offiziellen Reisen preussischer Militärchirurgen ins Ausland giebt Preuss in seiner Geschichte des Institutes. Berlin. 1819. Beil. P. S. 170.) Im Jahre 1737 wurden mehrere Feldscheerer (u. A. Pistor) während des Türkenkriegs zur russischen Armee, Schmucker 1737, Henckel 1739 nach Paris, mehrere (u. A. Voitus) 1744 von Friedrich dem Grossen ebenfalls nach Paris, Salomo zur russischen Armee, Goercke 1787 nach Italien, Frankreich, England, Holland und Wien geschickt, wo der letztere besonders die Einrichtungen der Josephs-Akademie studirte. Ausführliche Berichte über diese Reisen, wie den von Hunczowsky (Wien) über Paris und London, besitzen wir leider nicht. Alle diese Maassregeln dienten direkt zur Hebung des Ansehens und der Ausbildung der Armee-Wundärzte und dadurch indirekt zur Gleichstellung, und schliesslich zur Vereinigung der Chirurgie mit der Medizin. Wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, welche diesen Bestrebungen entgegenstanden, wird man es nicht wunderbar finden, dass noch in dem von Fritze und Theden im Jahre 1787 ausgearbeiteten Feldlazarethreglement die scharfe Trennung durchgeführt ist (Schickert, S. 10); dass immer noch innerlich Kranke besonderen Lazarethen überwiesen und vom Stabsmedicus behandelt wurden (Fischer, S. 306, Gurlt, S. 13, Baldinger). Der grundgelehrte Leibarzt Moehsen, der Theden seinen „wirdigen alten Freund“ nennt und von der deutschen Heilkunde glaubt, dass ohne die vielen Zerrüttungen durch den dreissigjährigen Krieg und ohne die Furcht vor Gespenstern bei Berücksichtigung der Ana-

tomie uns gewiss keine Nation in der Medizin und Chirurgie irgend einen Vorzug abgewonnen haben würde, Moehsen kommt noch 1783 zu dem Schluss, dass es nicht zu empfehlen sei, die alte Verbindung der Lehrlinge in der Chirurgie mit den Barbierern aufzuheben. Vorläufig bleibe nichts übrig, als so viel wie möglich den Unterricht der Lehrlinge zu verbessern[1]). Die Möglichkeit des Lernens und Strebens nach tüchtigen Kenntnissen war in Preussen gegeben: wer im Colleg. medico-chirurgicum studirt hatte und in der Charité praktisch thätig gewesen war[2]), hatte eine Ausbildung, wie sie in jener Zeit mancher studirte Arzt nicht besass. Es war desshalb auch vollständig gerechtfertigt, dass den Regimentsfeldscheerern schon im Jahre der Verwandlung des Garnisonlazarethes vor dem Spandauischen Thore in die Charité, 1726, erlaubt wurde, innerlich und äusserlich zu kuriren (s. u.).

In Oesterreich hatte Joseph II. 1781 die medizinisch-chirurgische Schule gegründet, aus der 1785 die Josephs-Akademie wurde. Sie ernannte Magister und Doktoren; nur diese konnten Militärärzte werden. In Frankreich hatten ähnliche Einrichtungen nach der Gründung der Académie de chirurgie seit 1731 bestanden; eine wirkliche Vereinigung der Medizin und Chirurgie, durch Chaussier und Fourcroy 1789 empfohlen, wurde auch hier erst Thatsache mit der Stiftung der Ecole de Santé im Jahre 1794. Die Revolution hat damit nichts zu thun (G. Fischer); sonst würden nicht dieselben Bestrebungen zu derselben Zeit und sogar noch früher in Oesterreich und Preussen Anerkennung gefunden haben.

Bei uns war ein weiterer Fortschritt trotz des Wohlwollens und der steten Fürsorge des Herrscherhauses, die bei der Feier des 100. Stiftungstages des Friedrich Wilhelms-Institutes der jetzige Chef des preussischen Sanitätskorps ausführlich und in beredten Worten schilderte[3]),

---

[1]) J. C. W. Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Berlin u. Leipzig 1783.

[2]) Laur. Heister schickte seinen Sohn zur weiteren chirurgischen Ausbildung nach der Charité, wo er bei Senff hörte, s. Institutiones Chirurg. Amsterdam 1739. p. 985 u. 1039. — Der Bildungsgang des Regiments-Chirurgus in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird ausführlich von Ollenroth, Nicolai und Theden beschrieben (s. o.).

[3]) v. Coler, Festrede zur Feier des hundertjährigen Bestehens des mediz.-chirurg. Friedrich-Wilhelms-Institutes. Berlin 1896. (Die grossen Verdienste der preussischen Könige um die medizinische Wissenschaft, speciell um das Sanitätswesen der Armee, werden auch von Port in seiner sonst sehr absprechenden Schrift: „Den Kriegsverwundeten ihr Recht", Stuttgart 1896, voll anerkannt.) Vergl. auch E. Richter, Allgemeine Chirurgie der Schussverletzungen im Kriege, Breslau 1877, S. 391.

trotz der unermüdlichen Energie und Zähigkeit, mit der Männer, wie Schmucker, Bilguer und Theden an der weiteren Verbesserung der Lage und Ausbildung der Armee-Wundärzte arbeiteten, hauptsächlich wegen pekuniärer Schwierigkeiten nur langsam zu erreichen — aber er wurde erreicht: dem Generalchirurgus Goercke, der „in vollster Manneskraft stehenden energischen Persönlichkeit gelang, was dem alternden Theden versagt war“ (Schickert, S. 14). Und dieses langerstrebte Ziel war die Gründung der chirurgischen Pepinière zur besseren Ausbildung von Medico-Chirurgen für die Armee. Damit war auch die volle Vereinigung der beiden Wissenschaften besiegelt, wenn es auch noch 11 Jahre dauerte, bis keine Feldmedici mehr angestellt, bis Kranke und Verwundete ausschliesslich von Medico-Chirurgen behandelt wurden (Schjerning, S. 8). Als nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die besseren Klassen nicht mehr vom Militärdienst befreit waren, musste die Ausbildung und damit die Stellung der Aerzte des „Volkes in Waffen“ weiter verbessert werden. Nach Gründung der Pepinière war das nicht mehr so schwer als vorher. Das Haus war fertig; sein weiterer Ausbau war jederzeit möglich. — Zur vollen und allgemeinen Durchführung kamen diese Maassregeln erst sehr spät, 1825 in der Prüfungsordnung und definitiv 1852 durch Abschaffung der sogenannten Wundärzte I. und II. Klasse, die zum grossen Theil aus den Chirurgenschulen hervorgegangen waren.

II. Die Medizin im 18. Jahrhundert: der Medicus in der Armee: Litteratur über Feldkrankheiten.

Die Geschichte der allmählichen Vereinigung beider Theile der Heilkunst und der Gleichstellung ihrer Vertreter würde unvollständig sein, wenn nicht auch der Zustand der inneren Medizin im vorigen Jahrhundert wenigstens kurz dargestellt würde. Das Bild ist wenig erfreulich: und wenn man den Wundarzt und Feldscheer jener Zeit mit Recht als grob und unwissend bezeichnet, dann muss die Mehrzahl der Aerzte ähnlich eingeschätzt werden; sie hatten nur den zweifelhaften Vorzug, sich in der Verachtung jeder praktischen Erfahrung höchst gelehrt vorzukommen, wenn sie mit theoretischen Spitzfindigkeiten glänzen und möglichst jeden Krankheitsfall in das gerade herrschende und stets unfehlbare „System“ gewaltsam hineinzwingen konnten. Und diese Systeme! Auf den Chemiater (Sylvius)

folgt der Jatromechaniker (nach Descartes), auf diesen Sydenham (Naturheilkraft und Beobachtung), auf diesen das mechanisch-dynamische (Hoffmann), das psychische, der Animismus (Stahl), das eklektische (Boerhaave), das System der Irritabilität (Glisson, Haller), das der Nervenkraft (Unzer und Cullen), das der Sthenie und Asthenie (Brown), der Vitalismus (Barthez) — Alles in wenig mehr, als 100 Jahren, oft mehrere gleichzeitig herrschend, jedes begeistert aufgenommen und verbreitet, und bald wieder durch ein anderes verdrängt. Trotz aller Arbeiten vorzüglicher Lehrer und Aerzte, trotz aller Fortschritte in den Naturwissenschaften, trotz aller Aufklärung des vorigen Jahrhunderts wurde in der praktischen Medizin wenig gelernt und wenig geleistet; der fleissige Student schrieb Hefte ab und lernte sie auswendig; Krankenbeobachtung gab's nicht; erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden hier und da Hospitäler an den Universitäten gegründet. Berlin hatte die Charité, aber nur das Collegium medico-chirurgicum, keine Universität. Ausserdem wurde auch beim Studenten nicht nach der Vorbildung gefragt; wer Geld hatte, konnte die Universität Studirens halber besuchen, und wenn er sie verliess, dann hatte er im günstigsten Falle eine grosse Menge theoretischer Kenntnisse, aber gar keine praktische Ausbildung. Wir haben schon erwähnt, dass dieser Mangel häufig durch Reisen ins Ausland, wo die Krankenhäuser grösser, besser und für Lehrzwecke mehr eingerichtet waren, ausgeglichen wurde, aber die grosse Mehrzahl der Aerzte war nicht so günstig gestellt, um auf diese Weise für ihre Weiterbildung sorgen zu können. Sie hatten während der Studienzeit kaum Kranke gesehen; betrachteten die Symptome, stellten sie für ihr „System" zusammen und richteten danach ganz schematisch die Therapie ein. Passte ein Symptomenkomplex nicht in das System, dann war nicht dieses, sondern die Beobachtung falsch und wurde oft genug „korrigirt", um diesen Widerspruch aufzuheben. Dabei herrschte in ärztlichen Kreisen noch vielfach der tollste Aberglaube. In dem „Conspectus historiae medicorum" des Georg Mathiae (Göttingen 1761) finden wir z. B. als Hauptwerke Adam's von Lebenwald, eines berühmten, 1696 gestorbenen Arztes, aufgeführt: „de Virgula divinatrice Metallica; de Unguento Armario et Pulvere Sympathetico, de Transplantatione Morborum, de Magia, Damographia". Christianus Samuel Ziegra, ein Wittenberger, schrieb ca. 1681: „De Magica morborum curatione". Diese Beispiele mögen genügen. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Aufklärung war es noch nicht viel besser. So erklärte der berühmte Konsistorialrath R. Reinbeck noch 1736 öffentlich, dass sein

Schwiegervater, der braunschweigische Leibarzt Rob. Scott im Stande gewesen sei, Gold zu machen. Auch der oft erwähnte Börner hält das Goldmachen für nicht unmöglich, und erzählt, wie der berühmte Dr. Kundmann aus Breslau durch einen Adeptus von der Wirklichkeit des Goldmachens aus Kupfer, Zinn und einer kleinen Menge eines gelben Pulvers überführt sei. Derselbe Kundmann, der viele Reisen gemacht und sich „längst einen ansehnlichen Platz unter den itzlebenden gelehrten Aerzten erworben“, empfiehlt auf's Wärmste den Liquor vulnerarius Dippelii, einen aus 13 verschiedenen Pflanzen gepressten Saft; eine Aqua vulneraria vinosa bestand aus 34 Substanzen (Fischer, S. 309). Allerdings waren andere Balsame noch viel schlimmer in ihrer Zusammensetzung, mussten auch wohl bei zunehmendem Monde unter allerlei Hokuspokus gemischt werden. Dazu kam noch die Einwirkung der Gestirne auf die menschlichen Säfte (s. Burghard, S. 13), die Bedeutung bestimmter Wochentage und Jahreszeiten, die Macht des Teufels und der Hexen — alles Dinge, die damals allgemein verbreitet waren, und heute aus der Laienwelt — noch nicht ganz verschwunden sind. — Uebrigens brauchten die Chirurgen sich gar nicht so ängstlich über ihr schlechtes Deutsch zu entschuldigen; die Medici schrieben nicht viel besser; auch der Verkehr, der Ton unter ihnen scheint nicht immer der beste gewesen zu sein. Med. D. Bollmann in Quedlinburg schrieb die „Wohlverdiente Leporin'sche Castigation“, worin erwiesen wird, dass Herr Polycarpus Leporin für keinen redlichen Medicus mehr passiren könne, sondern dass er sei ein Medikaster und Pfuscher, Erzschelm, Erzehrenschänder u. s. w. Leporin antwortete nicht darauf. (Der letztere hatte u. A. eine Biographie von Hilden und Heister geschrieben; seine Tochter promovirte als Frau Erxleben in Halle 1754: Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studium abhalten, Berlin 1742. — Diss. inaug. med. exponens quod nimis cito ac jucunde curare saepius fiat causa minus tutae curationis, Halae 1754.) — Der streitbare Dr. J. G. Fritze, ein Magdeburger von Geburt, der später kurze Zeit Direktor der Preussischen Feldlazarethe war, schrieb Folgendes: Scharlatanerie und Menschenopfer: Beitrag zur Geschichte der Todtschläge in den medizinischen Annalen auf das Jahr 1780. Dem Doctori bullato Herrn Lehnhardt zu Quedlinburg gewidmet. Leipzig 1782; worauf dieser: „Neumodige Purgirpillen für die beiden medizinischen Quäker, den Herrn Hofrath Ziegler zu Quedlinb. und den H. Hofr. Fritze zu Halberstadt. Erste Dosis. Dessau 1782“ verabfolgte.

Die Urtheile über die Medizin jener Zeit sind dementsprechend

im Allgemeinen sehr scharf. Bacon hatte sie eine reine Konjekturalwissenschaft genannt, Desault ein finstres Labyrinth, in dem man auf's Geradewohl umherstreife; Goelicke (s. o.) ging sehr schlimm mit den Aerzten in's Gericht; A. G. Richter (Ueber Systeme in der Medizin, s. Fischer S. 206) spricht über die Systemsucht seiner Zeit mit vernichtendem Spott; Tscheggey findet in der Medizin den Schimmer sinnreicher Hypothesen, denen das Gebiet rationeller Erfahrung gegenüberstehe; Voitus meint (S. 54), dass die Menschen immer ihre heilbaren Uebel den Unwissenden und die unheilbaren den Gelehrten anvertraut hätten. Unser Altmeister Rudolf Virchow kennzeichnet jene Zeit in treffender Weise mit folgenden Worten[1]: „Ein wüstes und höchst unfruchtbares Gewühl von immer neuen Spekulationen füllte bald den Schauplatz der medizinischen Erwägungen, auf dem sich schliesslich die Missgestalt des thierischen Magnetismus erhob“.[2])

Wir sehen daraus, dass damals die Aerzte — mit wenigen Ausnahmen — nicht einmal auf dem eigenen Gebiete zu Hause waren und deshalb keineswegs das Recht hatten, mit Stolz und Verachtung auf die Chirurgen herabzusehen und sie in ihrem Thun zu controlliren. Das Leben auf den Universitäten, die Art des Unterrichts, der Zustand der Lehre und Wissenschaft brachten es mit sich, dass es nur wenige Männer gab, die im Stande gewesen wären, die ganze Heilkunde zu beherrschen. — Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird öffentlich geklagt über die geringe Achtung, in der beide Theile der Heilkunde, allerdings besonders die Chirurgie und ihre Vertreter ständen. In einer „Sammlung einiger Schriften von dem Ursprung und den Schicksalen der Wundarzneikunst“ (Erfurth 1757), in der 4 Arbeiten von Platner, Slevogt, Schulze und Heister besprochen werden, wird auch schon die Art des Unterrichts dafür verantwortlich gemacht und eine Art klinischer, praktischer Ausbildung, bei den Chirurgen mit Operationsübungen an der Leiche, vorgeschlagen. Eine sehr ausführliche, nicht eben schmeichelhafte Darstellung des Medicus, seiner Bildung und seiner Wissenschaft giebt Friedrich

---

[1]) Rudolf Virchow, Hundert Jahre allgemeiner Pathologie. Beitrag zur Festschrift zur 100jährigen Stiftungsfeier des mediz.-chirurg. Friedr.-Wilh.-Instituts. Berlin 1895.

[2]) Wir dürfen vielleicht hier einen Ausspruch Billroth's aus neuerer Zeit zum Vergleich anführen: „Paris und London sind jetzt für den Mediziner völlig überflüssig; der in Deutschland ausgebildete Arzt kann dort nichts mehr holen. Wir haben Franzosen und Engländer auf allen Gebieten der Medizin weit überholt.“

Hoffmann, der berühmte Arzt und Lehrer in Halle, in der Vorrede zu dem „Erläuterten Nuck" seines Universitätscollegen Heinr. Bass (1728).

Von den Aerzten in der Armee im Frieden und im Kriege sind die Nachrichten recht spärlich; wir wissen nur, dass die Heerführer ihre Leibärzte in's Feld mitnahmen, und dass ihnen oder dem Obrist-Feldarzt gewöhnlich die Aufsicht über das ganze Sanitätspersonal übertragen war. Der Titel „Obrist-Feldarzt" ist, genau genommen, in den alten Schriften und Instructionen nicht zu finden. A. L. Richter, Knorr, Myrdacz u. A. haben ihn aufgenommen aus der von Fronsberger in Ulm über das Landsknechtwesen und Kaiserliche Kriegsgerechte u. s. w. veröffentlichten Schrift. Sowohl hier, wie in einem uns vorliegenden Schriftchen (nach Format und Druck wohl aus E. Horn's Archiv für medicinische Erfahrungen) von Zimmermann (Potsdam) aus dem Jahre 1834, in der auch der Text jener Instruction wörtlich wiedergegeben wird, heisst es „der oberste Artzet" oder „der Oeberst-Feldartzet", aber nicht „Obrist-Feldartzet". A. L. Richter macht übrigens darauf aufmerksam, dass in Oesterreich der Chef des Militär-Medizinalwesens bis zu den 50er Jahren dieses Jahrhunderts „Obrist-Feldarzt" genannt wurde (Geschichte des Medizinalwesens der Preussischen Armee. Erlangen 1860. S. 5). Der 1762 in Erlangen gestorbene Dr. Pfann übernahm „das Physikat daselbst bey dem Bataillon Kulmbach"; 1754 wurde er zum würklichen Militär-Physicus und Hofrath ernannt (also noch ein neuer Titel, s. Börner-Baldinger, Bd. III, S. 750). Während die Feldscheerer, wenigstens die Regiments-Feldscheerer auch in der inneren Medizin einige Kenntniss besassen, waren die Feldärzte mit wenigen Ausnahmen in der Chirurgie ganz unwissend. Das war noch im siebenjährigen Kriege so; Baldinger giebt es sogar von sich selbst zu und klagt über den mangelhaften Unterricht auf den Universitäten.[1])

Im 17. Jahrhundert war der gelehrte Physikus in Nordhausen, Georg Henning Behrens, als Churfürstlich Sächsischer General-Stabs-, Feld- und Leib-Medicus mit in Ungarn gewesen; Daniel Wilh. Triller, 1745 vom Herzog von Sachsen-Weissenfels, der ein berühmtes anatomisches Cabinet besass, zum Hofrath und 1. Leibmedicus ernannt, machte den Feldzug in Böhmen mit. Ein Medicus de cornu war dem Generalstabe jedes Corps schon zu den Zeiten des Grossen Kurfürsten (1657) beigegeben; in einzelnen grösseren Garni-

[1]) E. G. Baldinger, Von den Krankheiten einer Armee aus eigenen Wahrnehmungen in dem letzten preussischen Feldzuge. Langensalza 1765.

sonen waren Garnison-Medici angestellt. Oft scheinen das aber Nebenposten gewesen zu sein; so wurde Hamberger in Jena, wie Börner berichtet, 1716 als Lehrer der Mathematik nach Stettin an das Gymnasium und als Guarnison-Arzt berufen, schlug es aber aus; J. H. Schütte, Physicus des Herzogthums Cleve und Brunnenmedicus des Schwelmer Gesundbrunnens, ging 1732 als Guarnisonmedicus nach Hamm, gab aber diese Stellung bald wieder auf. So finden wir noch bei Börner: Höfer als ersten, Wagner als zweiten Garnisonmedicus in Braunschweig angeführt; letzterer hatte 1748 in Erfurt eine Dissertation: „De morbis castrensibus" geschrieben.

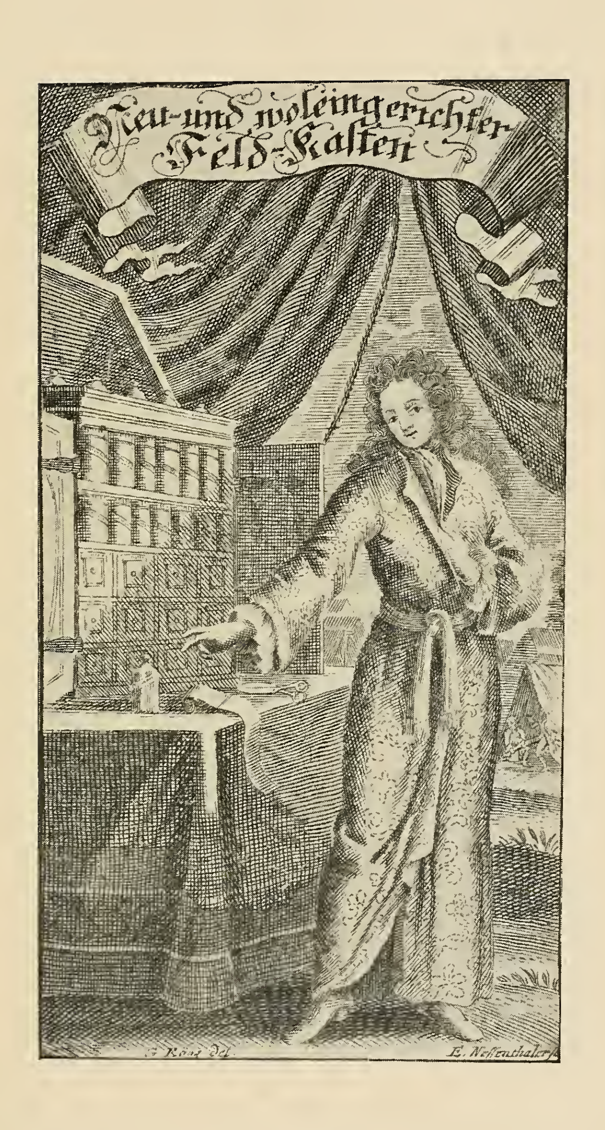
Im 1. und 2. Schlesischen Krieg war Eller, Prof. am Collegium medico-chirurgicum, Director der Charité, als Generalfeldmedicus Leiter des Feldlazarethwesens, im 7jährigen Kriege der erste Leibarzt Cothenius, der nach dem Tode Eller's (1760) dessen Nachfolger wurde und das gesammte Kriegssanitätswesen dirigirte. (Nach der Gedächtnissrede von Moehsen [29. Jan. 1789] war die Stelle eines General-Feld-Stabsmedici damals ohne stehendes Gehalt.) „Die Anzahl der Aerzte von der Armee ist nicht genau bestimmt", sagt Baldinger (l. c. S. 5). — In Berlin war später (1786, s. Nicolai) ein Gouvernementsarzt und ein Gouvernementschirurg, welche die nicht zur Garnison gehörenden Militärpersonen zu behandeln hatten. Eine sehr rege Thätigkeit entfaltete der Stabsmedicus Fritze in der Verbesserung des Feldlazarethwesens (s. u.); auf Betreiben Zimmermann's von Friedrich dem Grossen berufen, arbeitete er mit Theden ein neues Feldlazarethreglement aus, das 1787 veröffentlicht wurde. Der Nachfolger von Cothenius wurde Riemer; neben ihm fungirte aber schon seit 1792 der Generalchirurgus Goercke als Mitdirector des gesammten Feldlazarethwesens. Erst seit 1806 wurden keine besonderen Feldmedici mehr angestellt.

In Baldinger's „Neuem Magazin für Arzte" (Bd. XIV, fünftes Stück) ist der „Königlich preussische medicinisch chirurgische Feldetat in jetzigem Feldzuge wider die Neu-Frankreicher 1792" abgedruckt. Unter dem Generalfeldstabsarzt Riemer stand ein Stabsarzt, ein Reisefeldarzt und 4 Feldärzte; unter dem Generalchirurgus „Goericke" ein Oberstabschirurgus, ein Stabschirurgus, 3 Wundärzte, 4 deutsche, 3 französische Pensionairs (diese hiessen: Müller, Philippi und Beny), 8 Oberchirurgen, 125 Hospitalchirurgen und 12 Apotheker.

Wenn auch Stoer (s. o.) behauptet, ein Medicus könne ganze Städte und Armeen durch rechtzeitiges Eingreifen vor verheerenden Seuchen retten, so wissen wir doch recht wenig von ihrer Thätigkeit. Sie waren nur in unzureichender Anzahl vorhanden, verhältnissmässig hoch bezahlt

(Schickert S. 1 u. 2) und, wie wir gesehen haben, jedenfalls nicht immer fest angestellt. Damit, dass „wenig Medici zu Feld seyen, ausser des Hof-Stabes, sondern bei allen Regimentern zu Ross und zu Fuss nur die Feldscherer, und bey jedem Regiment ein Regiments-Feldscherer" und dass diese alle den Gebrauch innerlicher Mittel kennen müssten, begründet Jos. Schmidt seinen „Neuen Medicin- und Chirurgischen Feldkasten" (2. Aufl. Augsburg 1722), in dem eine fabelhafte Menge von Mitteln und Mischungen, Menschenfett, Regenwürmer u. a. einbegriffen, enthalten sind. Auf dem Titelkupfer steht der geöffnete Kasten in einem Zelte und davor der „Feldscherer" mit riesiger Allongeperrücke und elegantem, grossgeblümtem Schlafrock (s. Abbildung). — Der Feldkasten enthielt auch die Instrumente; Schmid hatte ihn schon 1635 zusammengestellt und dafür 200 Reichs-Thaler bekommen, eine für jene Zeit recht erhebliche Summe. Auf den Inhalt wollen wir nicht näher eingehen — wer weiss, was man nach 260 Jahren von unseren „Feldkasten", den Medizinwagen u. s. w. sagen wird? — Zu erwähnen ist aus jener Zeit auch des Fabriz. v. Hilden „Reiskastenverzeichnuss der Artzneyen und Instrumente, mit welchen ein Wundarzt im Feldlager soll versehen sein". Basel 1615. Als Anhang zu seiner Wundartzney giebt Fabrizius ebenfalls einen „Feld-Kast, das ist Verzeichnuss der vornehmsten sowohl innerlichen als äusserlichen Artzneyen, wie auch der nöthigsten Instrumenten, mit welchen ein vernüfftiger Feld-Medicus und Feldscheerer versehen solle seyn". Aus der sehr interessanten Vorrede dazu erwähnen wir, dass der „Durchlauchtige Held Graf Moritz von Nassau einen wohl assortirten Feldkasten für seine Soldaten mit sich führte, den Fabrizius im Jahre 1612 in Mörs untersuchte. Dabei erzählt er u. a. „Und wann ein armer Knecht hinckend oder Glidloss worden ist, oder dieselbe nicht mehr brauchen können, ist er von der Hochgedachten Grossmögenden Herren Kosten unterhalten und mit einem Jährlichen Leibgeding begabet worden. Diese fromme Christliche Vorsorg und Anstalt hat die Soldaten kühn, unverzagt und beherzt gemacht." (Auch Purmann giebt in seinem „Feldscheerer" [s. u.] die Beschreibung eines Feldkastens.) — Hundert Jahre später gab E. Wreden seinen Chirurgischen Feldkasten heraus (Hannover 1722).

Bei dem oben kurz geschilderten Zustande der Medizin im vorigen Jahrhundert werden die Medici kaum im Stande gewesen sein, Hervorragendes zu leisten. Es war freilich ein „chirurgisches" Leiden (Phlegmone am Fuss), dessen Heilung dem Regimentsfeldscheer Brandhorst die Anerkennung des hohen Patienten, seines Königs, verschaffte, der ihn eigenhändig zum Doktor machte; aber


Neu-und woleingerichter
Feld-Kasten
E. Nessenthaler f.

das Consilium der berühmtesten Aerzte Berlins hatte doch den Zustand und seine Gefahr nicht erkannt und von der Operation abgerathen (Schickert, S. 3). — Auffallend gering ist die Zahl wissenschaftlicher Arbeiten über Armeekrankheiten:

Interessant, wenn auch einer früheren Zeit angehörend[1], ist eine Schrift von Raimund Minderer, Augspurg 1620, 1640 und Nürnberg 1679: Medicina militaris, und gemaine Handstücklein zur Kriegs-Artzney gehörig. Mit wohlgegründeten Experimenten gezieret und den gemainen Soldaten, Ritter und Knechten zum nutzen an Tag gegeben. M. schrieb das Buch in deutscher Sprache, damit sich die Soldaten in ihren Nöthen und beschwerlichen Zuständen nächst Gott Rath daraus erholen könnten. (Der gelehrte Baldinger (l. c. S. 35) weiss freilich allerlei daran auszusetzen.) M. hatte seinen kriegerischen Herrn in vielen Feldzügen begleitet und war bei Aufrichtungen, Musterungen und Ausfertigung etlicher stattlicher Regimenter zugegen. Bei diesen Gelegenheiten kommen nicht nur viel Raufereien und Verletzungen, sondern auch in Folge der veränderten Lebensweise allerlei innere Krankheiten vor. — M. empfiehlt dem Soldaten zunächst ein freies Gemüth, ein reines Gewissen, Frömmigkeit und Bescheidenheit, besonders in seinem Quartier, das er wie sein Vaterland halten soll. Aus Reinlichkeitsgründen ist es nöthig, den Bart zu rasiren. Mittel gegen Hühneraugen und Ungeziefer, gegen das Wundreiten; eine Flasche mit Essigwasser für Hitze, mit Branntwein für Kälte, beide im Sattel unterzubringen; das Aufsammeln der beim Pferdeputzen abfallenden Rosshaare, um die Stiefel damit zu polstern, u. a. m. wird empfohlen. Die Zelte sollen möglichst weit von Morast und Gräben gegen Orient offen aufgeschlagen werden. Schlechtes Wasser ist zu vermeiden oder durch Hineinwerfen eines heissen Steins oder durch Abkochen zu verbessern. Vor dem Trinken, wenn man zu erhitzt ist, wird gewarnt. Feldscheerer und Feldmedici sollen den Soldaten nach bestem Wissen und Vermögen behandeln und ihn liebevoll anfassen. Der Feldmedicus soll den Feldscheerer in guter Ordnung halten, seine Instrumente monatlich besichtigen und ihm mit Rath und That beistehen. — Diese Schrift beweist, dass es schon damals Männer gab, die dem Soldaten in seiner üblen Lage zu helfen suchten. Das gleiche Bestreben finden wir am Ende des 17. Jahrhunderts in den oben erwähnten Schriften A. von Gehema's und bei dessen Zeitgenossen Purmann, der in seinem Lorbeerkranz (I. S. 7) sagt: „Daher irren etliche Klüglinge sehr, dass sie es denselben verbieten wollen, sagende, die Medikamenta, so man bey den Patienten im Kriege gebraucht, liesen sich alsdenn in den Städten nicht appliciren, und man würde auch gar zu kühne in allen Verrichtungen, denn welcher Patient davonkäme, were gut, wer aber stürbe, würde nicht gross geachtet, ob er verwahrloset oder nach rechter Weise kuriret worden, solche Leute geben ihren groben Unverstand genung an den Tag, ich wil einen jeden rechtschaffnen Offizirer und Feldscheer davon urtheilen lassen, mir ist genug bekand, wie grosse acht man auf die Soldaten haben muss, und wie gross an deren auffkommen jeden Obristen und

[1]) Noch älter ist: Arnold Villanovanus, Regimen castra sequentium, 1509; fast gleichzeitig: Val. Willii Tract. de morb. castr. int. Hafniae, 1676 u. 1739; Tob. Loberi Obs. med. castr. Hungaric. Frnkf. 1606, Helmst. 1685. Vergl. Baldinger's Introductio in notitiam scriptorum Medicinae militaris. Berlin 1764. Kupferschmid, De morbis proeliantium. Basel, 1714.

Offizirer gelegen, wie fleissig wird nach ihren Zustand gefraget, und wie oft sie verbunden worden; stirbt einer plötzlich, wird er allsofort mit Zuziehung mehrer Wundärzte geöffnet und besichtiget, damit man wissen könne, ob Er verwahrloset worden oder nicht." Das klingt fast wie eine Vertheidigung auf die heftigen Angriffe Gehema's (s. u.). — Conr. Barthh. Behrens aus Hildesheim, im Jahre 1685 Medicus castrensis der Braunschweig-Lüneburgischen Truppen, später Mitglied der Kais. Leopoldinischen und (1709) der Berliner Akademie, schrieb u. a. darüber: „Qua ratione Miles in Castris morbos cavere iisque occurrere possit." (Mathiae, l. c. S. 821). Im Jahre 1627 erschien das Antidotarium militare Dickelii (Erfurt); 1729 eine Schrift von Stöller, Magdeburg, Historisch medizinische Untersuchungen u. s. w., ingleichen, was Soldaten von ihren gemeinsten Maladien und deren Kuren zu wissen nöthig haben. J. Storch, ausser vielen anderen Titeln auch Gothaischer Garnison-Physikus, schrieb 1735 ein Werk über: Theoretische praktische Abhandlung von vielerhand, sowohl innerlichen, als äusserlichen Krankheiten, welchen erwachsene Personen, besonders Soldaten, unterworfen zu seyn pflegen. (Eisenach und Naumburg.) Dieses Buch muss viel Anklang gefunden haben, da eine 2. (1745) und eine 3. Ausgabe (1759) existiren. Ferner Dan. Ludovici, Tract. de morb. castrens. Frankfurt. 1712; A. Fleck, Diss., Idea boni medici castrensis. Altdorf. 1721; C. A. Leschen, Diss. de Valetudinariis bellicis bene constituendis. Göttingen. 1759. J. A. v. Woltter, Pharmacopoea militaris. Frankfurt und Leipzig. 1759; eine „Anweisung, wie man im Kriege und Frieden auf dem Marsche der Truppen die Maroden bey der Arrieregarde nach Umständen wohl behandeln, und den Kranken oder Blessirten bey der Transportirung nützlich seyn kann." Mit Genehmhaltung der k. k. Censur. Prag. 1775. (Ohne Autor.) Dahin gehört auch: Portius, De militis in castris sanitate tuenda. Wien. 1685. Neapel. 1728; Sancassani, Il chirone in campos. Venedig, 1708; Schmid, Kriegs-Artzney. Frankfurt. 1664; Tassin, Chirurgia militaris. Nymwegen. 1673. Paris. 1688. Nürnberg (deutsch). 1678; Glockengiesser, De curationibus castrensibus. 1711. (Dissertat.); Fr. Glass, De militum morbis praecipuis, horumque curatione. 1735; G. Lesser, De militum valetudine tuenda in castris. 1735. (Ebenfalls Dissertationen). — J. A. Oehme, Der expedite Feld-Chirurgus. Leipzig. 1730. (5. Ausg. 1744.) Für den angehenden Praktikus im Felde, auch bei innerlichen Krankheiten, in Ermangelung eines Medici. („Der Feldchirurg soll haben: I. Luchs-Augen, II. Jungfer-Hände und III. Ein Löwen-Hertz.") — Diez hatte 1762 in Tübingen geschrieben: De aëre et alimentis militum. Baldinger, im 5. Stück von Börner's Lebensbeschreibungen, geschrieben im Feldlazareth zu Torgau, 1762, meint, er würde besser geschrieben haben, wenn er wirklich im Felde gewesen wäre; er war nur „ernennter Feldarzt der baierischen Creisstruppen" gewesen. Aus dem Jahre 1745 stammt noch von M. S. Starck: Medizinischer Unterricht der nach Anleitung der Natur eingerichtet und aus der Erfahrung hergeleitet worden, vor angehende Feldscheerer zum Nutzen der K. Polnischen und Chur-Sächsischen Armee. Von einem Ungenannten ist 1758 (bei Thom. Trattner, Wien, Prag und Triest) eine „Kurze Beschreibung und Heilungsart der Krankheiten, welche am öftesten in dem Feldlager beobachtet werden", erschienen, in der viele gute hygienische und wenige gute therapeutische Rathschläge enthalten sind. Nach Baldinger ist van Swieten der Verfasser. Wenn wir noch Kramer's Medicina castrensis (Nünberg. 1743 und 1755), Schaarschmidt's Abhandlungen über Feldkrankheiten (Berlin. 1758) und Baldin-

ger's Introductio in notitiam Scriptorum medicinae militaris (Berlin. 1764) und seine Schrift von den Krankheiten einer Armee aus eigenen Wahrnehmungen im preussischen Feldzuge aufgezeichnet (Langensalza. 1774. 2. Ausgabe) nennen, dann haben wir so ziemlich Alles, was bis 1790, abgesehen von Uebersetzungen englischer und französischer Werke, über Armeekrankheiten bei uns veröffentlicht ist. Nach 1790 wurden diese Arbeiten häufiger[1]).

So waren nach den Urtheilen ihrer Berufs- und Zeitgenossen die deutschen Medici im vorigen Jahrhundert; in Frankreich war ihre Ausbildung womöglich noch schlechter. Wenn auch Ambroise Paré nie versäumt, bei schweren oder durch innere Erkrankungen komplizirten Fällen die Zuziehung eines Medicus, von denen er immer mit grossem Respekt spricht (z. B. les Médecins nos Maîtres), zu empfehlen, so war doch schon damals die Werthschätzung der Chirurgie in Frankreich eine andere, als bei uns. Das hohe Ansehen, in dem Paré, der Leibarzt dreier Könige, und seine Nachfolger standen, ihre Leistungen in den zahlreichen Feldzügen und in den grossen Hospitälern, die stete Kampfbereitschaft zwischen Barbier, Chirurg[2]) und den Vertretern der gelehrten Medizin, die ihre Fortschritte eifrig bekämpften, haben es bewirkt, dass dort die Chirurgie schon damals geachtet, der inneren Medizin mindestens gleichgestellt wurde.

III. Der Feldscheer, seine Vorbildung, seine Leistungen, seine Stellung bis zur Stiftung der Pepinière (1795). Lazarethe, Truppenverpflegung im Allgemeinen, Krankentransport.

Dem Stande der Heilkunde überhaupt, mehr noch dem der Chirurgie, musste naturgemäss der der Armee-Wundärzte, der damaligen Feldscheerer, entsprechen, und wenn wir jetzt mitleidig von diesen armen, schlecht gestellten und schlecht behandelten Männern sprechen, die Bilguer selbst noch im Jahre 1791 mit äusserst geringschätzenden

---

[1]) Ein „System der Wundarzneikunst". Leipzig 1790, behandelt auf 490 Seiten: Krankheitslehre, Arzneimittellehre, Instrumenten-, Bandagen-, Operationslehre; spezielle Chirurgie, mediz. Kriegspolizei und mediz. Kriegsgericht. Ein Autor ist nicht genannt.

[2]) Diese Trennung ist auch in England früher, als bei uns erfolgt, s. Justamond l. c. S. 78. Vergl. auch Voitus, p. 55.

Namen benennt[1]), dann dürfen wir auch nicht vergessen, dass ihre Leistungen bei ihrer geringen Vorbildung und bei dem oben gekennzeichneten Zustande der ganzen Heilkunst jener Zeit, nur gering sein konnten. Das mag in Frankreich etwas besser gewesen sein, obgleich das Experiment Friedrich's des Grossen (s. o.) misslang. In England lagen die Verhältnisse ähnlich, wie in Deutschland, wenn auch dort einzelne Männer, wie J. Hunter, Hervorragendes leisteten, dadurch die Chirurgie zu einer geachteten Wissenschaft erhoben und bewirkten, dass sich ihr auch die Söhne besserer Familien widmeten. Es kann auch hier in Wirklichkeit nicht viel besser als bei uns gewesen sein, weil die Armee-Wundärzte in England ebenso schlecht gestellt und besoldet, aber vielleicht noch schlechter vorgebildet waren. J. Hunter selbst, Stabswundarzt, später Generalwundarzt und Direktor der Regimentshospitäler, klagte bitter darüber und meinte, es sei kaum nöthig, selbst Wundarzt zu sein, um in der Armee praktiziren zu können — so wenig wurden hier die allgemeinen Regeln der Wundarzneikunst beachtet. Hennen, dem wir diese Aeusserung entnehmen, sagt selbst, es gehöre ein glühender Enthusiasmus und gänzliche Verachtung allen Eigennutzes dazu, seine Talente und seinen Fleiss in eine Lage zu begraben, in welcher Verborgenheit, Armuth und Hintansetzung die traurigsten Aussichten gewährten. „So war noch bis vor wenig Jahren das Loos der Armeewundärzte beschaffen"[2]). —

Zur Zeit der Königin Elisabeth stand der Wundarzt in der Kompagnie von 100 Mann Fussvolk zwischen Feldwebel und Trommelschläger und erhielt wie diese wöchentlich 5 Schillinge. Wie lange Rang und

[1]) In seiner „Bemerkung zu den Erinnerungen etc." (s. u. Bilguer's Biographie), wo der Verf. sich sehr bitter über die mangelhafte Fürsorge ausspricht, die man der Ausbildung der Wundärzte widmete. Der Staat müsse dafür sorgen, dass nur Leute mit guter Schulbildung Chirurgie studirten; diese so nützlichen und unentbehrlichen Menschen müsse er aber dann auch mehr ehren und besser bezahlen. Die Königlichen Pensionairs sogar würden, ehe sie endlich eine Regimentswundarztstelle erhielten, 50 Jahre alt und noch älter; sie hätten bis dahin glatterdings Schulden machen müssen, denn mit 8 Rthlr. 8 Gr. könnten sie unmöglich auskommen. — Von den wissenschaftlichen Reisen hält Bilguer auch nicht viel; die Zeit sei zu kurz; man trüge nur das Geld aus dem Lande etc. Er schlägt regelmässige Kommandirungen von Unterwundärzten an die Universitäten vor.

[2]) J. Hennen, Oberaufseher über die Militär-Hospitäler: Grundsätze der Militär-Chirurgie, mit Beobachtungen über die Anordnung und Policey der Hospitäler. Edinb. 1820, Uebers. Weimar 1822. — Nach einer „Kurzen Geschichte der englischen Militärärzte" von Young (Edinb. med. Journ. July 1898) wird ein Surgeon General als Leiter des englischen Militär-Sanitätswesens zuerst im Jahre 1685 genannt.

Sold so niedrig blieben, weiss Hennen nicht anzugeben; wahrscheinlich erfolgte ihre Verbesserung stufenweise. Die höheren Stellen wurden selten durch Regimentswundärzte, sondern fast nur durch Civilchirurgen, immer nur für die Dauer eines Feldzuges, besetzt. — Für den Stand und die Werthschätzung der Kriegschirurgie in Russland ist, wenn man auch durch die Berufung ausländischer Lehrer hier zu bessern suchte, schon die Thatsache bezeichnend, dass noch im Jahre 1782 mehrere Schüler des grossen Kriegshospitals in Moskau zu einem Bauern aufs Land geschickt wurden, um bei ihm — die Behandlung von Frakturen und Luxationen zu lernen!

Wir sahen aus der Schrift Minderer's, dass schon zu Zeiten des Kurfürsten Georg Wilhelm (1619—1640) der Feldmedicus den Feldscheer zu beaufsichtigen und zu kontroliren hatte. Jede Kompagnie zu Fuss oder zu Ross in der aus 8000 Mann Fussvolk und 2900 Reitern bestehenden Armee hatte einen Feldscheer, der seinem Solde nach hinter dem Gefreiten-Korporal und Kapitain d'Armes und vor dem Korporal rangirte, vom Hauptmann (wie der Regimentsfeldscheer vom Regimentskommandeur) angenommen und entlassen wurde, und dem Hauptmann, nicht dem Regimentsfeldscheer, unterstellt war. Der letztere stand dem Solde nach zwischen Musterschreiber und „Dromblschläger." (Schjerning, Schickert, Myrdacz, A. L. Richter).

In einem von „Dero Röm. Kayserl. Mayest. Kriegs-Rath bestelltem General-Veld-Zeugmeister und Obrister zu Ross und Fuss" unterschriebenen Vertrag, signatum Cölln, den 25. Junii 1643, in dem die „Rantzionen" der verschiedenen Chargen angegeben sind, steht der „Veldscherer" fast am Ende der langen Liste, zwischen Rüstmeister und Capitain d'armes und Musterschreiber. Dahinter kamen nur noch der Gemeine Dragon, der Tambour, Gefreyte oder Rottmeister, Fourir oder Leibschütz und Gemein Soldat.

Unter dem grossen Kurfürsten (1640 bis 1688), dessen Armee z. B. bei der Schlacht von Warschau aus nahezu 28,000 Mann bestand, im Jahre 1668 auf 12,600 Mann reduzirt, bis 1674 wieder auf 28,000, und kurz vor dem Frieden von St. Germain (1679) auf 38,500 Mann vermehrt war, stand der Regimentsfeldscheer zwischen Auditeur und Tambour und bekam 7 Thaler Gehalt, 1 Thaler mehr als letzterer. Er hielt sich persönlich mehrere „Gesellen", die ihm bei Operationen und Nachbehandlung ausser den Kompagnie-Feldscheerern behülflich waren. Purmann erzählt in seinen Observationes chirurg. (S. 444): „Denn ich hielte bey unserem Regiment (welches bey keinem unter der gantzen Armee geschehen) allezeit

4 Gesellen." Der zum Generalstab gehörende Medicus und die Garnison-Medici in Königsberg, Labiau, Wehlau hatten 25 Thaler Gehalt, der Wundarzt beim Stabe zu Ross 9 Thaler[1]. Neben dem Medicus de cornu stand der Stabsfeldscheer, dessen Rang und Kompetenzen nicht mehr festzustellen sind. — Der tüchtigste und berühmteste von den Feldchirurgen des Grossen Kurfürsten war Mathaeus Gottfried Purmann, zuerst Kompagnie-, später Regimentsfeldscheerer, der 1679 nach 12jährigen Kriegsdiensten seinen Abschied nahm und nach Halberstadt ging (s. u.). Im Anfange des 18. Jahrhunderts, 1709, war Laur. Heister als Feldarzt bei den Holländern thätig; er behandelte nach der Schlacht bei Malplaquet in Brüssel 5000 Verwundete. Ein tüchtiger und gewissenhafter Medicus war der frühere Rittmeister Abraham a Gehema, von dem schon erwähnt wurde, dass er für die Vereinigung der Chirurgie mit der Medizin lebhaft eintrat, auf Grund seiner Erfahrungen in 11 Feldzügen die Anstellung einer grösseren Zahl von Aerzten und eine bessere Ausbildung der Chirurgen, nöthigenfalls auf öffentliche Kosten, empfahl. Die von ihm 1690 („Der kranke Soldat") geforderte Befreiung der Chirurgen von der Verpflichtung des Barbierens wurde vollständig erst 100 Jahre später erreicht.

Ueber Verpflegung und Transport Verwundeter und Kranker ist aus der Zeit des Grossen Kurfürsten noch zu erwähnen, dass dieser 1675 in einem Befehl an den Feldmarschall Georg Fürsten von Anhalt Dessau, Statthalter der Marken, es tadelt, dass den Blessirten nicht die nöthige Wartung und Pflege geworden ist, und befiehlt, die Beamten zu bestrafen und Anstalten zur Verpflegung zu treffen (Knorr, Heeressanitätswesen der Europäischen Saaten, S. 65). Nach der Schlacht bei Fehrbellin wurden die Verwundeten von dem Schlachtfelde nach Spandau und von hier nach Berlin gebracht; Befehl an den Stadtkommandanten von Spandau vom 21. Juni: Drei zum Transport von Verwundeten bestimmte Wagen, zu deren Führung ein Offizier bestimmt wurde, sollen reichlich mit Stroh versehen sein. Es sollen Bügel über dieselben gespannt und mit Buschwerk besteckt werden, um die Kranken vor der Sonne zu schützen. (Frölich, Militärmedizin.) In einer Marschordnung vom 7. November 1670 heisst es: Zur Fortschaffung von Kranken müssen jedes Mal auf unsere Pässe und Verordnungen so viel Fuhren als dazu unumgänglich nothwendig, hergegeben werden, welche aber von Kreis zu Kreis und Ort

---

[1]) Orlich. Geschichte des preussischen Staates, I. 127, II. 405, Knorr, A. L. Richter, v. Richthofen.

zu Ort abgelöst werden (s. Mylius, Corp. const. March.). Vom 27. Dezember 1677 datirt der Befehl an den Magistrat zu Stettin, die zurückgelassenen Kranken und Verwundeten nicht allein an- und aufzunehmen, sondern auch gebührend zu verpflegen und zu kuriren (Schjerning, S. 1). Purmann schreibt, dass er nach der Eroberung von Anklam mit 42 Blessirten verschiedener Regimenter in die Stadt gelegt worden sei.

Von Massregeln auf dem Gebiete des allgemeinen Medizinalwesens unter dem Grossen Kurfürsten ist die Bauordnung vom Jahre 1641 und eine Pestilenzordnung, sowie die Brunnen- und Gassenordnung von 1660 zu nennen. In letzterer wird die Abschaffung der die Strassen und Häuser verunreinigenden Schweine befohlen und ein Gassenmeister angestellt, der täglich mit 2 Karren fuhr und vor jedem Hause für jeden vollen Karren 1 Gr. 6 Pf., vom Kurfürsten jährlich 52 Scheffel Korn und freie Wohnung bekam. (Nikolai, Beschreibung von Berlin und Potsdam). 1683 wurde das Bad Freienwalde, dessen Quelle von blessirten Soldaten entdeckt war, gegründet (Fr. Heydecken, Beschreibung des Gesundbrunnens und Bades Freienwalde). In dieselbe Zeit fällt die Gründung der Universitäten Königsberg, Duisburg und Frankfurt a. O. und die Einsetzung des Kurfürstlichen Medizinalcollegiums (am 1. Nov. 1685, s. Mylius, l. c. V. Theil, 4. Abtheil., Schjerning, S. 2, Küster, IV, S. 112, wo auch die späteren „Gassenordnungen“ aufgezählt sind).

Unter dem ersten Könige von Preussen, Friedrich I. (1688 bis 1713), wurden die Kompagniefeldscheerer den Regimentsfeldscheerern unterstellt, von diesen angenommen und beaufsichtigt. (Ordre vom 4. November 1712, Mylius l. c. VI. II.) Zur Beschaffung guter Medikamente wurde der sogenannte Medizingroschen eingeführt. Unter Friedrich I. (Instruktion an den Generalfeldmarschall von Wartensleben, 10. März 1704) finden wir auch die erste Anordnung über besondere militärische Spitäler im Kriege und im Frieden; die ersten Garnisonlazarethe entstanden aus den 1709 wegen der Pest errichteten Krankenhäusern, die aber, wie die Charité (Schaper l. c.) auch kranke Civilpersonen aufnahmen.

Im Reglement für die Infanterie v. J. 1726 findet sich der Befehl zur Anlegung von Garnisonlazarethen; die betr. Bestimmungen wurden 1743 wiederholt. 1765 wurden die Lazarethe vermehrt; 1790 befahl Friedrich Wilhelm II., dass Theden einen Plan für ein Feldlazareth im Frieden zur Ausbildung guter Wundärzte aufstelle. Das erste Lazareth-Reglement für den Frieden, eine Instruction, nach welcher die Kranken in der Königl. Preussischen Armee in den Garnisonlazarethen verpflegt werden sollten, wurde 1809 erlassen. — Nachrichten über Militärlazarethe aus früheren Zeiten sind spärlich; für Invalide scheint das im 11. Jahrhundert, wie Anna Commena mittheilt, in Konstantinopel erbaute das erste gewesen zu sein (Hennen, l. c. S. 9). 1597 errichtete Heinrich IV. Feldhospitäler bei der Belagerung von Amiens (daher „Sammetfeldzug“). Unter Ludwig XIII. wurde ein stehendes Spital zu Pignerol, etwas später das von Ludwig XIV. zum Hôtel des Invalides erweiterte Spital gegründet. Der letztere

befahl die Errichtung von Militärlazarethen in allen befestigten Plätzen. In England, wo städtische Krankenhäuser schon lange bestanden, trat 1756 ein Collegium für das Militärhospitalwesen zusammen (Hennen S. 20). Wir erwähnten, dass John Hunter, der Generalwundarzt der Armee, auch Aufseher der Regimentshospitäler war.

Wenn unter Friedrich I. mit der freien Verfügung des Truppenführers über die Kompagniefeldscheerer ein Ende gemacht war, so sehen wir unter Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) einen weiteren, für jene Zeiten gewaltigen Fortschritt eintreten. Schon in der Verpflegungsordonnance vom 18. Mai 1713, „wornach die Kavallerie und Dragoner vom 1. Juni 1713 in der Churmark Brandenburg und übrigen Königl. Provintzen tractiret und gehalten werden sollen“, heisst es[1]): „Die Regiments-Quartiermeisters, Adjudanten, Predigers, Auditeurs und Regimentsfeldscheerers sollen überall als einer deren subalternen Officier tractiret werden.“ Ihre Rangstellung wurde erhöht, und zwar beim Staabe zu Fuss bey 2 Bataillons vor dem Feldpfeiffer, beim Staabe der Dragoner vor dem Regimentstambour, beim Staabe der Kavallerie vor dem Paucker, letzteres allerdings erst seit 1719. — Schon kurz nach Antritt der Regierung hatte Friedrich Wilhelm I. den Regimentsfeldscheer bei der Garde, Brandhorst, dem er, wie wir sahen, besonders vertraute, zum Generalchirurgus bei der Garde ernannt.

In seiner Bestallung zum Regiments-Feldscheerer „wegen seiner guten Wissenschaft in der Chirurgie“ findet sich der Befehl zu einer Beaufsichtigung: „Dass derselbe über alle anderen Kompagnie-Feldscheerer die Inspection haben, die Kranken und Blessirten mit aller Sorgfalt curiren, den Regimentskasten mit guten und tüchtigen Medikamenten ohne manquement versehen, auch solchergestalt treu, fleissig und unverdrossen seines Amtes wahrnehmen, auff die ihm untergeordneten Feldscheerer auch solchergestalt gut Acht haben sollten, dass die bey den Kompagnien ihnen anvertrauten Kranken und Blessirten nicht verwahrloset oder negligiret werden, sondern er hat sich solchergestalt zu verhalten, wie es einem treuen, fleissigen, sorgfältigen und erfahrenen Regimentsfeldscheerer eignet und gebührt, wie ein solches auch seine Pflichten erfordern“ (S. A. L. Richter, l. c.). „Vor solche seine Mühe undt Arbeit wollen Sr. Königl. Hoheit ihme Monatl. pro Tractamento 15 Rthlr. zahlen lassen — — Benebst der Fourage auff 1 Pferd so lange der Krieg währet, das Tractament und Zulage aber so lange er beym Regiment wird stehen bleiben, auch überdehme, und vor solche seine fernerhin leistende treue allerunterthänigste Dienste wollen mehr allerhöchstgedachte Sr. Kgl. Hoheit dero Regiments-Feldtscheer Brandhorsten bei dieser Charge zu allerzeit allergnädigst schützen und mainteniren auch hiernegst bey Gelegenheit auff desselben Weitere Beförderung in Gnaden Bedacht seyn, Des zu Uhrkundt haben Sr. Königl.

---

[1]) S. Mylius, Corp. constitutionum. March. III. Jg. 1. Abth. p. 315ff. und Knorr, l. c. S. 74ff.

Hoheit dieses Patent eigenhändig unterschrieben und Besiegeln lassen. So Geschehen und Gegeben zu Cölln an der Spree den 7. Martis anno 1711. gez. Friedrich Wilhelm. (Preuss, l. c. Beilage T. zu S. 126.)

Brandhorst scheint, wie auch Schickert (S. 3) betont, der erste gewesen zu sein, der diese Würde in der preussischen Armee bekleidete; allerdings gab es schon früher „Generalstabsfeldscheerer", z. B. Horch (s. u.); die Funktion des Generalchirurgen neben dem Titel bekam erst einige Jahre später (1716 oder 1724?, s. die Lebensbeschreibung) der Regimentsfeldscheer von der Garde Holtzendorff. In der Instruction vom 30. Januarii 1725, „wonach S. Königl. Majestät in Preussen wollen, dass bey Annehmung der Regiments-Feldscheerer verfahren werden und worin derselben Function und das Detail ihrer Verrichtungen bestehen soll", wird bestimmt:

1. Dass ohne Vorwissen des Königs in Zukunft kein Regimentsfeldscheer angenommen oder dimittirt werde.

2. Der Bewerber muss sich bei dem Generalchirurgo von der Armee und Directore von allen Chirurgis melden, vor dem Collegio medico ein Examen ablegen über Kenntniss der innerlichen Krankheiten und einen cours des opérations ablegen.

3. Er wird beim Regiment vom Auditeur in Gegenwart des Kommandeurs vereidigt.

4. Sein Gehalt beträgt bei der Kavallerie monatlich 106 Thaler; hiervon muss er pro Escadron 1 Feldscheer (also 10) mit 6 Thaler Gehalt anstellen und den Inhalt des Feldarzneikastens und die Instrumente bezahlen. Bei der Infanterie erhält er monatlich 12 Thl. Staabs-Tractament und von jeder Kompagnie 10 Thlr. Hierfür muss er für jede Kompagnie einen Feldscheer halten mit 5 Thalern Gehalt und für die übrigen 5 Thaler hat er Arzneyen anzuschaffen. Die Feldscheerer sind von ihm abhängig und dürfen ohne sein Wissen keine Kranken behandeln. Bei detachirten Kompagnien sind sie selbstständig. Ihre Pflicht ist es, die Soldaten zu rasiren und im Krankheitsfall zu besuchen.

5. Der Regimentsfeldscheerer rapportirt dem Kommandeur täglich um 11 Uhr und bei dringenden Fällen auch zu anderen Zeiten.

6. Bei Todesfällen hat er die Section in Gegenwart eines Offiziers auszuführen, ein Protokol nebst Epikrise dem Kommandeur einzureichen.

7. Der Kommandeur reicht dem König eine Konduite ein. Eine Ergänzung zu No. 2 der vorstehenden Bestimmungen bildet die Verordnung vom 24. Dezbr. 1726: S. K. M. haben in Gnaden resolvirt, dass den Regimentsfeldscheerern bei der Armee, nicht aber den Kompagniefeldscheerern, erlaubt sein soll, bei Zivilpersonen innerlich und äusserlich zu kuriren, und in den Apotheken Rezepte zu verschreiben, auch dass deren Attestata sowohl von Krankheiten als Besichtigungen in den Zivilgerichten sollen gültig sein.

So lautet die erste bekannte allgemeine Verfügung über die Regimentsfeldscheerer; mag ein Theil der Bestimmungen schon früher bestanden haben, so sind doch die Fortschritte klar: Einheitliche, nur

dem Könige verantworliche Leitung durch den Generalchirurgus (unter Friedrich dem Grossen eine Zeit lang auf den Generalfeldmedicus Cothenius übertragen); Anstellung nach einem Examen in Chirurgie und Medizin. Wie wir gesehen haben, war inzwischen auch das Theatrum anatomicum (1713), der Botanische Garten (1724) und, zur Ausbildung tüchtiger Medico-Chirurgen, ebenfalls im Jahre 1724 (3. Januar) das Collegium medico-chirurgicum gegründet, in dem Mathematik, Botanik, Chemie, Physik, Anatomie, Physiologie, Pathologie, Therapie und Chirurgie gelehrt wurden. Eine, damals freilich noch geringe Zahl von Regimentsfeldscheerern hatte ausserden die praktische Ausbildung in der neugegründeten Charité als „Pensionär-Chirurgen" durchgemacht. Wesentlich für die Weiterbildung auch der jüngeren Feldscheerer war die Bestimmung, dass der Regimentsfeldscheerer, wie schon erwähnt, bei Todesfällen die Sektion vorzunehmen und darüber Protokoll und Epikrise einzureichen hatte. Bei den Vorurtheilen jener Zeit ist das eine sehr bemerkenswerthe Anordnung; nach den Mittheilungen Baldinger's scheint sie allerdings später nicht immer befolgt zu sein.

Der besseren Ausbildung entsprechend waren Stellung und Sold der Regimentsfeldscheerer, die nun auch bei Civilpersonen innerlich kuriren und amtliche Atteste ausstellen konnten, gehoben. Als Uniform trugen sie blaue Röcke und blaue Kamisöler mit etwas Silber, bezw. bei den Dragonern weisse Röcke und blaue Kamisöler mit etwas Silber. (A.K.O. vom 15. März 1733. S. Schjerning S. 3, Deutsch u. Brecht, ebenfalls in den „Erinnerungsblättern" S. 94.) Unter Friedrich dem Grossen war ihre Uniform bei Kürassieren, Dragonern und Husaren den Uniformen dieser Truppentheile ähnlich; allen gemeinsam war die rothe Weste. Eine gleichmässige Uniformirung des Sanitätspersonals scheint erst seit 1790 allmählich eingeführt zu sein.

Die Thätigkeit der Feldscheerer im Kriege ordneten die Reglements für die Infanterie vom 1. März 1726 (Theil VIII, Tit. XX, Art. 16, u. IX, Tit. XVII). Wenn die Bataille vorbey ist, soll ein jedes Regiment seine Blessirten sogleich aufsuchen und nach einem gewissen Ort bringen lassen, damit sie können verbunden und in Acht genommen werden; während der Schlacht soll kein Blessirter weggebracht werden. (Das wurde aber in Wirklichkeit anders; man liest freilich oft, dass die Thätigkeit des Wundarztes anfing, nachdem der Feind zurückgeschlagen, oder, nachdem Victoria geblasen: aber ebenso oft auch von der Arbeit während der Schlacht; so wurde der Generalchirurg Schmucker 1745 bei Soor und 1761 bei Prag verwundet, während er auf dem Schlachtfelde thätig war. Freilich konnte diese

schnelle Hülfe bei der geringen Zahl der Chirurgen nur Wenigen zu Theil werden. Vergl. E. Richter, S. 427 ff.

Wie die Kranken im Felde in Acht genommen werden und auf die Konservation der Soldaten gesehen werden soll, bestimmt Tit. XXVIII: In der nächsten Stadt soll ein Lazareth für die Kranken von der Armee aufgerichtet werden, wohin die Kranken mit einem Capitaine des armes, einem Feldscheer und zwei Krankenknechten von jedem Bataillon hingeschickt werden, und falls die Armee weiter marschirt, so soll ein tüchtiger Unteroffizier von jedem Regiment, dem man Geld anvertrauen kann, bei den Kranken zurückgelassen werden (Art. I). — Die Medizin erhalten die Lazarethkranken aus der Feldapotheke, welche dort zurückbleibt. Behandelt wurden die Kranken in den Lazarethen von besonderen Feldscheerern, während die Feldscheerer der Truppe die Kranken nur im Lazareth abzuliefern hatten (Anm. zu Art. I und Art. II). — Leichtkranke wurden auf Wagen der Truppe bei der Bagage, nie indess beim marschirenden Heere, nachgefahren. Die Aufsicht über dieselben führte der Capitaine des armes, der für sie bei seiner Ehre verantwortlich war. Im Lager hatte er, unterstützt von einem Krankenknecht, ebenfalls die Aufsicht über die Kranken, musste für sie kochen lassen, sie verpflegen und 8 Decken für das Krankenzelt anschaffen (Art. III, IV und V). — Ausserdem standen für die Kranken 22 Decken aus den Magazinen zur Verfügung (Art. VIII). — Der Feldscheer durfte sein Bataillon auf dem Marsche nicht verlassen, ihm lag die Behandlung der Leichtkranken ob, und er erhielt hierfür von dem Regimentsfeldscheer die nothwendigen Medikamente. Letzterer bekam für jede Kompagnie 200 Reichsthaler und auf 4 Pferde Fourage. Die Aufsicht über die Feldscheerer wurde von dem Doctor nebst dem Generalchirurgus ausgeübt (Art. II und VII).

In sehr ausführlicher Weise wird die Einrichtung und Thätigkeit eines grossen Feldlazareths (für 600 Kranke, 400 in zweischläfrigen, 200 in einschläfrigen Betten) durch eine Instruktion Friedrich Wilhelm's I. aus dem Jahre 1734 bestimmt. Für die Beschaffung des nöthigen Materials, die Verpflegung, Krankenwartung hatten Eller und Holtzendorff dem Inspektor und Kommissarius (beides Hauptleute) die nöthigen Vorschläge zu machen; ihnen war auch mitzutheilen, wenn die Feldscheerer bei den Besuchen der Kranken und bei der Behandlung derselben sich lässig zeigten. Als Vorgesetzter der Kranken fungirte der Inspektor, der auch die Listen führte, während der Kommissarius Einnahmen und Ausgaben zu notiren und die Verpflegung zu leiten hatte.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war das unter Mitwirkung von Eller und Stahl ausgearbeitete: „Königlich Preussische und Churfürstl. Brandenburgische allgemeine neugeschärfte Medizinal-Edict und Verordnung, auf Sr. Königl. Majest. allergnädigsten Befehl herausgegeben vom Obercollegio Medico", zu dem auch „unser Leib- und Generalchirurgus" gehörte (1725). Von den Chirurgen wird darin u. A. verlangt, dass sie „Sieben Jahre serviret auch während der Zeit als Feldscheer unter den Truppen gedienet haben" (S. 20). Allen Studiosis Medicinae, allen Predigern in Städten und auf dem Lande, allen Chymisten, Laboranten, Branntweinbrennern, Stöhrern von allerlei Professionen, Juden, Schäfern, Doctoribus Bullatis, alten Weibern und Segensprechern, allen Scharfrichtern und deren Anhang ist alles innerliche und äusserliche Kuriren streng untersagt (ähnlich schon 1713, wiederholt 1726). — Schon im Jahre 1724 hatte der König bestimmt, dass künftig kein Chirurgus examiniret werde, er habe denn zuvor auf dem Theatro Anatomico öffentlich unter dem Doctor Buddaeo seinen Cursum Anatomicum, und unter dem Regiments-Feldscheerer Senffen seinen Cursum operationum, in Beyseyn des Amts der Chirurgorum gemacht, und als Feldscheerer unter den Truppen gedient.

Wie das Theatrum anatomicum errichtet war „in exercitus populique salutem", wie beim Collegium medico-chirurgicum von Anfang an 8 Kompagnie-Feldscheerer der Garde als sogen. Pensionairs in Medizin und Chirurgie unterrichtet wurden, so war auch die Charité von Friedrich Wilhelm I. dazu bestimmt, dass die Pensionair- und Unterchirurgen auch praktisch zu geschickten Aerzten für die Armeen gebildet werden sollten. Wie sehr diese seine Schöpfung dem Könige am Herzen lag, bewies er, wie schon erwähnt, noch 10 Jahre nach ihrer Gründung (21. Januar 1735) durch eine Schenkung von 100000 Thalern zur Vergrösserung der Charité. Mit Stolz konnte Eller in seinen „Anmerkungen" mehrere Regiments-Feldscheerer nennen, die „aus diesem Hause mit rühmlichen Beyfall anderweitig seyn befördert worden, und sich wegen ihrer glücklich verrichteten, sowohl innerlichen und äusserlichen Kuren, als auch schweren Operationen, gute Reputation erworben hatten" (Geissler, Dieckmann, Sode u. A.; vrgl. auch die Lebensbeschreibung Eller's).

Jetzt war wenigstens für eine tüchtige ärztliche Ausbildung einer Reihe von Regiments-Feldscheerern gesorgt; bei der grossen Vermehrung der Armee (im Kriege 218000 Mann) konnten aber bei Weitem nicht alle Stellen mit gewesenen Pensionairs besetzt werden; da wurden Viele angenommen, die sich später nicht bewährten. Ausserdem besass die grosse Mehrzahl der Kompagnie-Feldscheerer keine andere, als die höchst mangelhafte Ausbildung der Barbiergesellen. Das mag Friedrich den Grossen (1740—1786) wohl veranlasst haben, sich die 12 französischen Chirurgen (s. o.) kommen zu lassen, von denen er selbst 1772 sagte: „Ich will keine Franzosen mehr,

sie seyend gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen" (Schickert, S. 7). Auch im Invalidenhause wirkten zehn französische Pensionairs; aber schon 1774, als Theden seinen Unterricht für die Unterwundärzte und darin die sehr interessante Darstellung des Zustandes der Wundarzneykunst unter der Preussischen Armee herausgab, waren nur noch deutsche Wundärzte unter dem Stabs-Medicus von Zinnendorf im Invalidenhause thätig. Ausbildung und Thätigkeit der Wundärzte und Pensionairs im Frieden am Colleg. med. chirurg. und an der Charité, im Kriege bei der Truppe und im Lazareth werden von Theden in dieser Schrift ausführlich geschildert (s. die Lebensbeschreibung!).

Dass diese Thätigkeit damals nicht immer ganz ungestört verlief, zeigt u. A. eine Erzählung im 3. Theil der Vermischten Schriften Schmucker's „Der Regimentschirurgus des von Lengefeld'schen Regiments, Herr Jasser" berichtet dort über die berühmt gewordene Anbohrung des Warzenfortsatzes. Es wird eine lange Leidensgeschichte eines Soldaten mitgetheilt, die erst mit der genannten Operation ihr Ende erreicht.

Ein „Invalidenversorgungsfonds" bestand schon 1705 unter Friedrich I. Ueber die Invalidenfürsorge unter Friedrich dem Grossen berichtet Preuss (l. c. S. 444 u. 374). Im Jahre 1743 liess der König das Reglement für die Infanterie von 1726 wieder abdrucken, dessen auf das Kriegs-Sanitätswesen bezügliche Stellen wir angeführt haben. Im Uebrigen waren die vielen Kriege (1740 bis 1742 erster, 1744—1745 zweiter schlesischer Krieg, 1756 bis 1763 siebenjähriger Krieg, 1778—1779 bayrischer Erbfolgekrieg) wohl günstig für die Heranbildung tüchtiger Feldchirurgen; aber zu durchgreifenden Reformen an Personal und Material waren die Zeiten zu unruhig, die Finanzen zu knapp, und die unteren Chargen zu roh und ungebildet. Sonst hätte der „Philosoph auf dem Throne", der bei jeder Gelegenheit sein warmes Interesse für die Kranken und Verwundeten zu beweisen suchte, gewiss auch hier die bessernde Hand angelegt. Mitten aus den Kriegsunruhen heraus erliess er, wie aus den Charité-Akten hervorgeht, eine A. C. O. aus dem Lager bei Mollwitz (23. April 1741) und eine aus dem Hauptquartier Ottmachau (27. Juni 1741), welche beide das Berliner Armenwesen und die Charité betrafen. Laut A. C. O. vom 30. Juni 1746 schenkte er der Charité 40,000 Rth., die an der Kaufsumme für das Gut Priborn in Schlesien noch fehlten. Ein Legat aus der Grapendorff'schen Erbschaft, 80,000 Rth., war dazu bestimmt. Die Akten enthalten darüber ein ausführliches Donations-Diploma vom 6. Juli 1746.

— In einem Briefe an Keith (Preuss, Bd. II, Urkundenbuch) spricht sich Friedrich d. Gr. gegen die Benutzung von Giesshübel als Garnison für das Forcade'sche Regiment aus, weil „das Wasser dort ungesund sei". Mehrfach begegnen wir der Bestimmung, dass nach langen Märschen die Füsse der Soldaten von den Feldscheerern besichtigt werden mussten. Er schickte mehrere Pensionairs auf Studienreisen, gründete (1748) das Invalidenhaus, vermehrte die Zahl der Garnisonlazarethe (1765), befahl (1779 und 1785), dass die Feldärzte und Oberchirurgen schon im Frieden designirt werden sollten; erliess (1781) eine Lazareth-Instruktion, in der den Generalchirurgen eine grössere Einwirkung auf die Krankenbehandlung übertragen wurde, und erhöhte die Zahl der Pensionair-Chirurgen zuerst auf 9, dann (1777) auf 12 und 1779 auf Schmucker's Antrag auf 16. Ueber den Studiengang derselben, die periodischen Prüfungen und die Befähigung zum Regimentsfeldscheerer wurden unter seiner Regierung strengere Bestimmungen erlassen. Bekannt ist die Stelle in dem „Unterricht in der Kriegskunst an seine Generals", in der er bestimmt, dass die Blessirten „wenn der Sieg erhalten worden" in zuvor präparirte Lazarethe gebracht werden sollten; zuerst sind die eigenen und dann die feindlichen Verwundeten zu besorgen. Ebenso bekannt ist seine Unterhaltung mit Zimmermann, in der er sich darüber beklagt, dass alle seine für das Wohl der Kranken und Verwundeten gegebenen Befehle so schlecht befolgt seien, und dass man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegt habe. Er wusste wohl, dass es weniger auf Rezepte, als auf „alle übrigen Anstalten, die man bey einer Armee macht" ankommt: häufig besuchte er die Lazarethe im Kriege und im Frieden und bekundete dabei das lebhafteste Interesse für die Kranken. (Auf Warnery's Angriffe kommen wir später zurück.) Trotz alledem war und blieb die ärztliche Hülfe besonders nach grösseren Gefechten und Schlachten ganz unzureichend. An Transportmitteln während der Schlacht fehlte es gänzlich: die beweglichen Lazarethe waren freilich angewiesen, immer in der Nähe zu sein: aber erstens war das nicht immer möglich, und zweitens konnten sie im Allgemeinen während des Kampfes doch nur denen Hülfe bringen, die gehen konnten; die anderen mussten warten, bis „der Sieg erhalten worden". In den Landsknechtsheeren war das anders gewesen; hier musste der Oeberste Feldartzet dafür sorgen, dass die Verwundeten von Knechten möglichst schnell aus den Reihen geholt und zu den an bestimmten Orten aufgestellten Feldscheerern gebracht wurden;

wir sahen schon, dass auch in den Schlachten Friedrich's des Grossen während des Kampfes und auf dem Schlachtfelde verbunden wurde — freilich konnte das nur bei einem kleinen Theile der Verletzten geschehen. — Nach der Schlacht wurden, wie Theden berichtet, einige Kompagnie-Wundärzte an die Lazarethe abgegeben, damit es nicht an helfenden Händen fehlen möge. Ist aber alles wieder in Ordnung gebracht, und sind die Lazareth-Wundärzte allein hinreichend, die Kranken zu besorgen, so werden sie sogleich zurückgeschickt.

In den Lazarethen, in denen Offiziere als Direktoren, Inspektoren und Kommissäre Alles, bis auf die reine ärztliche Behandlung anordneten, die Aerzte aber auch zu überwachen hatten, „dass nicht Arme und Beine dutzendweise abgeschnitten würden" (Instr. v. 1781), fehlte es dann oft genug am Nöthigsten. Die kranken Soldaten verfügten frei über ihren Sold; eine geregelte, sachgemässe Diät war desshalb nicht durchzuführen, um so weniger, als die Aerzte dazu überhaupt Nichts zu sagen hatten (Baldinger). So war es in den Garnisonlazarethen im Frieden — das Lazareth des Artilleriekorps in Berlin machte davon eine rühmliche Ausnahme, — und so war es im Kriege in den Haupt- und Hülfslazarethen; diese wurden nach Bedürfniss errichtet, ähnlich den beweglichen Lazarethen (Hôp. ambulants), jene waren in grösseren Städten je nach der Stärke der operirenden Armeekorps etablirt; so während des siebenjährigen Krieges in Stettin, Dresden, Torgau, Wittenberg, Breslau, Magdeburg und Glogau. Wo es anging, wurden die Wasserstrassen für den Transport benutzt, der im Uebrigen sehr mangelhaft organisirt war. Bauernwagen mit Strohpackung waren noch das Beste; bedenklicher war schon die Benutzung von Proviant- und Packwagen, wenn es sich um den Transport von Soldaten handelte, die an ansteckenden Krankheiten litten. Oft genug reichten aber alle vorhandenen und erreichbaren Wagen nicht aus, namentlich nicht, wenn die Armee in Bewegung war und die Kranken nicht zurücklassen konnte. — Schmucker machte bekanntlich nach der Schlacht bei Liegnitz die schnelle Fortschaffung von 500 an den oberen Gliedmaassen Verwundeten dadurch möglich, dass ihnen die Pferde eines Kavallerie-Regiments zur Verfügung gestellt wurden; die Dragoner gingen, bis der Zug nach 3 Tagen Breslau erreicht hatte, nebenher und führten die Pferde[1]). — Nach grösseren Schlachten mussten oft viele Ver-

[1]) Vermischte chirurgische Schriften. 1776. Bd. I. — In den militairischen Schriften Friedrichs des Grossen (s. Jost, Gesammelte Werke Friedrichs des Grossen. Berlin. 1837. S. 523 ff.) finden sich noch mehrere, die Kranken und

wundete mehrere Tage auf Hülfe warten; eine Folge davon war, dass Manche auf dem Schlachtfelde starben, denen noch zu helfen gewesen wäre, und dass viele auch leicht Verwundete an Tetanus erkrankten. Bei dem geschilderten Zustande der Wartung und Verpflegung in den Lazarethen und bei den traurigen Kenntnissen des unteren ärztlichen Personals konnten die Heilerfolge nur gering sein, obgleich unter den oberen Chargen viele tüchtige Aerzte und Chirurgen waren, die sich auch bemühten, durch Unterweisung und Belehrung sowohl in persönlichem Unterricht, als auch durch eingehende Instruktionen einen Theil dieser Uebelstände zu beseitigen. Friedrich der Grosse

---

Verwundeten betreffende Stellen. So in der Disposition für die Officiers von der Cavallerie: „Auch müssen sie (die Reuther) wissen, dass, wenn sie blessirt werden, oder ihnen die Pferde stürtzen, sie nur nach der Infanterie gehen und sich bei solcher anschliessen, auch mit feuern können, allwo sie sicher sind. Unter die „General-Principia vom Kriege" ist unter No. 3 eine Bestimmung von den Marketendern, vom Bier und Branntwein aufgenommen. Unter No. 23 findet sich die Bemerkung: „Wenn Krankheiten unter den Truppen während der Operation einreissen, so werfen Euch solche auf eine Defensive, wie uns solches 1741 in Böhmen begegnete, und zwar wegen der schlechten Nahrungsmittel, so die Truppen gehabt haben." In der Instruction zum Campement bei Spandow vom 7. Aug. 1753 wird bestimmt: „Wenn die Regimenter Kranke bekommen, so schicken die von der Berlinischen Garnison ihre Kranken mit deshalb schon bestellten Schiffen nach dem Lazareth ihrer Garnison. Die von der Potsdamschen Garnison schicken gleichergestalt ihre Kranken nach Potsdam in die gewöhnlichen Lazarethe. Wenn die übrigen Regimenter Kranke bekommen, so ist schon alles in Spandow präparirt, wohin sie selbige bringen können, und wo sie, wenn sie wieder gesund werden, nach den Regimentern zurückgeschickt werden." Interessant ist in der Instruktion für Kommandeurs und Bataillons (1778) die Bestimmung: „In warmen Tagen auf dem Marsche, wenn ein Halt in der Kolonne vorkommt, so werden sich die Offiziers vom Bataillon bei Sr. Majestät verantwortlich machen, wofern sie leiden, dass die Bursche Wasser trinken; es wird aber Essig bei den Regimentern abgeliefert werden, und wenn die Bursche im Marsche bleiben, da kein Halt gemacht wird, so können sie Wasser, wo ein paar Tropfen Essig darunter gethan, welches ihnen keinen Schaden thun kann, trinken." — Bekannt ist auch, dass z. Z. Friedrichs des Grossen bei allen Truppentheilen „auf Befehl" Purgirmittel verabreicht und zu bestimmten Zeiten zur Ader gelassen wurde, eine Unsitte, gegen die z. B. Schmucker und Theden vergebens ankämpften — sie entsprach zu sehr der allgemeinen Anschauung von der Nothwendigkeit einer regelmässigen Anwendung dieser Ableitungsmittel auch in gesunden Tagen. (Vergl. J. D. E. Preuss, Friedrich der Grosse, 1833, Bd. II, S. 382: „Was die Conservation der Leute vom Regiment betrifft" u. s. w.; danach wurden die Leute gefragt, ob sie Aderlassen, Purgiren oder Anderes nöthig hätten. Uebrigens musste auch die zahlreiche Jugend in den öffentlichen Schulanstalten damals alle halbe Jahre ein Mal reglementsmässig purgiren, wie in Jos. Winkler's „Hebe, ein Pendant zu Ganymed", Germanien, 1782, zu lesen ist.)

fasste noch kurz vor seinem Tode den Entschluss, das Lazarethwesen gründlich zu reformiren. Er berief den Hofrath und späteren Stabs- und Feldmedicus Dr. Joh. Gottl. Fritze aus Halberstadt, der die Zustände in den preussischen Feldlazarethen, die man „zum Verderben der Kranken und Spott der ganzen vernünftigen Welt beybehalten habe", offen dargelegt hatte[1]), auf Zimmermann's Vorschlag zu sich und beauftragte ihn am 10. Juli 1786 mit der Inspektion und Oberaufsicht über die Lazarethe in Kriegszeiten. Einen Monat später starb der König; die von ihm geplanten Reformen des Lazarethwesens kamen unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. (1786—1797), zur Ausführung.

Am 28. Juni 1787 war als Zentralbehörde für die Armeeverwaltung das Ober-Kriegs-Kollegium errichtet, mit einem eigenen Departement für das Feldlazarethwesen, dem Haupt-Feldlazarethkollegium, und am 16. September desselben Jahres wurde das von Fritze und Theden ausgearbeitete Feldlazarethreglement erlassen. Ueber den Dienst, die Vertheilung und die Ausbildung des Unterpersonals war schon vorher eine ausführliche Verfügung erschienen. Das In-

[1]) Das königl. preussische Feldlazareth nach seiner Medicinal- und oeconomischen Verfassung der zweiten Armee im Kriege von 1778 und 79, und dessen Mängel, aus Documenten bewiesen. Nebst dem Dispensatorio, das bei der in Schlesien gestandenen Armee eingeführt war. Leipzig 1780.

Aus einem im J. 1840 erschienenen Biographischen Lexikon der Halberstädter Aerzte (s. u.) und aus Andreae's Chronik der Aerzte des Reg.-Bez. Magdeburg von 1862 ist zu entnehmen, dass Fritze, 1740 in Magdeburg geboren, in Halle zuerst Theologie, dann Medizin studirte, 1764 promovirte, 1776 Hofrath wurde, 1778 als Feldarzt im Bayrischen Erbfolgekrieg in den Lazarethen und bei der Armee des Prinzen Heinrich auch im Felde thätig war. 1779 nach Halberstadt zurückgekehrt, wurde er hier 1785 Physicus und Garnisonsarzt und im Jahre darauf in Berlin Direktor der Preussischen Feldlazarethe. Von 1787—1789 finden wir ihn schon wieder in Wernigerode als Leibarzt, dann als Physicus, Hebammenlehrer und Mitglied des Med. Colleg. in Halberstadt, wo er 1791 erblindete und 1793 starb. Er ist nicht mit dem 1735, auch in Magdeburg geborenen Direktor der ersten inneren Klinik, Joh. Friedr. Fritze, zu verwechseln.

Von der 69,113 Mann starken 2. Armee, bei welcher Fr. in Böhmen und Sachsen thätig war, starben während des Feldzuges 1778/79 in 6 Monaten 5200; darunter waren nur wenige Schwerverwundete. Von den 22,000 Mann Sächsischer mit den Preussischen verbündeter Truppen starben in derselben Zeit nur 48. Die etwas stärkere erste Schlesische Armee verlor in Lagern, Kantonnirungen und Lazarethen 9300 Mann. Fr. macht dafür verschiedene Fehler des Preussischen Kriegssanitätswesens verantwortlich, tadelt die den Feldwundärzten amtlich vorgeschriebene Anweisung zur Behandlung innerer Krankheiten, ferner die Felddispensatorien und die Lazareth-Ordnung. (Andreae, A. L. Richter, E. Richter, Knorr u. A.)

validenwesen wurde geregelt, und, wahrscheinlich auf Theden's Vorschlag, „massen dem Regimente und der Kompagnie mehr daran gelegen sein muss, geschickte Leute zur Heilung der Kranken, als unwissende Bartscheerer zu haben", wurden 1788 die Feldscheerer bei Fleiss und guter Führung im Frieden des Bartscheerens enthoben (Schickert, S. 9), wie es Gehema schon 100 Jahre vorher verlangt hatte. Theden spricht allerdings schon im Jahre 1774, in der Vorrede zu seinem Unterricht für die Unterwundärzte, davon, dass man sich bey der Preussischen Armee alle Mühe gebe, geschickte Wundärzte zu ziehen. Man hat die Kompagnie-Wundärzte deswegen der elenden Beschäftigung, den Bart zu putzen, überhoben. „Die mehresten Regimenter, selbst die Garden (!) des Königs, haben eingesehen, dass genaue Aufmerksamkeit auf die Kranken eine anständigere Beschäftigung des Wundarztes ist." — Damit war wenigstens der Anfang einer Trennung von den Barbirern und Badern gemacht. Im Jahre 1790 wurde auch der Name: Feldscheerer abgeschafft und dafür „Regiments- resp. Kompagnie-Chirurgus" bestimmt. Die Generalstabs-Chirurgen, und vor Allen Theden, der Angesehenste von ihnen, aber auch Bilguer und Mursinna (Schmucker war 1786 gestorben), wussten wohl, dass diese kleinen und mehr äusserlichen Maassregeln wenig zur Hebung des Standes und der Leistungen seiner Mitglieder beitragen konnten. Unermüdlich arbeiteten sie daran, eine bessere allgemeine und naturwissenschaftliche Vorbildung des militärärztlichen Nachwuchses zu ermöglichen und dadurch den Uebelstand zu beseitigen, dass in der Armee eine kleine Zahl gut ausgebildeter, tüchtiger Männer und daneben eine grosse Menge ungebildeter und roher Personen an der Krankenbehandlung betheiligt war. Sie wussten, dass nur auf diese Weise der Stand zu heben und die langersehnte Gleichstellung der Chirurgie mit der Medizin zu erreichen war. Aber alle diese Pläne waren kostspielig; und so wurden sowohl die Vorschläge Theden's aus dem Jahre 1787 „zur Aufhelfung der zeither nicht wenig vernachlässigten Chirurgie", wie auch die 1788 von Theden, Bilguer und Mursinna, und die 1790 und noch im Juni 1795, beide Male wieder von Theden, vorgelegten Pläne, weil die dazu nöthigen Mittel nicht verfügbar waren, zurückgestellt, obwohl jedes Mal ihre Zweckmässigkeit anerkannt wurde. Auch ein Regimentschirurgus Kühn in Brandenburg hatte 1784 einen Entwurf vorgelegt. Preuss (l. c. S. 86) erkennt bei ihm und bei den Theden'schen Entwürfen den guten Willen an: „aus jeder Zeile spricht das dringende Bedürfniss mit gutmüthiger Sorge. Ueber den inneren Gehalt beider Schriften enthalten wir uns

gern jeder weiteren Bemerkung". Wie wir schon erwähnt haben, gelang es kurz nach dem letzten Versuche Theden's den rastlosen Bemühungen Goercke's am 2. August 1795 die Genehmigung zur Errichtung der Pepinière zu erhalten.

Das war der Feldscheerer des 18. Jahrhunderts; er war sich vom Anfange bis fast zum Ende desselben ziemlich gleich geblieben in seiner niedrigen Stellung, in seinen geringen Leistungen. Die Wenigen, denen nicht im Handwerksmässigen der Trieb zur Weiterbildung erstickt war, hatten mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, da sie bei ihrer mangelhaften Schulbildung in den nothwendigen Hülfswissenschaften ganz unerfahren und kaum der eigenen, geschweige denn fremder Sprachen mächtig waren. Gute deutsche Lehrbücher waren aber selten, und die Mehrzahl der Chirurgen, die sich emporgearbeitet hatten, scheuten sich vor Veröffentlichung ihrer Erfahrungen. Bei Schmucker, Bilguer, Theden, Siebold und vielen Anderen mussten wohlwollende Freunde erst lange Zeit ermahnen und ermuntern, hier und da musste auch wohl erst ein gelehrter Medicus sein Votum abgeben, ehe sie sich zur Herausgabe ihrer Werke entschlossen, die dann gewöhnlich nach damaliger Sitte einem Fürsten oder einer anderen einflussreichen Person gewidmet wurden.

Dass trotzdem einige von ihnen bei grosser Uebung und Erfahrung einen ganz bedeutenden Ruf genossen, dass also auch schon damals „beim Militärarzt der Ton auf der letzten Silbe liegen musste", wird wohl am besten dadurch bewiesen, dass der berühmte Leibarzt Zimmermann in Hannover, der an einem mit vielen Beschwerden verbundenen grossen Netzbruch litt, sich von „unserem berühmten, vorsichtigen und rechtschaffnen Herrn Generalchirurgus Schmucker"[1]) operiren liess. Nachdem er in einem Wagen, worin er liegen konnte, von Hannover nach Berlin gereist war, wurde am 24. Juni 1771 die Herniotomie vorgenommen. Der erste Generalchirurgus operirte, der damals noch dritte Generalchirurgus Theden, zwei Pensionair-Chirurgen, Voitus und Schäfer, der Prof.

---

[1]) Meckel, Beschreibung der Krankheit des Herrn Leibarzt Zimmermann und der dabey glücklich angewandten Operation und Cur. Aus dem Lateinischen übersetzt von Baldinger, Berlin u. Stettin, 1772. — Auch Schmucker selbst berichtet darüber in den Chirurg. Wahrnehmungen, Berlin u. Stettin 1774, Bd. II, S. 271 und in den Vermischten chirurg. Schriften, Bd. II, S. 57. Wie wir aus J. E. Wichmann's Schrift: Zimmermann's Krankheitsgeschichte, Hannover 1796, wissen (S. 22), war dieser „durch die zu Berlin ausgestandene Operation auf lange Zeit erleichtert, aber die folgende Leichenöffnung zeigte, dass er nicht ganz genesen sein konnte"; d. h. es war ein Recidiv, aber ohne Beschwerden, entstanden. — In einer 1898 erschienenen Schrift von Möbius: „Ueber das Pathologische bei Göthe" sind verschiedene irrthümliche Angaben über das Bruchleiden Zimmermann's und seine Heilung enthalten.

Meckel und zwei andere Aerzte, auch der alte Pröbisch, früherer Regimentsfeldscheer, assistirten. Der Bruchsack wurde isolirt und geöffnet und ein mit dem Testikel verwachsener Netzstrang durchschnitten. Dann schob Theden das vorgefallene Netz zurück. Der Bruchsack wurde dicht vor dem Bauchring zugeschnürt und abgeschnitten, die grosse Wunde tamponirt. Die Operation hatte $1^1/_2$ Stunden gedauert; die Heilung erfolgte in 6 Wochen.

Der Stabsfeldprediger Küster, der in seinem „Offizierlesebuch" die Fürsorge Friedrich's für die Verwundeten lobt, sagt in dem Kampagneleben im 7jährigen Krieg: „Der sel. Herr Geheimrath Cothenius und der noch lebende Hauptmann von Brause haben sich grosse und denkwürdige Verdienste um die Lazarethe erworben. Unter den Chirurgen war der Herr Generalchirurg Bouness und nach ihm der noch lebende Herr Generalchirurgus Bilguer hochgeschätzt. Auch der noch lebende, allgemein wegen seines Kopfes und Herzens verehrte Greis, Herr Generalchirurgus Theden, erhob sich schon damals als Regimentsfeldscheerer zu einer ausgezeichneten Achtung und die Herren Stabsmedici Frese und Kessler erwarben sich gegründeten Ruhm. Es ist unbillig, wenn die Geschichte nur die Namen der Kriegshelden nennt; auch die Namen jener Lebenserhalter haben gerechten Anspruch auf den Geschichtsruhm." Auch G. Fischer, der in seinem von uns oft zitirten Werke ein ausführliches und interessantes Kapitel der Kriegschirurgie unter Friedrich dem Grossen widmet, sagt (S. 317): „Die bedeutendsten preussischen Kriegschirurgen und mit Richter und Siebold zugleich die besten Wundärzte in Deutschland waren Bilguer, Schmucker und Theden." Das ist ein grosses, aber wohlverdientes Lob, und wenn wir noch eine Reihe anderer Feldscheerer nennen werden, die, ohne diese Höhe zu erreichen, doch in ihrem Fache Hervorragendes leisteten, dann können wir unserer Bewunderung keinen besseren Ausdruck geben, als durch Wiederholung dessen, was Voitus am 5. September 1780 in seiner „Rede über die sittlichen Eigenschaften des Wundarztes" darüber sagt: „Hochachtung verdient der Mann, der von Jugend auf zum Handwerk bestimmt, in Lerjaren zum Handwerk erzogen, in Jünglingsjaren als Handwerker geschätzt wird, und unter diesem Druck noch Geist genug hat, seinen ächten Beruf nicht zu verkennen, Mut genug, den unwegsamen Pfad hinanzuklimmen, zu werden was man nicht wil das er seyn sol, ein Man von Wissenschaft; Hochachtung erndtet er trotz den Gesetzen, die ihn erniedrigen." Aehnlich sagt Tscheggey in seiner oben erwähnten Festrede: „Nur genialische Köpfe konnten diese den Geist einengenden Fesseln abschütteln und sich aufwärts

schwingen; diese sind es aber auch nur, die wir als Meister in der Kunst bei der Armee verehren.“

Damit ist von Zeitgenossen, von Männern, die sich selbst aus eigener Kraft emporgearbeitet hatten, das Verdienst dieser Kriegschirurgen richtig gekennzeichnet; dem gegenüber kann es gar nicht in Betracht kommen, dass ihnen, besonders in ihren Schriften, der Mangel tieferer Bildung ihr Leben lang anzumerken war. Ein gutes richtiges Deutsch konnten damals nur wenige Auserwählte schreiben, und unter den Aerzten war wohl A. G. Richter der erste, der einfach und klar, nicht schwülstig oder plump in seinen Schriften war[1]). Die eigentliche Gelehrtensprache war und blieb noch lange das Lateinische, das die grosse Mehrzahl der Wundärzte nicht verstand.

IV. Schusswaffen und Wundbehandlung; Aberglaube und Geheimmittel.

Die Schusswaffen waren in den ersten Jahrhunderten seit dem Bekanntwerden des Pulvers und der Geschütze wenig verändert; sie waren plump und schwer zu handhaben und dienten hauptsächlich für den Belagerungskrieg (E. Richter)[2]). Die erste nennenswerthe Verbesserung an den Gewehren wurde durch den Ersatz der Lunte durch das Feuersteinschloss herbeigeführt; trotzdem gab es noch bis zum Ende des 30jährigen Krieges Soldaten mit Hellebarde oder Pieke (Piekeniere), die erst gegen 1680 abgeschafft wurden. Schon 40 Jahre früher war die „Pieke an dem Gewehr“, das Bajonnett, erfunden. Friedrich der Grosse erzählt im 2. Theil seiner „Mémoires pour servir à l'Histoire de Brandebourg“ S. 71, dass zu den Zeiten des Grossen Kurfürsten $^1/_3$ eines Bataillons mit „piques“, $^2/_3$ mit Musketen und (S. 74) dass erst im Jahre 1700 die ganze Infanterie mit Gewehren bewaffnet war, und zwar mit Flinten statt der Musketen, weil die Lunten oft vom Regen gelöscht wurden. (Vergl. auch J. M. Jost, l. c.

---

[1]) S. G. Fischer und die Dissertation von Pagel, Berlin 1875: Ueber die Geschichte der Göttinger medic. Schule im 18. Jahrhundert.

[2]) Math. Merian sagt in seiner Weltgeschichte (Bd. III, S. 316): „Zwey Jahr hernach (1426) belägerten die Engelländer die Statt Mans, unnd brauchten damahls die ersten groben Stück davor, die Mawren damit zu beschiessen. Dessen erschraken die Bürger, dass sie sich ergaben.“

S. 60ff.). König giebt (l. c. II. S. 493) an, die „Pickenirer" seien schon in der Schlacht bei Warschau nicht mehr erwähnt, die ganze Infanterie habe aus Musketirern bestanden, die bald auch die Gabeln wegliessen und das Gewehr aus freier Faust, jedoch mittels der Lunte abfeuerten. Bei der geringen Tragfähigkeit der Gewehre, der geringen Trefffähigkeit der Geschütze war dem Nahekampf und der Massenwirkung der Kavallerie noch lange die Entscheidung der Schlachten vorbehalten. — Für die Artillerie wurden die Granaten und Kartätschen eingeführt, lange Zeit auch mit Handgranaten geschossen, die nach Entzündung des Zündfadens, der Zündröhre, mit der Hand geschleudert wurden. Auch die aus Kanonen geschossenen Granaten wurden Anfangs mit angebranntem Zünder in das Rohr geladen, oder die Zündvorrichtung wurde beim Schuss an der Oeffnung des Rohres zum Brennen gebracht; dabei war natürlich eine Berechnung des Zeitpunktes der Explosion schwer auszuführen. Dieser Uebelstand wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts durch Einführung der mit Schlagzündern versehenen, im Momente des Auftreffens explodirenden Geschosse beseitigt.[1])

Handfeuerwaffen und grobes Geschütz wurden allmählich etwas kleiner, konnten leichter geladen, leichter transportirt werden; die Fortschritte in der Waffen-Konstruktion waren aber doch im 18. Jahrhundert sehr langsam; auch die Unterschiede in der Bewaffnung der verschiedenen europäischen Heere waren nur gering. Ueberall wurden aus glatten, nicht gezogenen Rohren runde Bleikugeln geschossen; in Preussen war seit 1718 durch den Fürsten von Anhalt der eiserne Ladestock eingeführt, so dass die Soldaten „mit unglaublicher Geschwindigkeit" laden konnten. Schon seit 1733 lud die erste Reihe mit aufgestecktem Bajonnett. Nach König (IV, S. 79) hatte der Fürst von Dessau die eisernen Ladestöcke schon 1698 bei den Grenadieren eingeführt. Die Geschosse deformirten sich wegen der geringen Durchschlagskraft verhältnissmässig selten, blieben häufig in blinden Schusskanälen stecken, heilten auch viel häufiger, als das später vorkam, vorübergehend oder dauernd ein, mussten auch wohl nach Jahren noch entfernt werden, weil sie nach langen Wanderungen an irgend einer entfernten Stelle Störungen verursachten. (Vergl. E. Richter, l. c. S. 154, 251, 279 und die „Historischen Untersuchungen" des Verf.'s.) Die Gestaltveränderung der Bleikugel beim

---

[1]) Für die Shrapnells wurde später der Zeitzünder in verbesserter Form wieder eingeführt; s. R. Köhler, Die modernen Kriegswaffen, Berlin 1897, wo alle diese Veränderungen ausführlich dargestellt werden.

Auftreffen auf's Ziel wird zuerst von Purmann in seinen „Observationen“ (Frankfurt 1710, S. 333) erwähnt; er beschreibt eine aus dem Schulterblatt mit vieler Mühe entfernte Kugel als „eckicht und wunderlich verbogen“[1]). Heister spricht nicht darüber; erst le Dran, der bekanntlich die ersten Schiessversuche an Leichen ausführte, und Bilguer würdigten die Bedeutung der Deformation. Der spätere Streit, ob dabei und bei den übrigen Besonderheiten der Schusswunden jener Zeit die Form des Geschosses, die Bleikugel im Gegensatze zum Langblei massgebend gewesen sei, dürfte überflüssig sein; die Durchschlagskraft und der eventuell durch Deformation noch vergrösserte Querschnitt sind dafür verantwortlich zu machen.

Diese blinden Schusskanäle, deren Umgebung fast immer stark zerrissen und gequetscht, und bei dem im vorigen Jahrhundert fast allgemein geübten „primären Débridement“ auch noch vergrössert, und durch die Instrumente und Finger des Chirurgen infizirt waren, noch mehr aber die besonders im Belagerungskriege häufigen kolossalen Quetschungen und Zerreissungen durch Vollkugeln aus Stein, Blei, Eisen, Kupfer, Glas oder Schlacke, oder durch Granaten, konnten unmöglich reaktionslos heilen; sie wurden im Gegentheil fast ausnahmslos Sitz schwerer Eiterung und oft genug Ursache unheimlich schnellen Verfalls.

Die einfachen, wenig eingreifenden Behandlungsmethoden, wie sie bei uns Pfohlsprundt (oder Pfohlspeundt), Braunschweig, Gersdorf, Lange u. A. (z. Th. lange vor Ambr. Paré) empfohlen hatten, waren im Allgemeinen unverändert geblieben. Von einer Vergiftung der Schusswunden und dem Ausbrennen derselben war nicht die Rede; dabei fehlte es aber doch nicht ganz an energischen Massregeln. Wenn irgend möglich, mussten alle Fremdkörper, besonders die Kugel, entfernt werden; man scheute sich nicht vor eifrigem Suchen mit Sonden und Fingern, vor Erweiterung der Wunden mit Quellmeissel oder Messer, vor dem Anlegen von Gegenöffnungen. Im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde hauptsächlich mit Salben verbunden, die eine sehr komplizirte Zusammensetzung hatten, ausser vielen überflüssigen und ekelhaften Bestandtheilen aber auch Terpenthin, Kampfer und ähnliche fäulnisswidrige Stoffe enthielten. Das Alles wurde lange und energisch gekocht, so dass wohl immer-

---

[1]) Purmann erzählt mehrfach von schweren Schusswunden aus gezogenen Rohren; ein Beweis, dass doch nicht ausschliesslich glatte Rohre gebraucht wurden. (Observ. p. 38, Lorbeerkranz 234 u. 236, bei den Belagerungen von Wolgast, 1675, und Stettin, 1677, also durch schwedische Gewehre.)

hin für den Anfang eine aseptische Wundbedeckung vorhanden war. Trat Fieber ein, dann war man — auch noch in unserem Jahrhundert — schnell bei der Hand mit tüchtigen Blutentziehungen.

Ganz erstaunlich und unheimlich ist das krause Gemisch von Gottesfurcht und Aberglauben in den medizinischen Schriften jener Zeit. Dass der Autor seine Gönner, seine Leser (aber nicht die Kritiker), sein Werk und sich selbst dem Schutze Gottes empfiehlt, dass er immer wieder die eigene Ohnmacht und die Macht der Vorsehung bei seinem ärztlichen Wirken hervorhebt, wie A. Paré: „Je le pansay et Dieu le guarist“, das ist natürlich und angemessen; dass aber allerhand Spuk und Hokuspokus damit verbunden ist, kann man bei den sonst so klar und praktisch denkenden, erfahrenen Männern kaum verstehen. Das Tollste aus dieser Hexenküche ist wohl des Severini oder Paracelsi Waffensalbe, ein Compositum, in dem z. B. Moos vom Schädel eines Hingerichteten, der schon eine Zeit am Wetter gewesen, im neuen Licht, wenn die Sonne in die Wage tritt, gesammelt, nicht fehlen durfte. Die Bestandtheile sind nicht immer dieselben; im Lorbeerkranz (1684) zählt Purmann eine ganze Reihe von verschiedenen Zusammensetzungen auf; nur der Colerus[1]) unterstehet sich, den Mooss aussen zu lassen und an dessen Statt die Wallwurzel zu setzen. Menschenschmalz, Menschenblut, Mumie, Regenwürmer, Leinöl, Terpenthin, Bolus u. a. m. gehörten auch dazu. — Mit dieser Salbe, auch Unguentum Armarium, Stellatum oder Sympatheticum genannt, wird womöglich das verletzende Instrument, im anderen Falle ein mit dem Blute der Wunde beschmiertes Stückchen Eschenholz täglich soweit bestrichen, wie jenes in der Wunde gesteckt hatte, dann mit einem Verbande versehen und an einem trocknen, mässig warmen Orte aufbewahrt bis zum nächsten „Verbandwechsel“. Wenn der Kranke auch viele Meilen weit entfernt ist, er bekommt Fieber, wenn das Holzstück zu warm, ihn friert, wenn es zu kalt aufbewahrt wird u. s. w. Diese Behandlung in absentia, die „Wunden-Kur, so abwesend verrichtet wird“, wirkt sonderlich in der Freundschaft und Blutsverwandtschaft. — Schon lange vor Purmann gab es Männer, die die Waffensalbe für unnütz und gefährlich hielten; so schrieb Andreas Libavius von der „betrieglichen Heylung der Wunden durch die W. s.“; Fabriz v. Hilden (Wundarzney, Basel 1652, deutsche Uebers. v. Greiff,

---

[1]) Johannes Colerus, schreibt Fabriz v. Hilden, hat auch seine eigene Beschreibung und Träume hiervon, vergl. auch in der Chirurg. curiosa Purmann's, p. 696.

S. 1108 ff.) hält nicht den Paracelsus, der allerdings in seinem Buch vom Podagra und in den Archidoxis Magicis davon spricht, für den Erfinder, sondern den Teufel, diesen tausend listigen Künstler. Die Leute, die es, dem Aberglauben ergeben, fortpflantzen, sind keine Christen. — Felix Würtz (oder Wirtz, wie er sich in der Widmung seiner Practica chirurgica von 1596 selbst unterschreibt), sonst ein begeisterter Anhänger des Paracelsus, erwähnt darin die Waffensalbe gar nicht, obgleich er viel von Pflastern, Salben, Oelen und Wundtränken spricht. In Melchior Adam's „Vitae Germanorum medicorum" (Frankfurt a. M. 1705, 3. Ausg.), auch in einigen neueren Geschichtswerken, z. B. in Gründer's Geschichte der Chirurgie (Breslau 1865, 2. Ausg.), wo ausführlich von Paracelsus gesprochen wird, findet sich Nichts über diese seine „Erfindung". Gehema erzählt in der 2. Observ. chir. (S. 7) von einem Barbirer, der grosse rodomontados von dem Pulvere sympathetico gemacht, aber schlechte Ehre damit eingelegt habe; auch a. a. O. zeigt Gehema, dass er von diesem Aberglauben Nichts hält. — Aehnlich wie mit der Salbe verhält es sich mit diesem Pulvis sympatheticus, das aus Vitriol und Gummi besteht und auf ein mit dem Blute der Wunde befeuchtetes Läppchen gestreut wird. Dieses wickelt man dann zusammen und steckt es in den Schuh oder Hosensack, „weil es daselbst an einem temperirten Orthe, der weder zu warm noch zu kalt ist". Die Prozedur wird täglich vorgenommen und nach Heilung der Wunde sämmtliche Läppchen in fliessendes Wasser geworfen[1]. — Noch toller ist aber die Kur per transplantationem: ein in dem Blute oder Eiter der Wunde nass gemachtes Holzstückchen wird in einen Baum, am besten in eine Esche, in die man ein entsprechendes Loch gemacht hat, hineingesteckt und darüber das Loch mit Baumwachs verschlossen. „Wie nun dieses verwächset und sich mit dem Baum vereiniget, also heilet auch der Schaden und Wunden". Für den sonst so verstän-

---

[1]) Wir finden darüber noch: Theatrum Sympatheticum sive de pulvere sympathetico et unguento armario, Nürnberg 1660 u. 1662 in 12 u. 4 (ohne Autor); Vesti, Erf. 1687: De pulvere sympathetico; Kirchmaier, Vitebergae 1672: De sympathetici pulveris vanitate; Digby, Paris 1658, Deutsch 1684: Ueber die Heilung der Wunden mit dem sympathet. Pulver. Das aufgeklärte Geheimniss der Sympathie als unfehlbaren Mittels die Wunden in der Ferne und ohne Anrühren zu heilen. Uebers. aus d. Englischen. Linz 1784. Ja, noch viel später: Coelest. Stoehr: Phänomene und Sympathie in der Natur, nebst dem wunderbaren Geheimniss, Wunden ohne Berührung vermöge des Vitriols nach K. Digby blos sympathetisch zu heilen. Coburg 1795 und Most: Die sympathetischen Mittel und Kurmethoden gesammelt, zum Theil selbst geprüft u. s. w. Rostock 1842.

digen Purmann ist es mit der Erklärung dieser Wirkung in die Ferne freilich eine „kützliche subtiele Sache“; er hat aber oft dabei Heilung eintreten sehen, und das genügt ihm. An das post hoc ergo propter hoc dachte er nicht; auch an eine für uns nahe liegende Erklärung konnte er nicht denken, obgleich sie aus seiner Beschreibung hervorgeht. Wenn die Wunde nämlich gereinigt war, durfte sie nicht mehr berührt, sondern nur täglich mit einem reinen Häderlein belegt werden, bis sie geheilt war — in diesem to be let alone wird der Zauber gelegen haben! Während Purmann noch im Lorbeerkranze (1687) Jeden einen Idioten nennt, der nicht an die Waffensalbe glaubt, ist er in der Chirurgia curiosa (1699) schon vorsichtiger, lässt in diesem Stück abermals einem jeden seinen Willen und glaubt davon, was er will. — Wenn man das bei einem Purmann findet, wie mag es dann in den anderen Köpfen ausgesehen haben! —

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verlor sich allmählich dieser Aberglaube; in Heister's Chirurgie (1724) wird die Waffensalbe gar nicht erwähnt, während die späteren Ausgaben von Purmann's Lorberkranz (1722) und Feldscheer (1738), offenbar lange nach dem Tode des Verfassers verfertigte Nachdrucke, dieselben Angaben darüber enthalten, wie die von 1699 und die Observationes von 1710 (s. u.). Uebrigens wurde dem an Podagra leidenden Friedrich Wilhelm I. noch im J. 1737 eine Art „Transplantationskur“ von einem General v. Hallart und eine noch ekelhaftere sympathetische Kur von einem General v. Huwaldt angerathen. Holtzendorff und Eller, die um ihre Meinung gefragt wurden, drückten sich sehr vorsichtig, aber doch ablehnend aus. Der König antwortet darauf: „Und bin vollkommen Eure Meinung, dass alle dergleichen Sympathetische Curen, wenn solche nicht von übermässigen Glauben und starker Einbildungskraft secondiret werden, gemeiniglich von schlechtem Effect sind. Inzwischen sollet Ihr doch gelegentlich eine probe davon machen und Mir den Erfolg davon melden.“ (König, l. c. IV, 2, S. 282.) Im Jahre 1732 musste die Sozietät der Wissenschaften ein Gutachten über Vampyre oder Blutsauger abgeben, einen Spuk, der damals viel Aufsehen machte. (s. Eines Weimarischen Medici Muthmassliche Gedanken von denen Vampyren oder sogen. Blutsaugern, welchen zuletzt das Gutachten der Kgl. Preuss. Soc. d. W. mit beygefüget ist. Leipzig 1732.)

Die Wundbehandlung wurde einfacher; Blutungen stillte man mit styptischen Mitteln, unter denen der Bovist und der „Alcohol Vini, der schärfste Branntwein“ (Heister) oder wie Bilguer sagt, der

Schwamm, das Alkohol und das Terpenthin-Oel eine grosse Rolle spielten; ferner durch Tamponade, Umstechung oder Unterbindung in loco. Die Gefässunterbindung, diese uralte Blutstillungsmethode, von Paré wieder empfohlen, von vielen seiner Zeitgenossen und Nachfolger (z. B. Petit) verworfen, gewann erst allgemeinere Bedeutung, als man das isolirte Gefäss, und nicht mehr gleichzeitig die umgebenden Weichtheile zuband. Purmann übte sie bei Verletzungen und Amputationen noch nicht, obgleich er bekanntlich mehrere Male die neuerdings wieder zu Ehren gekommene älteste Operation der Aneurysmen, die Exstirpation nach zentraler und peripherischer Unterbindung (Philagrius) ausführte. Bei Verletzungen machte er die perkutane Umstechung; nach Amputationen wurden die Gefässe kauterisirt, wenn die Blutung auf styptische Mittel und Kompression nicht stand. So noch in den Observationen (1710). Kurz darauf finden wir bei Heister schon die Unterbindung der mit einer kleinen Zange hervorgezogenen Arterien bei Amputationen beschrieben. Ja, längst vorher hatte bei uns Fabriz von Hilden (l. c.) die Unterbindung nach Amputationen, wie sie von Galen, Avicenna, Celsus u. A. empfohlen sei, als eine sehr brauchbare Methode beschrieben und mehrere schliessbare Zangen zum Fassen und Hervorziehen der Adern abgebildet; er meinte allerdings, „etwas Fleisch mit sampt der Ader" zu fassen, das schade nicht, sei vielleicht sogar besser für die Festigkeit der Ligatur. Die Resultate können keine gleichmässig guten gewesen sein; wir wissen, dass der vielerfahrene Theden nie unterband, sondern immer mit Tamponade und komprimirenden Verbänden auskam. Sehr interessant ist aber, dass Bilguer, der bekanntlich die Amputationen auf wenige Ausnahmefälle einschränkte, bei Gangrän eines Gliedes die Hauptgefässe im Gesunden unterband und dann erst unterhalb dieser Stelle die Amputation ausführte. Diese wahrscheinlich auch uralte Art der prophylaktischen Blutstillung (Archigenes) ist in unseren Tagen durch die Rose-Lüning'sche Methode der Exarticulatio femoris wieder auferstanden und für eine ganze Reihe von Amputationen und Exartikulationen von dem Verf. empfohlen und ausgeführt.

Auch in der weiteren Vereinfachung der Wundbehandlung, dem Ersatz der vielfach gemischten Pflaster und Salben durch einfache Verbände und Wasserumschläge, liegt ein grosses Verdienst der Kriegschirurgen Friedrichs des Grossen, Bilguer, Schmucker, Theden und Mursinna. Als Uebergang ist die Zeit zu bezeichnen, in der man die Wunden mit Charpie und Compressen verband, die mit warmem Wein oder Branntwein getränkt waren. Zeigten die

Wunden ein schlechtes, fauliges Aussehen, dann sparte man nicht mit Antisepticis, Sublimat mit Kalkwasser (Aqua phagedaenica), Hydrarg. praecip. rubrum, Perubalsam, Myrrhentinctur, Spiritus, Kampher, Terpenthin (heiss) u. s. w. — Dass die Eiterung zur Heilung einer Wunde nicht absolut nöthig sei, das hatte man von Bontekoe, Overkamp, Muralt u. A. gelernt. Man musste nur früh genug dazu kommen, die Wunde mit warmem Wein gehörig reinigen und dann mit Wundwässern oder Pulvern verbinden, die wieder sehr komplizirt waren, aber fast nur aus aromatischen Pulvern oder Abkochungen bestanden. Jeder bedeutende Chirurg hatte sein „Wundwasser", das er möglichst geheim hielt. So hatte Schmucker ein Augenwasser, das er „vor sich behielt", Theden machte es ebenso mit seinem Schusswasser. Der brave Voitus hat in seiner Rede an die jungen Wundärzte, denen er ein Geheimhalten von Heilmitteln im Allgemeinen als ein Verbrechen schildert, viele Mühe, seinen Vorgesetzten zu vertheidigen, indem er diese Allen bekannte Thatsache zu erklären und zu entschuldigen versucht (l. c. S. 79, 80 u. 86). Dass man in der Wahl der Mittel, um hinter solche Geheimnisse zu kommen, nicht sehr wählerisch war, zeigt u. A. die Art und Weise, wie Mauchard dem berühmten Oculisten Woolhouse in Paris die Beschreibung seines „Augenbürstchens" ablockte. Woolhouse trank gerne; aber der Deutsche konnte wohl mehr vertragen; er „tractirte ihn oft, bis sich endlich der Herr Woolhouse, als er einmal durch den Wein ganz vergnügt war, überreden liess und dem Herrn Mauchard im Trunk dasselbe auch eröffnete" (Börner, l. c. S. 356).

Wir müssen hier den biederen Purmann als Gegner des Geheimhaltens von Heilmitteln nennen; in der Vorrede zum Lobeerkranz (Ausg. von 1684 und 1692) bezeichnet er es als einen schlechten „Gebrauch der itzigen Welt, das Gute allezeit vor sich zu behalten, wenig darnach fragende, ob dem Nothleidenden Nechsten recht geholffen werde oder nicht". In der Vorrede zur 2. Ausgabe des Feldscheers (1690) sagt er: „Rechtschaffene Wundärtzte, die ihren Nechsten mit Schrifften auffrichtig dienen wollen, hinterhalten Nichts, sondern offenbaren es — —." Gehema (8. chir. Observ. S. 30) hält zwar sein „Emplastrum admirabile, mit dem er z. B. eine Arterienwunde in 16 Stunden zuheilte, für ein grosses secret, will es jedoch rechtschaffenen und würdigen Chirurgis gern communiciren".

Die komplizirte Zusammensetzung der Schuss- und Wundwässer, Fomentationen u. s. w. war besonders in Deutschland beliebt; Franzosen und Engländer spotteten mit Recht über diese nutzlose Verschwendung. Man kann aber nicht sagen, dass sie allein besonders

schädlich für die Wunden gewesen wären; das war vielmehr der Fall mit den anderen Theilen der Wundbehandlung. Das viele und zwecklose Sondiren, von F. Würtz in seinen oben erwähnten „Missbräuchen in der Wundarzney“ (Practica) in drastischer Weise geschildert und verdammt, war ja vor kurzer Zeit auch bei uns Sitte, und wenn Stromeyer die Sonden aus den Bestecken der jungen Chirurgen entfernen wollte, dann ging, ich glaube Pirogoff noch weiter und wollte ihnen auch die — Finger nehmen, um endlich diese gefährliche Untersuchungsmethode unmöglich zu machen. Mit sorgfältig gereinigten Fingern oder Sonden wäre ja die Gefahr nicht so gross; wie sah es aber früher damit aus? Die Reinlichkeitsbestrebungen, von den besseren Chirurgen sehr hoch geschätzt, konnten schon desshalb nicht genügend zur Geltung kommen, weil Alles sehr schnell gehen und namentlich der Zutritt der Luft zur Wunde verhindert werden musste. Wenn wir (mit G. Fischer) dabei die Namen Heister, le Cat, B. Bell und A. G. Richter nennen, dann wollen wir nicht vergessen, dass unsere Ansichten über Wundinfektion und speziell die Geringschätzung der sogen. Luftinfektion, noch recht jung und noch nicht stabil sind: Lister's erste, grundlegende Versuche und die ganze erste Periode der Antiseptik, die „Spray-Periode“ rechneten noch hauptsächlich mit der Gefahr der Luftinfektion. Wir achten heute diese Gefahr für recht gering; müssen aber doch zugeben, dass sie in übermässig belegten, warmen, schlecht ventilirten Räumen eher zu befürchten ist, als bei genügender Zufuhr frischer reiner Luft. Auch damit stand es in jener Zeit schlimm; Pringle hatte in seinen „Krankheiten einer Armee“ (Uebers. v. Greding, Altenburg 1754) darauf hingewiesen, ebenso J. Hunter; doch scheint bei uns ausser Baldinger, der Pringle's Lehren zu verbreiten suchte, unter den Medicis Schaarschmidt der Einzige gewesen zu sein, der (1758) in seiner Abhandlung über Feldkrankheiten dafür eintrat. Es ist interessant, dass Mursinna 1778 Typhuskranke im Winter, statt sie unterwegs abzuliefern, in Bauernwagen mit reichlicher Strohschüttung der Truppe nachfahren liess und dabei sehr gute Heilerfolge beobachtete (Richter (l. c. S. 499). Dass Theden besondere Ventilationsvorrichtungen für Krankenzimmer einrichtete, ist bekannt. — Eine grosse Gefahr für Verwundete und Operirte lag in der allgemeinen Verwendung der Charpie (bei Jungken Carpy, bei Eller und später bei Theden wieder Carpey oder Karpey, auch einmal Karpie, bei Purmann: Corpey, bei Heister: Carpey oder Carpie; Fabriz spricht von „Schleissen von zarter reiner Leinwath, die man in die Wunden gebraucht;“ er scheint den anderen Namen für die gezupfte Leinwand

ebensowenig zu kennen, wie Würtz, der nur über die Fetzen und und Lumpen schilt, mit denen man die Wunden ausstopfe). Aber auch das dürfen wir nicht so streng beurtheilen; es ist noch gar nicht so lange her, da wurde auch bei uns die Charpie in grossen Massen gebraucht. Gegen das Material an sich ist ja Nichts zu sagen, sobald es steril ist; aber das war bis vor Kurzem nicht zu erreichen. Schon Pouteau hatte im vorigen Jahrhundert darauf aufmerksam gemacht, dass die „Pourriture d'hòpital", der noch vor 25 Jahren so gefürchtete Hospitalbrand, durch die von Kranken gezupfte Charpie auf die Wunden gebracht werde; Andere folgten ihm, aber im Allgemeinen wurde besonders in Kriegszeiten von Alt und Jung, von Gesunden und Kranken gezupft. Dazu noch die mangelhafte Aufbewahrung — es war ein Verbandmaterial, das nicht gefährlicher ersonnen werden konnte. Purmann, Heister und ihre Nachfolger brauchten die Charpie allerdings erst, wenn die Eiterung schon eingetreten war; dann war ja die Gefahr nicht mehr ganz so gross. Bei schmerzhafter Entzündung in der Umgebung der Wunden die Kälte in Form von Umschlägen mit kaltem Wasser, Essig, Salpeter und Salmiak empfohlen zu haben, ist wieder eines der grossen Verdienste Schmucker's und Theden's.

B. Lebensbeschreibungen.

Wie wir gesehen haben, waren schon in den Landsknechtheeren und später in den Armeen des Grossen Kurfürsten und seiner Nachfolger bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Feldmedici Vorgesetzte der Feldchirurgen; sie hatten das ganze Feldsanitätswesen zu ordnen und zu leiten, die Feldscheerer anzustellen (seit Holtzendorff) und ihre Thätigkeit, allerdings unter Mitwirkung der Generalchirurgen, zu überwachen. Mehrere von ihnen entwickelten eine für das damalige Kriegsheilwesen so umfassende und eifrige Thätigkeit, dass wir sie und ihr Wirken schwer von dem der grossen Chirurgen trennen können. Das ist schon der Fall, wenn wir die Zeit des Grossen Kurfürsten betrachten: Janus Abraham à Gehema, der Medicus, und Gottfried Purmann, der Chirurg, verdienen Beide gleichmässig das Lob, Jeder in seinem Kreise und auf seine Weise unermüdlich für das Wohl der ihm anvertrauten Kriegsleute gewirkt zu haben. Ja, sie haben sogar viele gemeinsame Gebiete, über die sie sich, stellenweise fast mit denselben Worten und mit derselben Energie und Rücksichtslosigkeit äussern, so z. B. wenn es sich um die Schilderung des Bildungsganges und der traurigen Leistungen des unteren chirurgischen Personals handelt. Sie haben beide ihre Beobachtungen veröffentlicht; während aber dabei der gelehrte Medicus reichlich philosophische Studien treibt, giebt der Chirurg, so lange ihn der Hexen- und Aberglaube nicht zu krampfhaften Erklärungsversuchen zwingt, nur seine „Fälle“ mit kurzen epikritischen Bemerkungen. Sie stammten Beide aus angesehenen Familien, hatten Beide die für ihr Fach damals übliche Ausbildung, der eine auf Universitäten und Reisen, der andere bei verschiedenen Meistern, erhalten und bei Beiden sind wir hinsichtlich ihrer Lebensschicksale fast ganz auf das angewiesen, was sich in den Vorreden zu ihren Schriften und hier und da verstreut in diesen Schriften selbst findet.

I. Janus Abraham à Gehema.

Die Nachrichten über das Leben dieses tüchtigen und streitbaren „Eques Polonus et Med. Doctor“ sind ausserordentlich spärlich; seine Schriften so selten, dass z. B. die sonst so ausgezeichnete Bibliothek der Kaiser Wilhelms-Akademie nichts, die hiesige Königliche Bibliothek nur einen kleinen Theil seiner Werke besitzt. Der „kranke Soldat“, seine für uns wichtigste Arbeit, befand sich früher in der zuletzt genannten Bibliothek, ist aber daraus verschwunden, so dass ich auf das von v. Richthofen, Knorr, A. L. Richter u. A. darüber Mitgetheilte angewiesen war. Um so mehr musste gesucht und jede Notiz benutzt werden, die aufzufinden war. In der Bibl. med., Joecher's und Kestner's Lexikon (s. u.), in Gründer's, Sprengel's, Haller's u. a. Werken fand sich nur wenig; sehr einfach und schön sagt z. B. der gelehrte Baldinger in seiner Introductio in notitiam scriptorum Medicinae militaris (Berlin. 1764) von ihm: „Ex Bontekoi Schola, homo audax et vagabundus“. — Auch wenn man die in Moller's Cimbria literata. Hauniae. 1744, und Küster's Altem und Neuem. Berlin. 1756, angegebenen Quellen aufsucht, wie von Werner's Gesammelte Nachrichten, Cüstrin, 1755, und die Preussische Lieferung alter und neuer Urkunden, Leipzig, 1755, des Thomas freimüthige Gedanken, Halle, 1689, u. a. m. — so bleibt doch noch manche Lücke in diesem Lebensbild und mancher unaufgeklärte Widerspruch. Auch jene frühesten Quellen schweigen über Perioden von 5, 6 Jahren. Mehr findet sich schon in den Schriften Gehema's selbst[1]). Interessant und wichtig, weil noch nicht benutzt, erscheinen aber 3 Briefe, die ich aufgefunden habe. Der erste ist allerdings nur ein Anerkennungsschreiben für Dolaeus, der im Jahre 1684 eine Encyclopaedia med. et chir. herausgab. Die 10. Auflage (1703, Frankfurt a. M.) war dem König Friedrich I. gewidmet und wurde durch eine ganze Reihe von Lobgedichten (z. B. von Ettmüller, Sydenham u. A.) und 32 Anerkennungsschreiben berühmter Aerzte eingeleitet. Unter

---

[1]) Bei diesen Nachforschungen hat mich Stabsarzt Dr. Coste in dankenswerther Weise unterstützt. — In meinem Besitze befinden sich 1. Der Reformirte Apotheker; 2. Die Gegenschrift des „Schadgehemius“; 3. Der Vertheidigte reformirte Apotheker; 4. Grausame medicinische Mordmittel u. s. w.; 5. Die beste Zeitvertreib und 6. Die eroberte Gicht u. s. w. (s. u.). — G. hat allein in den 10 Jahren von 1680 bis 1690 (1678 war er promovirt) 35 Arbeiten veröffentlicht.

den letzteren ist nun auch ein Urtheil von D. D. Janus Abraham à Gehema, Eques Polonus et Med. Doctor, Bremen, 1688, die 22. Jan.; natürlich lobt er, wie alle Andern, Buch und Verfasser in überschwänglichen Worten. Für uns ist Ort und Datum bemerkenswerth. Wichtiger ist der zweite Brief; es ist bekannt, dass damals unsere periodischen Zeitschriften zum Theil durch persönliche Korrespondenzen ersetzt wurden; man lese nur des Hildani Grosse Chirurgie, Purmann's Vorrede zu seinen Observationen u. s. w. Dolaeus hat seine grosse Korrespondenz mit gelehrten Männern, unter denen wohl alle bedeutenden Aerzte seiner Zeit sich finden, in einem „Appendix" zu seiner Encyclopädie mitgetheilt, so auch einen Brief von Gehema, den wir am besten wörtlich wiedergeben:

Epistola L.

Excellentissimo, Clarissimoque; Viro, Dno Joanni Dolaeo, Med. D. Consiliario et Archiatro Hassiaco dignissimo, Meritissimo. S. P. Janus Abrahamus á Gehema, Eques. Med. Doct.

Tandem et Tuae, Clarissime Vir, et quas adjunxeras Celeberrimi Waldschmidii literae optimè redditae sunt, quas omnes gratissimum fuit accipere: Nunc abs te vehementer peto, ut tàm benevolum tuum ergà me, quin tam amantem mei animum perpetuó serves, et ita tibi persuadeas, non esse temerè, qui incomparabiles animi atque ingenii Tui dotes virtutesque amplissimas candidius atque sincerius aestimet quam Gehema tuus. Qui se felicem ac beatum tamdiu statuet, quamdiu se Tibi poterit probare. Cl. Waldschmidii epistola mirum quantum me delectat ex quâ animadverto, ipsum meum legisse manuscriptum de proscriptione venaesect., purgant. etc. ex foro Medico, at mecum in omnibus non consentientem. Etenim non semper Doctorum virorum applausum in numerato habere licet, nec nostrae expectationi ejus placitum de imaginatione in gravidis planè satisfacit: inter caetera maximum mihi movet dubium (quod tamen ipse silentio involvit), quare nempè gravidae saepius ultimo gestationis mense, cum embryo totus jam sit formatus, ex aspectu mutilati hominis, similem paulo post edant infantem: Ego quid in hâc abstrussâ re sentiam, paucis aperiam, nempè videri me infantem ex aliâ forsan occasione jam antè hac ultimam imaginationem membris mutilatis fuisse efformatum. Responsoriam tuam ad Cl. Waldschmidii epistolam, nec non ejusdem Chirurgum Cartesianum vehementer desidero. Si hic typis nondum sit mandatus, multum lucis medicus meus castrensis, quem tibi cum in finem literis hisce inclusum mitto, ipsi procul dubio foenerabitur. Habe interim, Amice plu-

rimum suspiciente decadem observationum mearum medicarum primam, quà lectà, ut typographo vestro Ingebrando imprimendam tradas etiam atque etiam Te rogo, non dubito eum libenter hanc propriis sumptibus ac typis publicaturum. Interim quid tibi de observationibus hisce videatur, plenè et candidè perscribes. Scio, quam periculosae aleae opus sit Principibus libros consecrare, nec dubito, quin multa sint, ubi impegerim, multa quae malevoli aut imperiti interpretaturi sinistri sint. Eam ob rem familiariter Te precor, C. Vir, ut patronus ei, ubi opus fuerit, assistas, qui et verissimè judicare de talibus potes, tantà conditione literarum et omnis doctrinae copia instructus et excusare non malo animo commissa, tantà humanitate. Cujus efficaciae sivè successus proximae literae meae supplices ad Principem vestrum, et Camerae Praesidem, Baronem à Görtzen, fuerint, de quibus prolixius tecum egi in epistolà mea Germanicà, ex Te rescire aveo. Vale quam optime, Mi Clarissime, Amantissime Dolaee et me perpetuum eruditionis ac virtutum tuarum admiratorem amare perge. Raptim Bremae ad d. 9. Septembr. MDCLXXXVII.

Wir sehen aus beiden Briefen, dass Gehema in den Jahren 1687 und 1688 in Bremen war. Dass er hier vielleicht länger blieb, möchten wir aus einem anderen Briefe (s. u.) schliessen. — Aus den lateinischen Schriften geht aber auch hervor, dass er nicht nur mit Dolaeus, sondern auch mit dem berühmten Marburger Professor Waldschmidt in schriftlichem Verkehr stand; mit dem Churbrandenburgischen Leibarzte und Professor in Frankfurt a. O., Bontekoe war er, wie er in seinen Schriften oft betont, eng befreundet; derselbe hatte ihn (Vertheidigter reformirter Apotheker, S. 57 u. 58) im Jahre 1683, also wahrscheinlich in der „Reisezeit“ G.'s, von einer mit profusem Nasenbluten verbundenen schweren Quartana glücklich befreit. Er hiess Cornelius Decker, den Namen Bontekoe hatte er vom väterlichen Gute. (S. Krüger's Synchron. Tabellen zur Geschichte der Medizin, Berlin 1847; Baas Grundriss der Geschichte der Medizin, Matthaei, Compactus historiae Medicorum. Gött. 1761). Auf Gehema's medicinische Ansichten hat er den grössten Einfluss ausgeübt, obgleich später eine Entfremdung zwischen ihnen eintrat. In der obigen Epistel erzählt G., dass Waldschmidt nicht ganz mit seiner Schrift „Medicinische Mordmittel u. s. w.“ (s. u.) einverstanden sei; fügt aber gleich hinzu, dass auch er nicht in Allem mit W. übereinstimme, so in der Frage des Versehens der Frauen. G. zeigt dabei wieder, dass er der grossen Mehrzahl seiner Zeitgenossen weit

vorauf war[1]). Gehema erinnert dann an seinen „Feldmedicus", der 1684 erschienen war und bittet, die erste Decade seiner Observationes in Cassel drucken zu lassen. Das würde freilich unklar sein, da diese, dem Magistrate der Stadt Bremen gewidmete Schrift schon 1 Jahr vorher in Hamburg erschienen war (1686); es giebt aber wirklich eine Schrift von G.: Obser. medici, Cassel 1688 in 12. (Moller, Cimbria literata, 1744, Bd. II, s. u.).

Den grössten Werth für die Biographie Gehema's besitzt aber ein langer Brief, den er an den damaligen Bürgermeister von Bremen schrieb, mit der Bitte, beim Rathe der Stadt die Annahme der Widmung eines Werkes (wahrscheinlich des zuletzt genannten[2])) zu befürworten. In ihm finden sich so viele Angaben über die Vorfahren G.'s und über sein eigenes wechselvolles Leben, dass wir es für richtig halten, ihn trotz seiner Weitschweifigkeit hier wörtlich wiederzugeben:

Copia.

Hochedler, Hoch- und Wohlweiser Herr Bürgermeister
Hochgebietender, Hochgeneigter Herr Praesident.

Ew. Magnificentz, alss dem jetziger Zeit glückl. Regierenden Hr. Praesidenten, überreiche ich mit gebührendem respect, gegenwärtige Exemplaria, meines jetz auss der presse kommenden geringen Tractätlein, mit gehorsahmer Bitte, die gütigkeit zu haben, und Ew. Wohl Edlen Hochw. Rath dieser blühenden Republique mit aller reverence hochgeneigt zu insinuiren. Die Uhrsache, warumb ich dasselbe Am-

---

[1]) Heister glaubte noch an die Wirkung der Einbildung der Mutter; er „hält solches allerdings dafür, was auch manche dagegen sagen und geschrieben haben" (Wahrnehm. p. 905). Bekanntlich ist dieser Glaube auch heute noch nicht überall verschwunden. — Interessant ist eine Abhandlung über denselben Gegenstand von Eller, der sich ablehnend verhält, aber doch unter gewissen Umständen durch Veränderung der Blutcirculation bei heftigem Schreck ähnliche Wirkungen für möglich hält (Eller's physikalisch-chymisch-medicinische Mittheilungen, herausg. von C. Abr. Gerhard, Berlin, Stettin u. Leipzig, 1764). Nach E. Roth (Historisch kritische Studien über Vererbung, Berlin 1877, S. 48) war Blondel einer der ersten Gegner der Lehre vom Versehen (The strength of imagination in pregnant women examined, London 1727).

[2]) Decas observationum medicarum prima. Authore Jano Abrahamo à Gehema, Eq. et Indig. Pol. Med. Doct. S. R. M. Polon. Consil. et Arch. Extr. — (Motto: F. Bacon: de Verulam: Hist. vit. et mort: Varietas medicamentorum est ignorantiae filia.) — Bremae, Impensis Authoris 1786. — In der Widmung heisst es: „hoc tempore, ubi ob privata negotia in hàc Illustri Republicâ Vestrâ paullisper mihi commorandum est."

plissimo Senatui zuschreiben wollen, werden Ew. Magnif. mit mehrem auss der dedication vernehmon können, wie mich dan nicht weniger darzu bewogen, die betrachtung, dass mein Eltervater mütterlicher seyten, Hr. Zirrenberg und dessen Sohn, Hr. Hanss Zirrenberg (Zierenberg), welche beyde wohl meritirte Bürgermeister der Stadt Dantzig gewesen, sich ihrer uhralten Herstammung aus dieser weitberühmten stadt haben zu berühmen gehabt. Weill aber meine wenige Persohn, E. Hoch Edl. Hochm. Rath vielleicht nicht wird bekant sein, alss werden E. Magnif. nicht ungütig vermerken, dass mich jetzo der freyheit unternehme, deroselben mit aller ehrerbietigkeit anzudeuten (?), wessmassen Mein Grossvater Väterlicher Linie Jacobus à Gehema nachdem er in seiner Zarthen jugend nebenst seinen eltern durch die Weltkündige Grausahme Tiranney dess Spanischen Wüterichs duc d'Alba, der Reformirten Religion wegen von seinen adelichen gütern in friessland[1]) vertrieben, und aller seiner wohlfarth beraubet worden, sicher nach Schweden reteriren müssen, woselbst er, alss beyde Eltern in exilio gestorben, durch wunderbahre schickung Gottes, der die seynigen nicht verlässet, von dem damaligen Regirenden Schwedischen Princen Sigismundo dermassen ist geliebet und werth gehalten worden, dass Ihre Königl. Hoheit nicht allein Meinen Grossvater nebenst seinen uhralten Adel auch zugleich der Schwedischen Nobilitet utriusque Sexus usui in perpetuum immatriculiren lassen, sondern auch, da Sie hernachmahls zum Könige in Pohlen eligiret worden, ihn mit sich genommen, zum General Inspectore aller müntzen dess gantzen Königreichs Pohlen und Gross fürstenthumbs Littauen gemachet, überdess mit dem Polnischen Ritterstand, dreyen der Vornehmsten Starosteyen, Zusambt der Königl. kammerherrschafft begnadiget, und hat solcher Mein Grossvater, wie es noch vielen bekant ist, bey solchen seinen vornehmen Charges, Gottes seegen dermassen verspühret, dass er seinen reichthumb in die 18 tonnen Goldes estimiren können: weill er aber auch dabey erkannte, wie er seine gantze wohlfarth nechst Gott dem Königl. Hause Sigismundi billich zu danken hatte, alss hat er sich auch nachgehends, da dass Königreich Pohlen unter dem Grossen Wladislas quarto glorw. Andenkens mit dem Moscoviten, Türke, Tartaren und Cosacken in schweren kriegen eingewickelt gewesen, sich freywillig erbothen der Republicq auf einmahl 7 Tonnen Goldes auss seinen eignen Mitteln fürzuschiessen, wie er auch gethan, geschweige dessen, was er particulariter Magnaten und Grosse Herren ausgeholffen von welcher summa kaum die helffte ist restituiret worden. Mein

[1]) Auch nicht ganz sicher als „Friessland" zu lesen.

ander Grossvater mütterlicher Linie war der wegen seiner grossen Erudition und conduite weitberühmte Johan von Köchenbarth, ein uhralter Edelmann auss dem Bisthumb Weilssberg[1]) und 41tzig jähriger Syndicus der Stadt Dantzig, welcher zu dreymahl als Ambassadeur von den Preussischen Ritterständten und der stadt, an den Grossen Held und König von Schweden Gustavum Adolphum ist verschicket gewesen und das Glück gehabt, dass Ihre Maj. über 3 stunden lang in Dero Gezelte mit ihm in Lateinischer sprachen geredet, und ihm dass Zeugnüss gegeben, dass solche 3 gelahrte männer capabel waren, gantz Europa mit ihrem Verstande zu bezwingen, wie er den auch nachgehends von Höchstgnd. Maj. als deutscher Kantzler ist vociret worden, welches er aber seines hohen Alters wegen, alss auch auss anderweitigen erheblichen rationibus unterthänigst decliniret. Mein Vater, alss der von jugend auf bei Hoffe erzogen, und als page bey Ihr Königl. Maj. aufgewartet, ward erstl. zum Hoffjuncker, hernachmahls zum Kammerherrn, Starosten Kowodworsky und Landbothen (eines der Grösten Bedienungen im Königreich Pohlen) gemachet, welche ansehnliche Charges er mit solcher reputation und nachruhm bekleidet, dass sein Lob im Vaterlande niemahlen ersterben wird, insonderheit, wie er auf Reichs- und Landtagen die Reformirte Religion offtmahls mit gefahr seines lebens und furcht, aller seiner haab und güter beraubet zu werden, standhafftig und Heroischer weise vertreten, wie er Kirchen und schulen von seinen eignen mitteln unterhalten, wie er deren bedienten und in sonderheit den H. Predigern, nicht allein von seinem überfluss, sondern auch von seinem capital gedienet, wie er vertriebene Prediger und Exulanten reichlich beschencket, und wie er endlich selbst, mit seinem gantzen hause ein exemplarisches leben geführet. Er hatte zwar nicht einen geringen schatz von seinem Vater ererbet, weill er aber auch darnebenst mit einem mittleydigem, liberalem und wohlthätigem gemüthe begabet war, alss hat er solches seinem bedürfftigen nechsten wiederumb geniessen lassen, auch vielen Grossen Herren mit seinen mitteln wiewohl bissweilen zum nachtheill der seinigen gedienet, biss endlich die Reformation[2]) in Pohlen entstanden und ihme, weil er ein beständig glied Reformirter Religion war, die Starostey, alss seine beste intraden, genommen worden, so dass er nicht mehr, alss seine eigene adeliche güter und die Kammerherrschafft übrig behalten, worauf kurz hernach der Schwedische Krieg eingefallen, und Zugleich dass ende

---

[1]) Wieder nicht mit Sicherheit zu erkennen; a. a. O. steht „Ermland“.

[2]) Soll wohl „Gegen-Reformation“ heissen?

seines lebens selbst erfolget ist, hinterlassende 4 Töchter, wovon die beyde ältesten sehr avantageus verheyrathet wurden, und 2 söhne: Ob nun zwar seine meisten Bahrschaften bey dem Königl. Hause Sigismundi, und unter vielen Magnaten verstecket waren, so liess er unss dennoch ansehnliche Landgüter und sonst andere liegende gründe nach; Ihr Königl. Maj. Joannes Casimirus Tertius Glorw. and. begehreten, wir söhne solten bey der Königl. Hoffstatt, woselbst wir pagen waren, vollends erzogen werden, weill aber unsere Vormünder der Religion halber sich dazu nicht resolviren konnten, alss ward ich, der älteste, in meinem 14. jahre nacher Niederland geschicket, die Krieges-Exercitia zu erlernen, mein Bruder aber nach dem Churbrandenburgischen Hoffe; die lust war bey mir grösser zu den Studiis alss zum Kriege, wesswegen ich dan, weill es Friede in Holland war, ohne consens meiner Vormünder zu Groningen unter dem Hr. Profess. Ant. Deusingio, zu Leiden unter dem weitberühmten Hr. Profess. Franc. Sylvio, und zu Utrecht unter dem Hr. Prof. Henrico Regio, Collegia Anatomica et Medico-practica hielte, insonderheit aber mir, tag und nacht, die Principia Cartesiana bekant machete. Nachdem ich also 5 jahr lang wie ein gemeiner soldat gedienet, dem damahligen ersten Kriege, wieder den Bischoff von Münster beygewohnet und gesehen, dass bey der damahligen Stadischen Regierung kein avancement für mir zu hoffen war, ausser dass man mich zuletzt zum gefreyten, corporal und Sergeanten gemachet, habe ich permission erhalten, mit Sr. Hochgräfl. Excell. dem Hr. Graff Otto Wilhelm von Königsmarck nacher Frankreich, und dem Hr. General Feldmarschall Grafen von Dona nacher Engelland, alss damahligen Schwedischen Ambassadeurs und zwar en qualité alss Hoffjuncker zu reisen; wie mir der letztere in Engelland mit tode abgangen und ich mich wiederumb nach dem Hage begeben, haben mich die Kgl. Staten die Charge dess Capitain-Lieutenant bey dero Leib-Regiment offeriret; es hat aber Ihro Königl. Majt. von Pohlen Joanni Casimiro allergnädigst gefallen, mich bald darauf auss Niederland zu revociren und mich bey dero garde du corps zu pferde alss Cornet zu bestellen, alss aber Hochstgnäd. Majt. dass Königreich sambt der Krohne resignirten, und ich mich der Religion halber Keineswegs resolviren konte, mit ihr nacher Frankreich zu gehen, habe ich bey der Election dess Königes Michaelis meine Charge selbst niedergeleget und meine erste liebste geheyrathet, mit welcher ich wie ein particulier Edelmann auf meinen gütern lebete, wiewohl nur 9 monath lang, alss wanehr es Gott dem Herren allergnädigst gefallen, meine sehr wertheste Liebste im ersten Kindbette von meiner seithen zu reissen, welchem unglücke alsobald noch ein

grösseres folgete, indem die Römisch-Catholischen mit Zuziehung meines leiblichen und einigsten Bruders, der kurtz zuvor ein schändlicher Apostata geworden war, mir der Beständigkeit in der Religion wegen, mehr alss 6000 rthl. an Landgütern confiscirten; welches mich resolviren thäte, mein vaterland zu quitiren, und mich wiederumb in den Krieg zu begeben, gleichwie ich dan darauf in Niederland zum Capitain bey dem Polentzischen Regiment bestellet ward, alss aber im Weltkündigen blutigen treffen bey Seneff mein Obrister, Major und 4 Capitains blieben, ich auch selbst nebenst vielen anderen Officirern vom Regiment verwundet und gefangen worden, alss hat man damahlen resolviret, 130 Compagnien zu reduciren, welchem malheur dan meine selbsteigne Compagnie mit unterworffen gewesen, habe mich derowegen bey meiner zurückkunfft auss dem französischen Gefängnüss wie ein voluntair bey Ihr Königl. Hoheit dess Princen von Oranien Garde du corps zu pferde etliche monath lang aufgehalten, bin aber bald darauf bey denen Hochfürstl. Osnabrückischen auxiliairtrouppen zum Rittmeister bestallet worden, weill aber die Kgl Staten ihre subsidia anderthalb jahr hernach wiederumb einzogen, alss hat man mich nebenst anderen Rittmeistern solcher Dienste erlassen. Wie ich nun gesehen quod nulla salus bello und dass mir dass glück im kriege nicht weiter favorisiren wolte, sondern solche meine beyde Compagnien mich fast ruiniret hatten, zudem ich vielen leibes-schwachheiten unterworffen war, so habe nach langer deliberation mich wohlbedächtig resolviret, den Krieg gantz und gar zu quitiren, und mich wiederumn ad studia zu begeben, zu welchem ende die berühmten Academien in Gröningen, Franecker und Leiden besuchete, und nachdem ich daselbst unterschiedliche Collegia privata Anatomica et Medico-Practica gehalten, alle nova inventa aussgeforschet, denen allerbesten principiis unaufhörlich obgelegen und dassjenige in memoriam wiederumb revociret, wass ich darinnen vorhin gethan, bin ich darauf in mein vaterland gereiset, den gradum doctoratus ao 1678 den 26 Novembris in Königsberg angenommen und den folgenden Februarii dess jahres 1679 von jetz glückl. Regierender Königl. Majt. in Pohlen mit dem caracter alss Rath und Extraordinairer Leib und Hoffmedicus nebenst einer jährlichen pension von 600 rthl auss der Dantziger Pfund-Kammer zu geniessen begnadiget worden, weil ich aber die Religion nicht changiren wollen, alss hat man mir vor 5 jahren solche pension wiederumb entzogen, jedoch dass Höchgnd. Majt. mir den einmahl allgdgst deferirten caracter zu führen allgdgst vergönnet. Von welcher zeit an, mich lieber resolvien wollen, mein Vaterland, alle Königl. Gnade und Hulde, alle hohe bedienungen und Dignitates

paternas sambt allen meinen haab und gütern fahren zu lassen und tausenterley wiederwertigkeiten, ungemach und miserien in der Frembde mich zu unterwerffen, alss wider meinen Gott mich schändlich zu versündigen, die Göttliche wahrheit zu verläugnen, und mein gewissen zu beschweren. Es hat aber dem Allerhöchsten biss dato noch nicht gefallen, mir einen geruhigen sitz allergdgst zu verleihen. Indessen habe unterschiedliche, theils Lateinische, theils deutsche Tractaten in die welt spatziren lassen, weill ich aber darin die wahrheit mit unerschrockener freymüthigkeit, alss ein liebhaber derselben, frey herauss geschrieben, die erschröckliche, sowohl in Theorie alss Praxi täglich vorlaufende fehler offentlich mit einer empfindlichen feder gewissenhafftig demonstriret und alles nach denen wahrhafftigsten und gewissesten principiis eingerichtet, alss hat man mich auf allerhand art und weise gesuchet zu verfolgen, zu schmähen und zu lästern; insonderheit weil man gesehen, dass der Allerhöchste meine cuhren dermassen gesegnet, dass ich mit meinem methodo medendi viel geschwinder, leichter, sicherer und auf eine gar angenehme, gewissenhafftigere und christlichere weise wie andere fortkommen können, wiewohl ich nicht zweifele, dass alle diejenige, welche mit einem unpartheyischen und von aller praeoccupation befreyten gemüthe, meine Tractaten durchzulesen sich belieben möchten, mir ohnfehlbarlich zustimmen werden. Dieses ist demnach, Hoch Edler, Hoch- und Wohlweiser Herr Praesident, der lauff meiner irdischen wanderschafft, welche darumb Ew. Magnif. etwass weitläuffig beyführen wollen, damit man von meiner persohn, leben und wandel ein wenig möge informiret sein, weill ein jeder der etwass newes oder ungewöhnliches an den Tag bringet, gemeinigl. auch an allen orthen seine Verächter, Verläumbder, Missgönner oder auf's wenigste übel wollende menschen findet. Die Uhrsache aber, warumb mich jetzo in dieser weitberühmten Stadt aufhalte, ist nur eine private intention, umb meinem im Gerichte Achem, von Meiner jetzigen Liebsten wegen, alss einer auss dem bekanten Adelichen Hause derer von Sandbeck entsprossenen, mir zugefallenen erbschafft, und vor dem Königl. Hofgerichte in Stade desswegen schwebenden processe, desto füglicher abzuwarten, und dabey das exercitium religionis ungehindert zu treiben. Diese meine Gegenwart hatte vielleicht newlich die beyde weitberühmte Hr. Physicos dieser Stadt veranlasset, einige ombrage zu schöpfen, alss ob ich gesonnen were, alhir praxin zu exerciren, wesswegen dieselbe dan vor 8 tagen mich zu sich bitten lassen, theils meine eigentliche intention von mir zu vernehmen, theils auch anzudeuten, wie dass ihre statuta und leges erforderten, dass ein

newer ankommender Medicus mit annehmung dess bürger-Rechts sich allem dem unterwerffen müsse, welches solche Sancita (?) im munde führeten, weil ich aber wohlgemelten Hr. Physicis antwortl. hinterbrachte, wie ich noch zur Zeit mich nicht resolviret hatte, allhier fixum domicilium zu nehmen, sondern nur privater affaires halber mich alhir aufhielte, alss hoffe ich, sie werden darin solange acquiesciren können, biss ich andere mesures nehmen möchte, indessen aber zweifelte nicht, wan ich mich ja entschliessen solte, alhir zu pratisiren, dass man mich meiner uhralten adelichen Extraction und dess annoch führenden characters, alss Königl. Rathes und Hoff-Medici gemäss consideriren und tractiren würde, alss welche considerationes unmöglich zulassen könten, dass bürgerrecht zu acceptiren oder eines erstl. von der Academie kommenden Doctoris gleich geachtet zu werden, und verwunderte ich mich nicht wenig, dass ein hochlöbl. Collegium medicum solche leges und statuta hätte, welche man sonsten bey anderen Zünfften oder Gilden observiret; der härteste punct aber von allen duncket mich dieser zu sein, dass ein Medicus sich obligiren solte, seine durch vielfältige reisen und langwieriger experience zuwege gebrachte und auf festen principiis und rationibus gegründete Specifica oder arcana auss den Apotheken zu praescribiren. Zu welchem puncte niemahlen würde resolviren können, weiss auch nicht, ob ein gewissenhaffter und Gottesfürchtiger Medicus darzu könte constringiret werden, sintemahl mit tausent exempeln zu beweisen ist, (jedoch den guten nicht zu nahe gesprochen) wass grosse fauten offtmahls von der H. Apotheker Bedienten begangen werden, da sie wider ihren gethanen eydt und pflicht die in den recepten praescribirte medicamenta nicht allein sinistre praepariren, quid pro quo nehmen, sondern auch alte, verdorbene, verschimmelte Simplicia, die weder geruch noch geschmack haben, adhibiren, wodurch dan mancher brafer Practicus nicht ohne erhebliche raisons uhrsache hat, sich zu entsetzen, wan er siehet, dass ein medicament den effect nicht leiste, den er sich daran versichert, ihm bewusst ist und sonsten zu thun pfleget, so dass ein Religieuser und vorsichtiger medicus, wan er sein gewissen von bluthschulden befreien wil, nicht besser thun kan, alss dass er diejenige medicamenten, woran ihm ammeisten gelegen, selbst praeparire.

Nun ich will Ew. Magnif. nicht länger incommodiren, bitte gehorsahmst um vergebung dass ich die grentzen der Höfflichkeit überschritten und dero Hochgeneigte Audience missbrauchet. Ew. Magnif. werden Dero Diener eine der Grössten faveurs widerfahren lassen, wan Sie werden so gütig sein, und E. HochEdlen, Hoch und Wohlw.

Rath meine wenige persohn bey insinuation beygehend geringen tractätl wie eines Standhafftigsten Gliedes Reformirter Religion und unaufhörlichen admiratoris dero überauss schönen und Hochlöbl. Regierung bester massen recommendiren wollen.

Wünschend dieser Illustren Republique alles florisante beständigste wohlwesen, empfehle mich en particuliér Ew. Magnif. Hoher affection und verharre lebenslang mit allem respect und obeissance

Ew. Magnificentz
Gehorsahmster
Unterthäniger
Diener
Janus Abrahamus à Gehema
Eques et Indigena Pol: S. R. M.
Polon. Consil. et Archiatr. Extr. ord.

Der vorstehende Brief, eine der Schrift nach ziemlich gleichzeitige Kopie des jetzt nicht mehr vorhandenen Originals, befindet sich bei den Akten des Senates von Bremen und wurde hier in der Akte: „dem Senate dedizirte Bücher" von dem Archivar, Dr. W. von Bippen, gefunden[1]). Die Bemerkungen am unteren Rande der ersten Seite enthalten eine Art von Inhaltsverzeichniss und die Notiz, dass diese Kopie aus dem Besitze Dwerhagen's in den des Rathes übergegangen ist. Dwerhagen war aber von 1697 bis 1717 Bürgermeister. Dass Gehema, der schon 1687 (s. o.) in Bremen war und schon 1686 den Bremer Rathsherren ein Traktätlein dedizirte, damals noch in Bremen war, hält von Bippen mit Recht für un-

[1]) Er hatte sich auf meine Bitte dieser mühsamen Arbeit unterzogen; in der Bremer Stadtbibliothek fand sich Nichts. In den Akten: „Aerzte und Wundärzte" war G. auch nicht erwähnt, ebenso wurden die Rathsprotokolle aus den Jahren 1681 bis 1703 vergeblich nach einer Notiz über G. durchsucht. Um so werthvoller ist obiger Brief und ich möchte nicht unterlassen, auch an dieser Stelle Herrn Dr. W. von Bippen für seine freundliche Hülfe meinen besten Dank auszusprechen. — In der „Brema literata, olim ab Anno 1708 et hodie ad Annum 1714 vivens et florens" (nach der Vorrede und einem Lobgedicht von einem Medikus verfasst) ist Herm. Dwerhagen erwähnt als Electus in Senatum 1681 den 23. April, Electus ad Consulatum 1696 d. 27. Maji, † 1718, 1. Dec. Er kann also Gehema's Brief noch als Senator bekommen haben. Dieselben Angaben finden sich in einem alten Manuskript, dem „Verzeichnüsse, was in Anno 1600 vor Burgermeistere gelebet und welche Herren zu der Zeit mit denselben in eines jeden Quartier zur ehrbaren Wittheit und zu Rechte gesessen." Es enthält auch einen Catal. Doct. Med. qui Saec. XVI, XVII u. XVIII Bremae vel viverunt vel ibidem nati, adjectis plerorumque Inaugur. disput., diebus natalibus et annis obitus. Ich habe auch darin vergebens nach dem Namen Gehema gesucht.

wahrscheinlich; er kann wenigstens nicht als Arzt so lange dort geblieben sein. Als er den Brief schrieb, hatte er noch keinen „geruhigen Sitz"; eine Erbschaftsangelegenheit seiner dritten Gattin, einer geborenen von Sandbeck, hatte ihn nach Bremen geführt. Dass er hier, um zu „practisiren", das Bürgerrecht erwerben sollte, gefiel dem Polnischen Edelmann nicht; dass er sich verpflichten sollte, alle Medikamente aus den Apotheken zu verschreiben und nichts selbst herzustellen, war ihm noch mehr zuwider. Trotz alledem geht aus dem langen Briefe mit seinen ausführlichen Familien-Nachrichten, der genauen Beschreibung seiner persönlichen Erlebnisse und Verdienste, der eingehenden Besprechung der genannten Schwierigkeiten doch hervor, dass G. nicht nur seine Schrift, sondern auch sich selbst bei den Stadtvätern „insinuiren" wollte und gerne in Bremen geblieben wäre. Etwas Bestimmtes lässt sich darüber auch aus seinen übrigen Schriften nicht entnehmen; auch giebt der Brief leider keine Auskunft über die Zeit zwischen 1680 und 1686, die wieder eine sehr unruhige Wanderzeit gewesen zu sein scheint.

Kestner behauptet sogar in seinem Gelehrten-Lexikon (1740) G. habe sich meistens in Bremen aufgehalten.

Janus (Johann, Jan, Janusz) Abraham à Gehema (Geheme) stammte aus einer alten Danziger Patrizierfamilie. Sein Grossvater, Jacob Jacobson, war der reformirten Religion wegen von Alba aus Holland vertrieben, nach Danzig gekommen und hier von Sigismund III. mit dem Beinamen: „von Geheme" geadelt; seine Grossmutter väterlicher Seits war eine geborene von Dahlen. Der Vater, Abraham à Gehema, war Starost und polnischer Kammerherr, seine Mutter, Virginia geb. von Köchenbarth, wurde wegen ihrer ausgezeichneten Geistesgaben von Martin Opitz als zehnte Muse besungen:

„Neune zählt man vor der Zeit,
Sie macht, dass ihr zehen seid!"

Sie starb im Jahre 1655, als Janus 8 Jahre alt war, nachdem sie ihn in der Gottesfurcht, im Lesen und Schreiben unterrichtet hatte[1]).

---

[1]) S. v. Werner, Moller, Küster u. A., sowie Gehema's Vorrede zur vernunftmässigen Kinderzucht. — Kestner nennt ihn nur „einen Pohlnischen Ritter und Königl. Leib-Medicus, der gegen Ausgang des 17. Saeculi florirte". — Dass sein Grossvater mütterlicherseits, Köchenbarth, lange Jahre Syndicus der Stadt Danzig war, erzählt G. auch in der Schrift: Der beste Zeitvertreib (s. u.). In der 5. Observ. med. (s. u.) berichtet er, dass seine „matertera charissima, die nobilissima matrona Eleonora Köchenbartiana" alle intermittirenden Fieber „wie es schien" durch eifriges Gebet geheilt habe.

In einem Briefe, den v. Werner (s. o.) mittheilt, giebt G. selbst an, am 12. Juni 1647 geboren zu sein und in Danzig die Schule St. Petri und Pauli unter dem berühmten Moeresius besucht zu haben. — Als der Schwedische Krieg einbrach (unter Joh. Casimir, Schlacht bei Warschau 1656), nach der Vorrede zur „Vernunftmässigen Kinderzucht" (s. u.), als der Frieden geschlossen war, starb sein Vater, nach dem Briefe bei v. Werner, im Jahre 1660. Janus war damals 14 Jahre alt und wurde trotz seiner Lust zum Studium „nach dem gemeinen Schlentrian" seinem Stande gemäss erzogen.

Nach Joecher's Allgem. Gelehrten-Lexikon, Leipzig, 1750, war er Anfangs zum Studium, nach des Vaters Tode aber von seinen Vormündern zur Oekonomie angehalten. Er wurde aber bald nach Holland geschickt, um hier Kriegsdienste zu nehmen. Aehnlich in der Biogr. méd. Paris. 1821, wo er: Gehema ou Gehma (Jean Abraham de), chevalier et médecin polonais genannt wird. Haller bezeichnet ihn in seiner Bibl. chir. Bern u. Basel. 1744 als: Medicus regis Poloniae, Cartesianae sectae addictissimus. — (In Joecher's compendiösem Gelehrten-Lexikon, dessen 3. Auflage in Leipzig 1733 erschien, wird G. gar nicht erwähnt.)

In dem Briefe v. Werner's berichtet G., dass er mit seinem Hofmeister nach Holland geschickt sei, „theils auf der Universität zu Leiden zu studiren, theils die Pique unter der Herren Staaten Guarde zu tragen". Nach dem Bremer Briefe und der Vorrede zur Vernunfftmässigen Kinderzucht „wurde er persuadiret dem Kalbfell zu folgen" und studirte heimlich in seiner freien Zeit. Jedenfalls hat er von der Pike auf gedient: er war „als gemeiner Soldat; Unteroffizier, Capitain und Rittmeister mitgelauffen"; aber, der gewöhnlichen Annahme[1]) entgegen, wahrscheinlich gar nicht unter churbrandenburgischen, sondern den polnischen, niederländischen, Osnabrück'schen Truppen. — Er blieb 5 Jahre in Holland und benutzte die Zeiten der Ruhe, um in Groeningen, Leiden und Utrecht Philosophie und Medizin zu studiren. Diese Universitäten hatten in den Zeiten des Grossen Kurfürsten, wie alles Holländische, einen ganz besonders guten Ruf[2]). Gehema nennt sich oft mit Stolz einen Schüler des H. Regius, Fr. Sylvius und Anhänger der Lehren des Cartesius (Observ. chir. decas. Hamb. 1686 u. Frankf. 1650. S. 20 u. a. a. O.). — Nach diesen 5 Jahren, also ungefähr 1665,

---

[1]) H. v. Richthofen, Die Medizinal-Einrichtungen des Königl. Preuss. Heeres. Breslau 1836, u. a. a. O.

[2]) Vergl. dazu Oskar Schwebel, Renaissance und Rococco, Abhdlg. zur Kulturgeschichte der Deutschen Reichshauptstadt. Minden i. W. 1884, S. 276, und P. D. Seyler, Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Grossen Kurfürsten, Frankf. u. Leipzig (ohne Jahresangabe, gegen 1730 erschienen).

reiste er als Hofjunker mit den schwedischen Gesandten, Grafen von Dohna und Königsmarck, nach England und Frankreich. Nach seiner Rückkehr wurde er Cornet bei den Gardes du corps zu Pferde des Königs Casimir, nahm, als dieser die Regierung niederlegte (1669, s. Seyler, S. 89), seinen Abschied, heirathete 1670 (oder noch 1669?) die Jungfer Catharina Rudigerin und lebte ein Jahr auf seinem Gute Birkenfeld i. Pr. (Bis hierher reicht der von v. Werner aufgefundene Brief Gehema's.) Da starb die Frau, und Gehema, hart bedrängt und schliesslich seiner Güter beraubt durch die Umtriebe der katholischen Partei, verliess sein Vaterland und ging 1671 von Neuem zur Armee nach Holland. In der Schlacht bei Sennef (1674, s. Berner, Geschichte des Preussischen Staates, S. 192) wurde er als Kapitain beim Polentz'schen Regiment verwundet und gefangen. In dieser Schlacht, die beide Parteien als Sieg beanspruchen. wurden von den Alliirten 5000 theils getödtet, theils gefangen, von den Franzosen sollen 500 Offiziere und 6000 Gemeine auf dem Platze geblieben und 400 gefangen sein[1]). Bald wieder ausgelöst, diente G. unter dem Prinzen von Oranien und dann als Rittmeister bei den Osnabrück'schen Hülfstruppen, bis diese reduzirt und er nebst anderen Rittmeistern entlassen wurde.

Jetzt wandte sich Gehema, des Waffenhandwerks müde, wieder zur Medizin, studirte in Groeningen, Franecker und Leiden, promovirte in Königsberg i. J. 1678[2]), also im Alter von 31 Jahren, heirathete seine zweite Frau, Elisabeth Bronkhorst (n. d. Preuss. Lieferung) und wurde im folgenden Jahre Polnischer Rath, Leib- und Hofmedicus. Da er immer wieder standhaft sich weigerte, zur katholischen Religion überzutreten, nahm man ihm nach wenigen Jahren das mit dieser Stellung verbundene Gehalt von 600 Rthl.; der Titel wurde ihm gelassen. Das geschah 5 Jahre vor Abfassung des Bremer Briefes; da die ersten Observ. med. i. J. 1686 erschienen, muss es

---

[1]) Nach dem „Grossen vollständigen Universal-Lexikon". Leipzig und Halle 1735.

[2]) Nach dem Bremer Briefe; in der „Preussischen Lieferung" und danach bei Küster (III. 605) wird ohne nähere Begründung 1681 angegeben und behauptet, er habe schon 1678 in Groeningen praktizirt. — Nach freundlicher Auskunft der Universitätsbibliothek in Königsberg befindet sich dort Nichts von Gehema, auch seine Dissertation nicht. Geordnet wurden hier die Dissertationen erst seit dem J. 1817. — Eine Stelle in der „Eroberten Gicht", die 1683 erschien, deutet auf einen Aufenthalt in Groeningen 1779; er sagt dort, dass er „vor 4 Jahren" in Gr. eine Frau durch die Moxa von heftigen Zahnschmerzen befreit habe (S. 102). Aus einer anderen Stelle (S. 87) geht hervor, dass er in Gr. schon 1777 Versuche mit der Moxa angestellt hat.

ungefähr i. J. 1680 gewesen sein. Um diesen unaufhörlichen Bedrückungen und Enttäuschungen zu entgehen, entschloss sich Gehema, wieder in die Fremde zu ziehen: wir finden ihn schon in demselben Jahre als Arzt in Groeningen (Observ. p. 17 und 23). Ausserdem suchte er, der Sitte der Zeit entsprechend, seine Kenntnisse durch den Besuch fremder Universitäten und durch eine ausgedehnte Korrespondenz mit gelehrten Männern zu erweitern.

In den ältesten Quellen über G. ist von diesen religiösen Kämpfen Nichts erwähnt. In der Preuss. Lieferung heisst es, er habe sich wohl durch seine Schrift De plica polonica missliebig gemacht, sei auch mehr als Edelmann und weniger als Arzt bekannt gewesen. Es lässt sich aber aus G.'s Schriften nachweisen, dass der Verf. der „Lieferung" sogut, wie der nächste Autor, von Werner, in manchen Punkten irrthümliche Angaben gemacht haben.

Eine Erinnerung an Paris stammt wohl noch aus seiner Soldatenzeit (s. o.): Vidi tamen Lutetiis Parisiorum, Patrem ordinis Jesuitorum, a monacho quodam hoc modo ex hydrope restitutum (Obs. p. 25). Die Obs. II stammt aus Elbing: die Obs. VIII betrifft den Diener eines dänischen Fürsten (Dysenterie, Sektion). Auch spricht er hier (1686) schon von ärztlichen Beobachtungen in castris, erzählt, dass er in England die Phthysin endemicam cum aliis Practicis beobachtet habe, berichtet 1682 von seiner jüngsten Anwesenheit in Oldenburg und seinem Verkehr mit den dortigen Chirurgen, und ebenda (5. Observ. chir.) wieder von einem dänischen General, sowie von einer Beobachtung in Hamburg „vor 2 Jahren". Im Jahre 1683 war er auf der Durchreise nach Hamburg kurze Zeit in Berlin. In Hamburg lebte er „gleichsam nur incognito". Briefe waren an den Buchhändler Gotfr. Schulz zu richten. (Die eroberte Gicht, S. 46 u. 106). — Sicher ist er, wie aus dem Bremer Briefe und der Vorrede zu den Observ. med. hervorgeht, i. J. 1686 einer privaten Angelegenheit wegen nach Bremen gereist: die beiden Briefe an Dolaeus (s. o.) sind ebenfalls aus Bremen datirt und zwar vom J. 1687 und 1688. Inzwischen muss er zum 3. Mal geheirathet haben, denn er nennt als seine Frau in dem Bremer Briefe eine geb. von Sandbeck.

Die Zeit von 1680 bis 1686 ist nicht ganz aufzuklären: die Preussische Lieferung sagt, er möge wohl im Felde, da er mehr Bekannte hatte, als anderswo, sein Heil versucht haben: v. Werner und Küster sagen nichts über diese Zeit: Moller[1]) berichtet: Hujus praxi non in Polonia, sed in Holsatia in qua Medicum cohortium

[1]) Cimbria literata. Hauniae 1744.

aliquot Danicarum per annos complures egit castrensem, urbe Hamburgensi, aulisque Güstroviensi et Berolinensi inclaruit. Diese Nachricht wiederholt Matthiae[1]) in seinem Lexikon, ebenso Joecher. Es ist möglich, dass er einige Jahre dänischer Feldarzt war, aber merkwürdig, dass er in dem Bremer Briefe und auch sonst garnichts davon sagt. Als er in Bremen war, hatte der 40jährige „bis dato noch keinen geruhigen Sitz gehabt“. Im Winter 1682/83 scheint er in Hamburg gewesen zu sein; wenigstens schreibt Bontekoe, der sich von ihm hintergangen glaubte, 1683 in einem boshaften Briefe an Martin Weise: Iste homo, si modo homo apellari meretur, adeo pessime vixit, ut primum bona sua omnia decoxerit; deinde hic et illic vagabundus praeterita hieme Hamburgi commoratus sit u.s.w. Auf eine Zeit in dänischen Diensten lassen einige der oben genannten Beobachtungen, sowie der Brief über die Gicht an den dänischen Kanzler von Ahlefeld und der über die heutigen Arcana antipodagrica an den Grafen von Rantzau schliessen.

Im Jahre 1688 wurde er Hofmedicus des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow, mit dem Wohnsitz in Rostock. Die „Bestallung“ vom 7. April 1691 ist bei v. Werner mitgetheilt[2]). Hier blieb G. bis zum Tode des Herzogs, 1695. Er hatte inzwischen (1689, s. Preuss. Lieferung) zum 4. Male geheirathet, und zwar Agnes Lucia Senst, die Tochter des Pfarrers in Güstrow. Nach Berlin kam er als Hofmedicus des Kurfürsten Friedrich III. (siehe Küster III. S. 282). Hier werden die alten Quellen wieder trübe, und zwar durch einen Irrthum Moller's, der sich durch die späteren Lexica u. s. w. wie eine ewige Krankheit forterbt und die grössten Schwierigkeiten verursacht hat.

Moller sagt: „Fiscalisque simul in Academia scientiarum Heraldici fungi jussus officio“; darauf Mathiae: „unaque fiscalis Heraldicus in Scientiarum Acad.“; Joecher macht ihn zum Leibmedicus und sagt, es sei ihm daneben das Amt des Fiscalis heraldicus bey der Akademie der Wissenschaften aufgetragen. Auch Tolkemit (siehe Küster) nennt ihn „Wapen-König beim Collegio der Wissenschaften“. Aehnliche Angaben finden sich in der Biogr. méd. u. s. w. Wenn man aber den Bericht über die Konstituirung der Societas Scientiarum und den Catalogus membrorum, der vom Stiftungsjahre 1700 bis zum Jahre 1711 reicht, durchsucht, findet man den Namen

[1]) Conspectus historiae medicorum chronologicus. Göttingen 1761.

[2]) Im „Ermunterten Heerhold“ 1703 sagt G. S. 29, dass er einige Jahre lang Seiner Hochfürstl. Durchl. Herrn Gustavi Adolphi, Hertzogen zu Mecklenburg-Gustrow, Leib- und Hoff-Medicus gewesen sei.

Gehema gar nicht erwähnt. Auch in den übrigen Akten der Akademie suchten Geh.-R. Waldeyer und Prof. Harnack, die sich in freundlichster Weise um diese Personalfrage bemühten, den Namen vergebens. Letzterer fand nur einen mit „Gehema“ (ohne Vornamen) unterschriebenen Zettel, auf dem ein Vorschlag wegen eines Siegels für die in der Gründung begriffene Sozietät niedergeschrieben ist; der Zettel stammt also aus dem Jahre 1700. Daneben steht von Cuneau's Hand: „Ein ungefordertes Project“. Cuneau (im Catalogus membrorum: Chuno, Consiliarius et Archivarius Reg. Berol.) war neben Leibnitz und dem Hofprediger Jablonski die Seele der neuen Stiftung. Für das Siegel wurde ein Vorschlag von Leibnitz angenommen. Von einem Titel: „Fiscalis heraldicus“ findet sich weder in den Akten der Akademie, noch in dem oben erwähnten Berichte eine Spur.

Und doch war Janus Abraham à Gehema „Fiscalis heraldicus“, aber nicht, wie Moller und seine Nachfolger meinten, bei der Societas Scientiarum, sondern bei dem vom König Friedrich I. geschaffenen Herolds-Amte! A. Seyler[1]) erzählt von dem Wappenfiscal von G., dass er, 1695 nach Berlin gekommen, manche Versuche gemacht habe, dem Hofe seine heraldischen Kenntnisse zu zeigen. Die Reinschrift des „Ermunterten Heerholds“ (im Besitze von A. Seyler), zwischen 1699 und 1701 eingereicht, war dem allmächtigen Minister von Wartenberg, die 1703 zuerst im Druck erschienene Schrift aber dem Könige selbst gewidmet[2]). Hier erfahren wir, wie der 53 Jahre alte Medicus dazu kam, sich für Heraldik zu interessiren. Sein uraltes Familienwappen, ein roth und gold getheilter Schild mit eines weissen Adlers Flügel und Schenkel, hatte sein Vater ändern wollen, liess es aber nach vielen Berathungen mit dem in diesen Dingen berühmten Hofmarschall des Grafen von Dönhoff bei der alten Visirung. Das gab dem jungen G. Veranlassung, als er vor 30 Jahren als Capitain in den Niederlanden war, sich mit den berühmtesten Brabanter Herolden bekannt zu machen. Er kommt zu dem Schluss, grosse Herren müssen Heerholde anstellen. Er selbst fing vor 4 Jahren, also 1699, ein Colleg. Heraldicum an, zu

---

[1]) Geschichte der Heraldik. Nürnb. 1885/89. S. 627.

[2]) Schon Küster scheint das Buch selbst nicht gesehen zu haben; es ist ihm bekannt unter dem Titel: „Aufmunterung zu der alten Heroldskunst“. B. 1706. — A. Seyler bemühte sich vergebens, ein Exemplar der Druckschrift zu ermitteln, ich bekam es aus der Bibliothek in Wolfenbüttel (s. u.): es ist von 1703, aber nicht dem Könige, sondern den Hertzogen von Braunschw.-Lüneburg gewidmet.

dem sich aber zu seiner nicht geringen Verwunderung bisher noch gar wenige, nach der Vorrede zum „Ermunterten Heerhold“ keine Zuhörer angegeben. Deshalb sandte er 1703 an den Wappen-Herold des Ordens znm Schwarzen Adler, Marschall von Bieberstein, eine Schrift über eine Kurtze und Leichte Methode, Cavalieren die Heerholdskunst in einem monath beyzubringen (s. u.). In derselben Zeit hatte er seine genealogischen Tabellen erscheinen lassen, um von der Heraldik eine oberflächliche Kenntniss zu geben[1]).

Im Jahre 1703 wurde er dann zum „Königl. Wappenfiskal (fiscalis des armes“) mit 200 Rthl. Gehalt ernannt.

Schon 1702 hatte er den Auftrag erhalten, Vorschläge für die Errichtung eines Oberheroldsamtes oder einer Wappen-Kammer nnd für die Würde eines Oberheroldsmeisters auszuarbeiten. Mit den von G. gemachten Vorschlägen (Akten des Oberheroldsamts im Königl. Geh. Staats-Archiv) war der König im Ganzen einverstanden.

In der Denkschrift über das Königl. Wappen (s. u.) beklagt er sich über zu wenig Berücksichtigung; vielfach beschäftigte er sich damit, unverlangte Gutachten über heraldische Fragen zu erstatten, — wie auch das erwähnte „ungeforderte Project“ eines Siegels für die Sozietät der Wissenschaften beweist. Er verfasste noch seine dubia in dem Mecklenburgischen Wappen und trat in demselben Jahre (1709) mit Königl. Erlaubniss seine Stelle an Jac. Roleder ab, nannte sich aber noch in einem Schreiben von Schwerin nach Danzig aus dem Jahre 1713: „Des Königes in Preussen Oberherold, ausgedienten Rath und Hofarzt von Hause aus“.

Gehema hatte im Jahre 1711 wieder geheirathet; zum 5., 6. oder 7. Mal? Wir sahen aus der Preuss. Lieferung, dass er 1670 Cath. Rudiger, 1679 Elisab. Bronkhorst und 1689 Lucia Senst geheirathet hatte; wir wissen aber auch aus dem Bremer Briefe, dass zwischen die beiden letzten noch eine geb. von Sandbeck einzuschalten ist. 1711 heirathete er Eleonore Jacobi, Tochter des Oberzinsenmeisters in Ruppin, die ihn überlebte und von der v. Werner verschiedene wichtige Mittheilungen bekam, unter anderen aber auch die, dass G. mit ihrer Vorgängerin, seiner, wie sie sagt, vierten Frau, die übrigens unbekannt geblieben ist, 6 Kinder, 2 Söhne und 4 Töchter, gezeugt habe, die v. Werner nach ihren Angaben aufzählt. Im Jahre 1691, als G. seine vernunfftmässige

[1]) Bei Küster, III, S. 282, wird G. als Hof-Medicus und S. 307 unter den „Ober-Heralds-Räthen“ aufgeführt. Das Ober-Herolds- oder Heralds-Amt versammelte sich im Königl. Collegien-Hause in der Breiten Strasse. Seit 1713 eingegangen. (S. auch König, IV, S. 11).

Kinderzucht herausgab, hatte er noch keine Kinder: drei Söhne waren, wie er in der Vorrede erzählt, in zartem Alter gestorben. Folglich müssen wir zwischen der geb. Senst (1689) und Jacobi (1711) noch die 6. Frau, die einzige, von der Kinder blieben, einschieben, da die beiden genannten kinderlos waren.

Wie ein bei v. Werner mitgetheiltes, von D. Müller und Mevius unterschriebenes Attest beweist, ist Gehema, als er 1714 nach Danzig reisen wollte, in Stettin wegen eines vorhin geschehenen Falles von einem Vomitu cruento incommodirt worden, $^1/_4$ Jahr bettlägerig gewesen und im März 1715, im Alter von 68 Jahren, gestorben.

Gehema hatte als Soldat 11 Feldzüge mitgemacht[1]) und war deshalb, wie kaum ein Anderer, durch seine reichen Erfahrungen befähigt und berechtigt, die damaligen Heeressanitätseinrichtungen zu beurtheilen; dieses Urtheil war aber so scharf und hart, dass er in der Vorrede zu seinem uns hauptsächlich interessirenden Werke „Der kranke Soldat" die Hohen Häupter und Grossen Generale um Verzeihung bittet, „wenn er seine Meinung frey heraus und ohne einige flatterie vor sich sagen werde". Der traurige Gesundheitszustand der Armee, die, oft ohne vor den Feind gekommen zu sein, doch so viele „brafe Offizirer und Soldaten" verlieren musste, hat nach ihm 3 Ursachen; erstens waren viel zu wenig Medici angestellt, nur einer bei einer Armee von 20000—30000 Mann, zweitens taugte der Inhalt der sogenannten Feldkasten gar Nichts, und drittens waren die Kompagnie- und oft auch die Regiments-Feldscheerer unwissende, unerfahrene und unbrauchbare Subjekte. War ihnen einmal eine Kur gelungen, dann wurden sie weiter rekommandirt, und so schlich sich der Missbrauch, dass die Feldscheerer auch innerlich kurirten, immer weiter ein. „Rechtschaffene und gewissenhafte Chirurgi sollen billig sich aller innerlichen Kuren begeben und nichts, wie sehr sie auch von den Offizieren dazu genöthiget, persuadiret und forciret werden möchten, sich unternehmen, sondern lieber zu Befreiung ihres Gewissens und ihren guten Namen nicht in Gefahr zu setzen, in allen und jeden Krankheiten, sie mögen ihnen auch so leicht fürkommen, wie sie immermehr wollen, erfahrne Medicos consultiren und solchen die Kur überlassen, als welche dieses Handwerk besser verstehen,

[1]) So sagt er im „Vertheidigten reformirten Apotheker", S. 105: „Und wan dieser nasen-weisse Refutator eilff Campagnen oder Feldzügen beygewohnet hätte, wie ich" . . ., und auf S. 109: „Hätte dieser Schulfuchs und Erbgesessene vom Tannenbaum so viel Kugeln und Granaten im Felde fliegen gesehen, als ich und meinesgleichen" . . .

wie sie.“ Gehema weiss sehr wohl, dass viele Offiziere aus Sparsamkeit den Medicus nicht rufen lassen, sondern sich bei einem Feldscheerer in Behandlung geben, der dann ebenso geschickt dazu ist, „als ein Esel zu tanzen“. Er weiss aber auch, dass das Uebelstände sind, die nur durch eine Vermehrung der Feld-Medici, oder durch eine bessere Ausbildung der Feldscheerer aufgehoben werden können. Und hier müssen wir seinen weiten Blick, sein tiefes Verständniss für die Kriegsheilkunde bewundern; die Verbesserungen, die er anstrebte und vorschlug, mit denen er aber seiner Zeit weit voraus war, sind im Grossen und Ganzen dieselben, die 100 Jahre später nach unendlichen Mühen und Kämpfen eingeführt wurden. Auf Staatskosten sollten die angehenden Feldscheerer, die aber wenigstens Latein verstehen müssten, von gelehrten Professoribus und Doctoribus in der Anatomie und Chirurgie theoretisch unterwiesen und dann einem wohlerfahrenen Chirurgen zur praktischen Ausbildung übergeben werden, so könne man die Chirurgie mit der Medizin wieder vereinigen. Aehnliche Vorschläge macht er in der Vorrede zu den Observ. chirurg. für die Chirurgen im Allgemeinen; sie sollen die Chirurgie wirklich studiren, und ebenso die Medizin; man bilde sich nur ein, dass beide separiret wären. „Wann auff solche Weise die Chirurgie exerciret würde, so wäre nicht zu zweifeln, man solte sich nicht mehr über die Unwissenheit so vieler Chirurgorum und Feldscheerer zu beschweren haben.“ Die Feldscheerer müssten aber dann auch von dem Bartscheeren befreit, und dafür, sowie für das Paruquen machen, Haare kräuseln u. s. w. besondere Barbierer angestellt werden. Bessere Stellung auf Grund besserer Vorbildung und erhöhter Leistungen — das ist seit Gehema’s Mahnruf das Fundament für alle auf die Hebung des militärärztlichen Standes gerichteten Bestrebungen gewesen.

Plan und Inhalt seines Hauptwerkes, des „Kranken Soldaten“, in seiner wahrhaft idealen Tendenz geht am besten aus Folgendem hervor: Um den Offizieren zu zeigen, wie wenig sie ihren Soldaten gegenüber die Pflichten der Menschlichkeit erfüllten, schildert er in beredten Worten das Elend des erkrankten Soldaten, des armen, in der Fremde von Vater und Mutter und allen seinen Blutsfreunden verlassenen Tropfes und fährt dann fort:

„O ihr Officirer! gedenket doch ein solcher ist kein Holtz oder Stein; er ist sowohl ein Mensch und menschlichen Zufällen unterworfen wie ihr, er ist ein Nechster und Mitchrist, für welchen Gottes Sohn sowohl als für Euch sein Blut vergossen hat; Er hat sich Euch anvertrauet, seinen Leib Euch verkauffet, muss Euch Gehorsam leisten und zu Diensten stehen, er ist ein armer Wayse, ein vater-

und mutterloses Kind, ihr müsset jetzo seiner Eltern stat vertreten, für ihn sorgen, seiner pflegen und warten lassen, damit er nicht versäumt werde, denn ihr habt es ihnen, wie ihr geworbet und angenommen, angelobet und zugesaget, ihr seid es von Gott Rechtens und Eydeswegen zu leisten schuldig; thut ihr es nicht, so beschwerdet ihr Euer Gewissen und ladet eine grosse Verantwortlichkeit auf Euch, und wenn ihr schon in diesem Leben für solche verübte Unbarmherzigkeit und Grausamkeit freygehet, so werdet ihr doch Gottes gerechter Gerichte nicht entgehen können, sondern dafür, wonicht auf eurem Siech- und Sterbebette, dennoch am jüngsten Gerichte für dem Richter der ganzen Welt leiden und büssen müssen." Die Vorgesetzten sollen sich mehr um ihre kranken Leute bekümmern, sie sollen auf eine bessere Verpflegung derselben bedacht sein und — da kommt allerdings der Medicus zum Vorschein — die Behandlung nicht „unwissenden Bartfeld- oder vielmehr fellscheerern" überlassen, sondern einen Mediciner vociren. Gehema hat nur gar wenige gekannt, denen das Elend ihrer kranken Soldaten zu Herzen gegangen „selbige selbst visitiret, versorgen, pflegen und von ihren Tischen speisen lassen, welches doch billig sein sollte".

G. giebt an verschiedenen Stellen genaue Vorschriften über die Behandlung von Lager- und Feldkrankheiten im Allgemeinen, und die der Wunden, der Krätze, der Frostbeulen im Besonderen. — Zu seiner Zeit trug jeder 4. Mann ein Zelt, in dem 4 Kranke untergebracht werden konnten. Das, oder die Unterkunft in Dörfern und Gehöften hielt er für besser, als das Nachfahren der Kranken in requirirten Wagen.

Ganz besonders mangelhaft scheint ihm das Verfahren bei der Annahme von Feldscheerern zu sein, bei der es viel weniger darauf ankomme, ob er sein „fait" und Kunst wohl verstehe, auch werde kein Medicus consultirt, um dessen Kapazitäten zu prüfen. Wenn er nur eine gute Figur machen, französisch parliren und einen Haufen schwätzen könne, dabei ein ansehnlicher, brav mondirter Kerl sei, auch gute Fürsprache besorge, dann genüge es — aber weh alsdann der armen Teufel, der kranken Soldaten! (Genauere Citate bringen v. Richthofen, Knorr und A. L. Richter in ihren oben genannten Werken.)[1])

Mit demselben Eifer, mit dem G. für den kranken Soldaten, für eine Besserung des Kriegsheilwesens an Material und Personal eintrat, vertheidigte er die Lehren der iatrochemischen Schule des Sylvius,

[1]) Uebrigens hatte er, wie wohl alle Schriftsteller jener Zeit, viel Aerger mit der blühenden Industrie der „Nachdrucke"; so hatte ein „Gewinnsüchtiger und eingebildeter Drucker in Bremen H. B. ohne sein Wissen und Willen einen leichtfertigen und diebischen Nachdruck seines Reformirten Apothekers (s. u.) erscheinen lassen. — Ausserdem erzählt Goelicke in seiner Historia Chirurgiae (Halae Magd. 1713), dass Muralt's Chirurgia militaris aus Gehema, Agricola, Wurtz und Purmann zusammengesetzt sei.

Grausame Medicinische Mord-Mittel/

Aderlasse/ Schröpffen/ Purgiren/ Clistiren/ Juleppen/ und Ohnmacht-machende Hertz-stärckungen/

Wodurch Unbedachtsame Geneß- und Heilmeister (nicht rechtschaffene Practici) so viel tausend unschuldigen Menschen jämmerlich vom Leben zum Tode helffen.

Stellet allen vernünfftigen Leuten gewissenhafftig für Augen

Janus Abrahamus â Gehema, Eques, Med. Doct.

Phædrus lib. 3. fab. 10.

Exploranda est veritas, multùm prius,
Qvàm stulta pravè judicet sententia.

Brehmen/
Gedruckt im Jahr 1689.

seines Lehrers in Leiden († 1762), allerdings mit den iatromechanischen Zusätzen des Cartesius. Dem entsprechend empfahl er wie Bontekoe eine naturgemässe, einfache Lebensweise, reichliches Trinken von warmem Wasser und Thee. Zu einer Zeit, in der Hoffmann in Halle († 1742) und Sydenham die Sylvi'schen Theorieen bekämpften, schrieb er seine Abhandlung „Grausame medicinische Mordmittel" (Bremen 1688 u. 1689, Leipzig 1714, Holländ. Uebers. 1690), in der er den Aderlass verwarf, heftig gegen den Missbrauch von Abführmitteln und Klystieren eiferte und reichliches Theetrinken empfahl (s. Abbild.). Die Schrift, wenigstens die Ausgabe von 1689, war dem Kurfürsten Friedrich III. gewidmet („dem Durchläuchtigsten, Grossmächtigen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich, Churfürsten . . . ."); sie ist, wie fast alle Schriften Gehema's, eine Streitschrift und enthält die heftigsten Ausfälle und Ausdrücke. Auch Bontekoe hatte, wie Helmont, Musitanus u. A. den Aderlass verworfen. Eine Gegenschrift erschien bald darauf von Geuder in Stuttgart. (S. Kestner's medic. Gelehrten-Lexikon, Jena 1740). Diese Gegenschrift liess G. natürlich nicht unerwidert, wie man aus Notizen im „Vertheidigten Reformirten Apotheker" S. 10, 63 u. 76 schliessen kann. („Abgenöthigte Antwort, oder der erste Stein aus Gehemae Schleuder geworfen wider M. F. Geuder, Frankf. 1689). Auch Horlacher in Ulm schrieb über „die schädliche Wirkung des Aderlassens und Purgirens, darüber ein sogen. Janus Modestinus Aletophilus ein Bedenken ausgestellet." Leider war diese Schrift nicht aufzufinden (s. u.). — „Der beste Zeitvertreib" Bremen 1686 u. 1689, ist eine dem Magistrate von Danzig gewidmete streng philosophische Studie; ebenso war der Inhalt einer dem Rathe der Stadt Stralsund, wo Bontekoe in hohen Ehren stand, gewidmeten Schrift: „Die gefährliche und bestrafte Obstlust", Stettin 1689 u. 1690, mehr philosophisch und enthielt nur ganz am Schluss einige therapeutische Angaben. Bontekoe's Traktat: „Diatriba de febribus" hatte G. (Hagae Comitis 1683) in's Deutsche übersetzt; ebenso dessen „Einleitung zur Beredsamkeit", wie u. a. aus Heister's Liste hervorgeht, i. J. 1690 (Stettin); ferner Bontekoe's Literae familiares, Kurtzen und festen Beweis, dass kein annus climactericus, und endlich des Cornelius von Solingen Handgriffe eines vollkommenen Wundtarztes. — „Die sorgfältige und gewissenhafte Säug-Amme" erschien in Berlin 1688 gelegentlich der Geburt Friedrich Wilhelm's I. und war der Kurfürstin Sophie Charlotte gewidmet. In Heister's Liste findet sich eine Ausgabe vom J. 1689. Nach Moller ist 1688 auch in Bremen eine Ausgabe erschienen — wahrscheinlich wohl

zwei fast gleichzeitige Nachdrucke. In einer weiteren Reihe von Arbeiten legte Gehema seine reichen Erfahrungen nieder, beschrieb die einzelnen Fälle und fügte jedem eine längere Betrachtung an. Die einzelnen Werke widmete er dem Oberhaupte einer Stadt oder deren hervorragenden Aerzten; so mit 10 medicinischen Beobachtungen, die (s. o.) dem Magistrate der Stadt Bremen, und weiteren 20 sonderbahren chirurgischen Observationes, die den weitberühmten Chirurgen und Ampt-Meistern der Königlichen Stadt Oldenburg gewidmet waren (Observat. chirurg., Decas I—II, Hamburg 1682 u. 1686 und Frankfurt am Meyn 1690 u. 1698). Seine erste Arbeit (von Uebersetzungen abgesehen) hatte den Titel: „Die eroberte Gicht durch die Waffen der Moxa" (Hamburg 1680, 1682 u. 1683); sie wird u. a. von Purmann in der Chir. curiosa, S. 722 rühmend erwähnt, und war mit vielen guten Wünschen dem Grossen Kurfürsten, der an der Gicht litt, gewidmet. — Wettstreit des chines. Thees mit dem warmen Wasser, Berlin 1686. — De arcanis antipodagricis, Bremen 1686. — Edler Theetrank oder Hülfsmittel zum gesunden und langen Leben, Bremen 1686. — Wohleingerichtete Feldapotheke, Bremen 1688. — Schreiben an Herrn von Dankelmann, dass das Theegetränke die Wassersucht nicht verursache, sondern vertreibe, Berlin 1688. — Diaetetica nova ad sanitatem et vitam, Stettin 1690. — Joecher (s. o.) erwähnt auch den „ermunterten Heerhold" (ohne Jahreszahl); auch Mathiae (S. 970) nennt „libros Heraldicos proprios." In Hamburg erschien ferner 1683 der „Tractatus de plica Polonica", Literulae ad D. Cornel. Bontekoe. (S. Mangeti Bibliotheka Scriptorum medic. 1731). — Wir nennen noch folgende: „Der qualificirte Leibmedicus" (Stettin (1790), „Dreissig Gesundheitsregeln„ (Frankf. a. M. 1796). „Entwurf einer vernunftmässigen Kinderzucht. Frankf. 1691." „Der reformirte Apotheker u. s. w. (siehe Abbild.) Ausgefertiget von Jano Abrahamo à Gehema, Equite, Med. Doct., Bremen 1689, in dem er für Beseitigung zahlreicher überflüssiger Medikamente eintritt. Die Gegenschrift eines Anonymus (Xinorigus Schadgehemius, Freystadt 1690, „Auffrichtig eröffnete Gedancken über den Reform-Apotheker") beantwortete er in derber Weise, die bis zur Anbietung von Maulschellen (S. 92) geht, in dem „Vertheydigten Reformirten Apotheker wider Anonymum Grobianum" u. s. w., Freystadt 1690. In dieser Schrift ist auch mehrfach von dem Nutzen eines guten „Microscopii" die Rede, z. B. S. 38 und 60, wo er unter den grossen Entdeckungen, die dem „Galeni'schen Fabelwerk und dem Aristoteli'schen Unflath" ein Ende gemacht haben, auch das „Microscop und den Meister Lieuwenhoek" anführt.

Der Reformirte Apotheker/

fürstellende

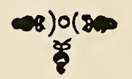
Ein Ohnmaaßgebliches Project, wie und welcher Gestalt die heutige Apotheken billich zu reformiren / und nach einer bey allen verständigen und gewissenhafften *Medicis* nunmehro angenommener *rationalen medendi methode* einzurichten weren.

Ausgefertiget
Von

JANO ABRAHAMO à GEHEMA
Eqvite, Med. Doct.

Prov. c. 32. v. 23.

Kauffe Wahrheit/ und verkauffe sie nicht.



Bremen /
Im Jahr / 1689

— G. wird nicht müde, gegen den Galenischen Schlendrian anzukämpfen und die anatomischen und chemischen Errungenschaften seiner Zeit und die wahre Philosophia und Physica, die „Brandmauern“ der Medizin, rühmend hervorzuheben. In der Doctrina de acido et alcali, de salibus volatilibus et fixis u. a. m. zeigte er sich wieder als Anhänger von Cartesius und Bontekoe, als Schüler des Fr. Sylvius. Von Aberglauben war er fast völlig frei, erwähnt die Waffensalbe und andere sympathische Kuren gar nicht, und glaubt auch, dass das, was von der Observation der Planeten und himmlischen Zeichen geschrieben, „gar zu genau und vielleicht unnöthig“ sei. — Wir nennen ferner die „Diaetetica rationalis (Bremen 1688, Leipzig 1690 und 1696; Holländ. 1690), mit Vorrede von J. A. Schlegel, Leipzig 1712; den „Wohlversehenen Feldmedicus“ (Hamburg 1684, 1690, Basel 1691); „Der kranke Soldat sammt einer Feldapotheke“ Hamburg 1690), die „Offizier-Feldapotheke“ (Berlin u. Bremen 1688), und die oben erwähnte Schrift: „Der kranke Soldat, bittend, dass er hinfüro besser conserviret, mitleidiger tractiret und vorsichtiger kuriret werde. Allen hohen Generals-Persohnen und braven Offizieren, die ihre Soldaten lieben, zu sonderlichem Nutzen.“ Berlin 1690 bei Adam Plener und Stettin 1699. — Apologie oder Vertheydigung gegen seine Lästerer, insonderheit Ninorigum Schad Gehemium, Frankf. 1691. — Ob es rathsam sey, in hitzigen Fiebern spirituöse volatilische Getränke zu gebrauchen, Ulm 1705. — Zweyundzwanzigjährige Fiebercur ohne Aderlassen, Purgiren, Berlin 1712. — Richtiger und sicherer Wegweiser zur beständigen Gesundheit und einem langen Leben, Glückstatt 1736 (G. war 1715 gestorben). — Der vollständige Titel des Feldmedicus lautet: „Wohlversehener Feld-Medicus Begreiffend die Missbräuche, welche bishero sowohl in Anstellung der Hn. Feld-Medicorum, als Feldscherer, wie auch bei Einrichtung der also genannten Feld-Kasten vorgangen sind, sambt Einen unmassgeblichen wohlmeinenden Project, wie und auff was weise solches alles könne remediret werden.“ Die Schrift war „den Herren Deputirten des Hochlöbl. Generalkommissariats Dero Königl. Maj. zu Dänemark-Norwegen“ gewidmet. Frölich (Allg. mil.-ärztl. Ztg. 1869, No. 19 u. 20) bemerkt dazu, dass Gehema sich auch hier an die rechte Schmiede gewendet habe. — Kestner (Jena 1746) führt in seiner Bibl. med. Bd. II noch zwei diätetische Werke, Variationen von 2 oben genannten, an: Diaetetica vera, Sedini 1690 und XXX Aphorismi oder Gesundheitsregeln mit Vorrede von Janus Andreas Schlegel, Frankf. a. M. 1696. — Von dem Tractatus de Plica Polon. erschien nach der Biographia univers. noch eine Ausgabe im Haag 1683 und eine holländische

Uebersetzung in Dordrecht, ebenfalls 1683. Hier wird auch eine deutsche Uebersetzung der Observ. chirg. aus dem J. 1690 erwähnt. Ueberall macht sich darin der Einfluss Bontekoe's geltend: Thee ist fast Allheilmittel; auch Kaffee, Tabak, Opium werden fleissig empfohlen, eine Excoriatio ventriculi heilte nach reichlichem Genuss von Gurkensalat: der Husten und Singultus durch tiefe Inspirationen. Besser gefallen uns schon die Ansichten über die Rose und andere chirurgische Krankheiten; am besten die praktischen, hygienischen und prophylactischen Rathschläge, die er besonders da giebt, wo er zu Hause ist, in der Feldarzneikunde. — Freilich, die Grandes nostri Doctorati de Senne et de Rhebarbe consultiren, heisst in silvas ligna ferre; diese thun Nichts, als: Clyterium donare, postea seignare, ensuita purgare, et iterum, „prout Satyricus Mollière jocabandus loquitur.“ „Vielleicht“ kann bei der Ruhr ein Klystier von warmer Milch mit etwas Crocus, ad demulcenda intestinorum ulcera, von Nutzen sein. (Observ. p. 37). Die Observ. X handelt wieder von der „Moxa sine Noxa.“

Seine Ansichten über die Behandlung der Rose (auf Teutsch das heilige Ding) theilt er mit bei Erwähnung eines Streites, den er mit einem hochgestellten Medicus hatte. Dieser hatte ein fürstliches Fräulein längere Zeit an Gesichtsrose mit Kreide, Roggenmehl, Hanff und dergleichen ohne allen mercklichen success behandelt und konsultirte G., „seinen lang bekannten guten Freund“ (war der Andere vielleicht der Leibarzt Bontekoe? G. nennt keinen Namen); er opponirte aber gar starck, als G. ein Foment empfahl, das aus Spiritus, Fliederblüthen, Kampfer, Bleizucker und dergleichen bestand, weil man in solchen Fällen die Haut durchauss nicht netzen müsse. Schliesslich stimmte er zu, und die schöne Princessin wurde in 12 Tagen von ihrem accident ohne eintzige Verletzung der Haut gäntzlich liberiret. G. betont zum Schluss, er könne eine grosse Zahl von Fällen als Beweis dafür anführen, dass man sich sowohl der nassen als trockenen Medicamenten bey allen inflammationibus glücklich bedienen könne. — Auch die 6. Observation (Dec. I) ist interessant, weil sie zeigt, dass G. die Behandlung der Krätze mit Schwefel schon übte, die viel später von dem Regimentsfeldscheerer Jesser wieder eingeführt, nach diesem benannt und als etwas ganz Neues angesehen wurde (s. u.). Ein Holländischer Capitain zusampt seiner Liebsten hatten 2 Jahre lang an einer hesslichen Krätze gelitten: kein Mittel hatte geholfen. G. präscribirte ein Sälblein von Holländischer grüner Seiffe, floribus sulphuris und einigen wenigen Tropfen olei ligni Rhodii, womit er solche Unreinigkeit in etlichen Tagen vollkömmlich curirte. Auch in andern Fällen von

Krätze trat bei Benutzung dieser Salbe schnelle Heilung ein. Aderlassen und Schröpfen ist schon deshalb dabei zu verwerfen, weil man doch nicht das sogenannte böse Geblüte allein, und nicht auch das gute auszapfen kann, und weil man bei allen Krankheiten danach sehen muss, wie man des Patienten Kräfte bestermaassen conservire; „ob nun dieses durch die Aderlasse und das Schröpfen zu wege gebracht werde, lasse ich alle Verständigen judiciren". — In der 6. Observ. (Dec. II) beschreibt er eine missglückte Rhinoplastik. Das Gesicht eines Edelmannes, dem die Nase abgehauen war, wurde an eines Bauern Arm gebunden und „daraus eine Nase dermassen künstlich geschnitten, als wenn sie von einem Bildhauer wäre formiret worden". Wie lange dieses Zusammenleben dauerte, d. h. wann der Stiel durchschnitten wurde, sagt G. nicht, erwähnt auch den Operateur nicht. Die Nase faulte bald wieder ab, der Verletzte trug eine hölzerne Nase. Das Wiederanheilen ganz getrennter Theile und das Anheilen von eines andern Menschen oder Thieres Fleisch in eine tiefe Wunde hält G. für unmöglich. Das Beispiel mit dem Pfropfen der Bäume und dem Umpflanzen des Sporns beim Kampfhahn passt nach ihm nicht auf den menschlichen Körper. Ganz verständig ist auch seine in der 10. Obs. (Dec. II) mitgetheilte Ansicht über die Wundheilung überhaupt. Das neue Fleisch in einer Wunde, die Narbe, entsteht durch die Wirksamkeit eines „bequemen Chylus" und nicht, wie viele glauben, durch besondere Salben und Pflaster, sintemahl kein medicament in der gantzen Welt kan gefunden werden, welches solchen effect prästiret. Allerdings haben die Verbände den Nutzen, dass sie die Wunden „für dem Acido der Lufft" bewahren, damit er nicht von solcher inficiret werde. „Dass aber ein Acidum in der Lufft sey, ist indisputabel, weil sie Milch, Blut, und andere liquores ohne Zuthun eines acidi coaguliret und sauer machet". Christian Thomas sagt in seinen „freimüth. Gedanken über allerhand neue Bücher". Halle. 1689. S. 1041, bei einer Besprechung von Overkamp's Öconomia animalis:

Die Herren Medici werden heut zu Tage in verschiedene Klassen eingetheilt. Etliche sind Galenici, etliche Chymici, etliche legen ihr Fundament aus der Physica Aristotelica, etliche aus den Principiis Cartesianis, etliche sind blosse Theoretici, etliche blosse Practici, etliche aber subordiniren ihre Theoriam ad Praxin. Ich meines Orts halte es mit diesen letzten, und sonderlich denen, die die Physicam Cartesianam nebst der Anatomie zum Grund ihrer Wissenschaft legen . . . Und muss ich bekennen, dass mir des Bontekoes und Gehema seine Schriften in soweit gefallen.

Auch G. hatte seine „Spezialmittel"; so ein Emplastrum admirabile, welches er zwar für ein grosses Sekret hielt, jedoch recht-

schaffenen und würdigen Chirurgis gern communiciren will; es bestand aus „leimigten und sauerdämpfenden ingredientien“. Wie er in der 8. Obs. mittheilt, hatte er damit eine Schnittwunde am Daumen mit Verletzung der Arterie in 16 Stunden glücklich zugeheilt. — Sonsten recommandirt er als ein grosses secret, dass, wenn etwa auss Unvorsichtigkeit eine Ader entzwey geschnitten würde, man nur eine grosse Bohne aufspalte und mit einer vierfachen compress darauf binde. In der 9. Observ. empfiehlt er bei alten Beinschäden Goldblätter in Spiritu salis 2, Spiritu nitri 1 in balneo Mariae zerlassen; auch der Mercurius dulcis ist gut in allen alten und fistulösen Schäden, sowie der Dampf von pulverisirter und auf glühende Kohlen gestreuter Mastich. — Einige Aeusserungen Gehema's über Leeuwenhoeck's Entdeckungen theilen wir im Anschluss an Purmann's Erwähnung des Mikroskops (s. u.) mit.

G. hatte seine Lieblingsthemata, die er mit grossem Eifer verfocht und auf die er in seinen zahlreichen Schriften immer wieder zurückkommt. Die Rolle des Acidum und Alkali (nach Bontekoe), das Verdammungsurtheil über Aderlass, Schröpfen, Purgiren, Klystieren, über die grosse Menge theurer und überflüssiger Medikamente in den Apotheken und Feldkästen, über die zu seiner Zeit herrschende Methode des Unterrichts in Medizin und Chirurgie, u. a. m. zogen ihm manche Anfeindungen zu, auf die er wieder in recht derber Weise zu antworten pflegte. — Seine späteren heraldischen Bestrebungen, bei denen aus einer Liebhaberei schliesslich eine Art Nebenberuf neben seinem Amte als Hofmedicus wurde, sind für uns von geringerem Interesse; wir können auch nicht beurtheilen, ob er darin Hervorragendes geleistet hat. Nach A. Seyler's Meinung ist das nicht der Fall gewesen.

Wir wiederholen zum Schluss, dass Gehema allerdings in der Verehrung und Nachahmung seines Lehrers und Freundes Bontekoe viel zu weit ging, dessen Lehren er noch mit grosser Heftigkeit vertheidigte, als er längst persönlich mit ihm verfeindet war. Trotzdem war er in vielen Dingen seinen Zeitgenossen weit voraus und zeigt oft praktische, vernünftige Anschauungen, wo sonst allgemein finsterer Aberglaube oder ängstliches Kleben am Alten herrschte.

Für uns bleibt er der erste Arzt in Deutschland, der nicht nur die Mängel des Militair-Sanitätswesens jener Zeit schonungslos klar legte, sondern auch mit weitausschauendem, umfassendem Blick auf den richtigen Weg hinwies, auf dem eine Besserung der traurigen Zustände zu erreichen war.

Wir geben der besseren Uebersicht wegen noch folgende Liste von **Gehema's** Werken (nach **Moller's** Cimbria literata). Unsere eigenen Zusätze sind in Klammern beigefügt:

I. Latina.

α) Propria.

[Oratio gratulatoria in anniversarium diem nominis Jo. a Crassin Crassinii, Pol. Reip. Referendarii. Ged. 1680. Fol. Aus dem Verzeichniss der Preuss. Lieferung.]

Literulae de morbo vulgo dicto Plica Polonica ad D. Corn. Bontekoe. Hamburgae. 1683. In 12. Hagae. 1683. In 8, et in linguam Belgicam a D. ab Hoogstraten, Med. D. translatae. Dordraci. 1683. In 8. Recensum illarum Lipsienses in Actis Erudit., M. Majo A. 1683. p. 201 exhibuerunt[1]).

Observ. Medic. Dec. prim. Brem. 1686. [Dazu der oben mitgetheilte Widmungsbrief.]

Observ. Medic. Cassellis. 1688. In 12. (Catall. mundin.) [In dem Briefe an Dolaeus, s. o. erwähnt; in den anderen Katalogen nicht aufgeführt.]

Diaetetica vera, sanae rationi ac experientiae immisa. Stettini. 1690. In 12. [Auch in der „Vernunfftmässigen Kinderzucht“, S. 77, erwähnt.]

Epistola de Arthritide ad Fridericum, Comitem ab Alefeld, magnum Daniae Cancellarium, a Frid. Thomae. l. c. p. 142 allegata. [Epistola de novo bilis et succi pancreatici itinere ad D. de Bontekoe.]

β) Aliena.

Cornelii Bontekoe Diatriba de Febribus, in qua Autor complures Medicorum antiquorum justa et recentium detegit errores, cum ratione eorundem, tum theoriae, tum praxeos; Belgice conscripta, deinde Gallice ac Italice versa, nunc autem Latinitate donata a J. A. a. Gehme. Mit einem Briefe (No. 5) Bontekoe's an G. (Hagae.

---

[1]) G. bittet darin Bontekoe um Erklärung des Leidens und Mittel zur Heilung desselben, das sogar per solius imaginationis maternae vim sich fortpflanzen könne. An das eigentliche „Versehen“ glaubte er nicht (s. o.). — In den Actis Eruditor. 1683, p. 354 heisst es: „Qui miles et centurio hactenus extiterat, a Castris ad Medica (in einem Lobgedicht steht: „a Marte ad Artem“) transit Scriptor praesens, non tandum de Moxa in Podagra, novo hoc ipso anno edito tractatu, sed et Epistola hac publicata.

1683. In 8.), in dem die Uebersetzung gelobt, aber bedauert wird, dass dazu nicht die neueste Ausgabe des Werkes benutzt sei.

[In Mercklin's Lindenius Renovatus. Nürnb. 1686, einer der ältesten Quellen über G., steht von ihm nur die Schrift über den Weichselzopf. Hagae Comitis, apud Petr. Hagium. 1683. In 8, und Bontekoe's Diatriba de f., Belgice conscripta, dein in Gallicum, tum vero Italicum versa tandem Latinitate donata à dicto Gehema. Ad calcem hujus apposita est Epistola Auctoris ad Interpretem, nec non Ejusdem Provocatio, quae legere licet in Editione Belgica quartà, nunc quoque Latinè translata. Hagae Comitis apud Petrum Hagium. 1683. In 8. — Damals war B. nicht gut auf seinen Schüler und Freund Gehema zu sprechen; er schrieb (Küster III, S. 599) an M. Weise im April 1683 den schon erwähnten Brief, in dem er über G. mit den verächtlichsten, gehässigsten Ausdrücken spricht, weil er ihn für den Verfasser eines an die übrigen Kurfürstlichen Leibärzte gerichteten, Bontekoe herabsetzenden Schmähbriefes hielt. Küster meint, G. als ein tückischer Mensch sei wohl dazu fähig gewesen. Dann bleibt es aber unverständlich, dass G. immer, auch nach B.'s Tode, der 1685 an den Folgen eines Schädelbruchs starb[1]), mit der grössten Hochachtung von ihm, seinen Ansichten und Leistungen spricht.]

Cornel. Bontekoe Literae familiares VII ad J. A. a Gehema. Berlin. 1686. Von G. herausgegeben. Mit Widmungsbrief an den Kurfürsten von Brandenburg, in dem sich G. gegen verschiedene Vorwürfe und Beleidigungen Bontekoe's vertheidigt.

II. Germanica.

α) Propria.

Die eroberte Gicht durch die Chinesische Waffen der Moxa. [In meinem Exemplar steht: „Chinesche".] Hamburg. 1683. In 12. [Es finden sich noch (z. B. in Haller's Bibl. chir.) Ausg. erwähnt von 1680 und 1682. In der Bibl. Riviniana. Leipz. 1727, unter No. 7916 heisst es nach obigem Titel noch: worein aus genugsamer Erfahrung angewiesen wird, dass die beste, geschwindeste, kürtzeste, sicherste und bequemste Genesung in dem hier angeführten Methodo oder Curirungskunst bestehe.]

Wohlversehener Feld-Medicus, begreiffend die Missbräuche, so bisher, sowohl in Anstellung der Feld-Medicorum, alss Feldscherer,

---

[1]) Wie v. Haller sagt, weil er nicht leiden wollte, dass man ihm zur Ader liess. „Noluit, sibi venam secari; sic periit fisso cranio et sanguine super duram membranam effuso." (Bibl. chirurg. I, p. 441.)

wie auch bei Einrichtung der Feld-Kasten, vorgegangen sind; samt wohlgemeinten Projecte, wie solches alles könne remediret werden. Hamb. 1684. In 12. Basel. 1691. (Mit den Operibus Chirurgicis vernaculis des Joh. a Muralt von L. Schröck und E. König herausgegeben. S. Catal. mund. Lips. 1691. autumn. p. 18, 19.) [Bei Baldinger als: „Wohlerfahrener Feld-Medicus" angeführt: Errores medicorum et chirurgorum perstringit. Continet simul pharmakop. militarem.]

Chirurgischer Observationum erste und zweite Decas. Hamb. 1686. In 12. [1. Ausg. schon 1682 (?); ferner Frankfurt a. Meyn 1690 u. 1698.]

De Arcanis antipodagricis, oder von geheimen Artzneymitteln wider das Podagra; an Dethlovum, Grafen von Ranzov. A. 1686. In 4.

Edler Thee-Tranck, ein bewehrtes Mittel zum gesunden langen Leben und herlicher Wasser-Tranck, allen Menschen nützlich und nöthig. Bremen. 1687. In 8. (Auch 1686?) [Wettstreit des chinesischen Thee's mit dem warmen Wasser. Berlin. 1686.]

Diaetetica rationalis; das ist: Eine auf unläugbahren festen principiis, gesunder Vernunft und wahrer experience wohlbegründete Lebens-Ordnung, dadurch ein jeder in seinem Stande seine Gesundheit kan bewahren. Bremen. 1688. In 12, und Leipzig. 1696 u. 1714. In 12. Von J. A. Schlegel mit Anmerkungen vermehret. [Die erste Ausgabe erwähnt G. selbst in der „Vernunfftmässigen Kinderzucht", S. 77. Auch unter dem Titel: Jani Abr. à Gehemae XXX Aphorismi oder Gesundheits-Reguln, als ein richtiger und sicherer Wegweiser zu einer beständigen Gesundheit und einem langen Leben, nach den unleugbahren Gründen des principii der Circulation des Blutes und der Saeffte, ex doctrina de Acido et Alkali, zum andern mahl nebst einer Vorrede und einigen Anmerkungen zum Druck verfertiget von Jano Andrea Schlegelio. Frankf. a. M. 1696. (Bibl. Riviniana. Leipz. 1727. No. 4922. Ebenso wird erwähnt: Diaetetica nova ad sanitatem et vitam. Stettin. 1690, und (in Georgi's Europ. Bücher-Lexikon. Leipzig. 1742): Richtiger und sicherer Wegweiser in 50 Lebensregeln. Glückstadt. 1736 (!). In der Preuss. Lieferung wird noch aufgeführt: Wohlgegründete Lebensordnung. Bremen. 1678.]

Der Reformirte Apotheker, fürstellende ein Ohnmassgebliches Project, wie und welcher gestalt die Apotheken jetziger Zeit billig zu reformiren, und nach der rationali medendi methodo einzurichten weren. Bremen. 1688 u. 1689. In 12. Leipzig. 1714. In 12. [Dresden. 1689. s. Georgi l. c. Bei Moller etwas anderer Titel.]

[Darauf folgte: Auffrichtig eröffnete Gedanken über den Reformirten Apotheker, oder: Unpartheyischer Ausspruch, ob das von Herrn A. a Gehema sogenannte ohnmassgebliche fürgestellte Project billig, thuelich, rathsam und nöthig sey? Entworffen von Xinorigo Schadgehemio. Freystadt. 1690.

Gehema schrieb darauf:

Vertheydigter Reformirter Apotheker, wieder den vermummten Xinorigum Schadgehemium. Freistadt. 1690. [Dresden. 1690. s. Georgi l. c. Darauf erfolgte des Xinorigus Antwort auf: Gehemae unbesonnenes injuriöses Scriptum des übelvertheidigten Reformirten Apothekers. A. 1690.

Darauf Gehema wieder:

Apologia, oder Höchstabgedrungene Vertheydigung, wieder seine Lästerer und Verleumbder, insonderheit Xinorigum Schadgehemium. Frankf. 1691. In 8.]

Grausame Medicinische Mord-Mittel, Aderlassen, Schröpfen, Klystieren, purgiren, juloppen, und ohnmachtmachende Hertzstärkungen, wodurch unbedachtsame Heilmeister (nicht rechtschaffene Practici) vielen tausend Menschen jämmerlich vom Leben zum Tode helfen, gewissenhaft vor Augen gestellet. Bremen 1688 u. 1689. 8. Leipzig 1714. 12; belgisch Hagae 1690. 8. [Ulm 1688.]

[Dagegen schrieb der Marburger Prof. Waldschmidt, sonst ein Anhänger Bontekoe's; ferner ein Anonymus in Frankfurt (Catal. mund. Lips. 1689); M. F. Geuder in Stuttgart und Janus Modestinus Alethophilus, Frankf. 1691, der sich gegen eine empfehlende Schrift Horlacher's, Ulm 1691, wendet.]

[In Georgi's Europ. Bücher-Lexikon, Leipzig 1742, findet sich noch: Lebens-Mittel des Purgirens und Schwitzens, Bremen 1689, als Schrift Gehema's angegeben und in der Preuss. Lieferung: Vom schädlichen Aderlassen, Schröpfen und Purgiren, Bremen 1688.]

Abgenöthigte Antwort, oder der erste Stein, aus D. J. A. v. Gehema wohlzugerichteten Schleuder, mit unerschrockenem Muhte geworffen, wieder den Stuttgartischen Goliath, D. Melch. Frid. Geuder. Frankf. 1689.

Der Officirer wohl eingerichtete Feld-Apotheck. Berlin 1688, 12. [u. Bremen 1688].

[Wohleingerichtete Feld-Apotheke. Bremen 1688: der kranke Soldat sammt einer Feld-Apotheke, Hamburg 1690, 12. s. Kaestner. Bibl. med. p. 487. Baldinger sagt in seiner Introductio (s. o.) darüber: Belli duces instruit de militum diaeta, nonnulla medicamenta et auxilia chirurgica addit.]

Schreiben an Herrn Eberhard von Danckelmann, dass das Theegetrāncke die Wassersucht nicht verursache, sondern vertreibe. Berlin 1688 — 12.

Der beste Zeitvertreib. Bremen (1686) und 1689 (von W. E. Tenzel in Dialogis menstruis Germanicis, M. Majo 1689 ausführlich besprochen). Dresden 1689, s. Georgi, l. c. — Mein Exemplar trägt den Titel: Die beste Zeit-Vertreib, Entworffen von Jan. Abraham. à Gehema, Eq. Med. Doct. Bremen, Gedruckt im Jahre Christi 1689.

Sorgfältige und gewissenhafte Säugamme. Bremen (und Berlin?) 1688 in 8.

Gedanken über die wahre und falsche Gelahrtheit. Danzig 1698 in 12.

Der qualificirte Leib-Medicus abgebildet. Stettin 1690 in 12.

Die gefährliche und gestraffte Obstlust. Stettin (1689) u. 1690 in 12. (In der Preuss. Liefer. wohl irrthümlich Ausg. von 1680 erwähnt).

Der kranke Soldat, bittend, dass er hinfüro besser möge conserviret, mitleidiger tractiret, und vorsichtiger curiret werden. Stettin 1690 in 8. [Berlin 1690, Stettin 1699; auch in der „Vernunfftmässigen Kinderzucht“ S. 81 erwähnt.]

Entwurff einer vernunfftmässigen Kinderzucht, Beydes in Sitten und in Wissenschaften. Frankf. u. Leipz. 1691 in 12. [In der Vorrede Darstellung des eigenen Bildungsganges. Rathschläge für den Säugling, das lallende Kind, den spielenden Knaben, den Schüler, den jungen Studenten. Auch die vom Adel sollen studiren; es ist leichter, ein Edelmann, als ein Doctor zu werden. Aber auch für den Soldaten, den Kaufmann und andere Handthierungen, zu Handel und Wandel, Künsten und Handwercken sind die Studia höchst nöthig. Von der Griechischen Sprache hält G. nicht viel; die kann man treiben, wenn man ausstudirt hat. Socrates, Plato, Aristoteles sind „heydnische Verführer“. In der Geschichte soll man nicht das, was vor langen Zeiten in fernen Ländern, sondern lieber das, was im eignen Lande geschehen ist, lernen. Das viele Reisen junger Leute ist gefährlich und unnöthig; „Tugend, Höfflichkeit und Geschicklichkeit residiret sowohl in Deutschland wie in Frankreich.“ Körperliche Uebungen sind von grossem Werthe. Die Schriften des Cartesius und Bontekoe werden auf's Wärmste empfohlen.]

Zwey- und zwanzigjährige bewehrte Fieber-Cur, ohne Aderlasse, purgiren etc. Berlin 1702 (u. 1712?) in 4, [Kostete nach dem Katalog von Haude und Spener (Berlin 1753, Catalogus universalis) 1 gr.; hier wird auch „der Kranke und wieder curirte Soldat“, ohne Ort und Jahr, für 2 gr. angeboten].

Erörterung der Frage: Ob es rathsam sey, in hitzigen

Fiebern, spirituöse und volatilische Medicinen zu gebrauchen, und ob dadurch die Hitze bey den Patienten könne vermehret werden? Ulm 1703 in 4. (u. 1705?).

Der ermunterte Heerhold, vorstellende die Vortrefflichkeit, die Zierde, den Nutzen und die heutigen Missbräuche der edlen und uhralten Heerholds- oder Wapenkunst. Berlin 1703. [Diese Schrift ist nur in wenigen Catalogen aufgeführt; auch Heinsius, der in seinem „Allgem. Bücher-Lexikon, Leipzig, 1812, alle von 1700 bis 1827 erschienenen Bücher aufzählt, erwähnt sie nicht. — Küster (III. S. 603) kennt sie unter dem Titel: Aufmunterung zu der alten und edlen Heralds-Kunst, Berlin, 1706, 8; wahrscheinlich ist das eine zweite Auflage gewesen.

Ausserdem erwähnt K. noch, dass „sich allhier im Königl. Archiv ein MSCt. von 8 Bogen findet, unter dem Titel: Jani Abr. à Gehema allerunterthänigste und nothwendige Remarques über das Königl. allerprächtigste Wapen-Schild, wie dasselbe izo nach Insertion des hochfürstl. Meklenb. Wapens eingerichtet ist. 1709. fol. — Auch hatte G. den Genealogischen Schlüssel zu der Marggräfl. Brandenb. Tabelle anno 1707 ausgefertigt, worin die in der Brandenb. Genealogie vorkommenden Kayser, Könige, Chur- und Fürsten bemerket waren". Bei A. Seyler finden wir noch als MS. im Königl. Geh. Staats-Archiv folgende Schrift: Kurtze und Leichte Methode, Einem Cavalier oder Edelman die vortreffliche Science der Heerhold- oder Wapenkunst in einem monath dergestalt beyzubringen, das er davon Cavalierement discouriren könne; angezeiget von J. A. v. Gehema; ferner Sr. Königl. Maytt in Preussen fiscalis des armes Jani Abr. a Gehema, Eq. Sonderbahrer Bericht über einige dubia in dem Hochfürstl. Meklenb. Wapen aus alten archivis, Cabinetten und Bibliothequen dieses Hochfürstl. Hauses herfürgesucht. 1709, fol., 25 Seiten. (MS. im Königl. Hausarchiv zu Berlin.]

β) Aliena.

Corn. Bontekoe Kurtzer und fester Beweiss, dass kein Annus climactericus oder Gefahrjahr zu finden, von G. aus dem Holländischen verteutscht. Hamb. 1683 in 12.

Cornelii von Solingen Handgriffe eines vollkommenen Wundartztes, aus dem Holländischen verteutschet, und mit Anmerckungen vermehret. Frankf. a. O. 1690 in 8. [Eine mir bekannte deutsche Uebersetzung der „Handgriffe" Cornelii Solingen's aus dem Jahre 1693, Frankf. a. O., trägt nicht Gehema's Namen, sondern: „Alles aus dem Holländischen in das Hoch-Teutsche über-

setzet und mit vielen Kupfern gezieret von Einem Liebhaber der Wund-Artzney". Der Anhang, die Embryulcia Solingen's ist von Tob. Peucero, Philiatro übersetzt.]

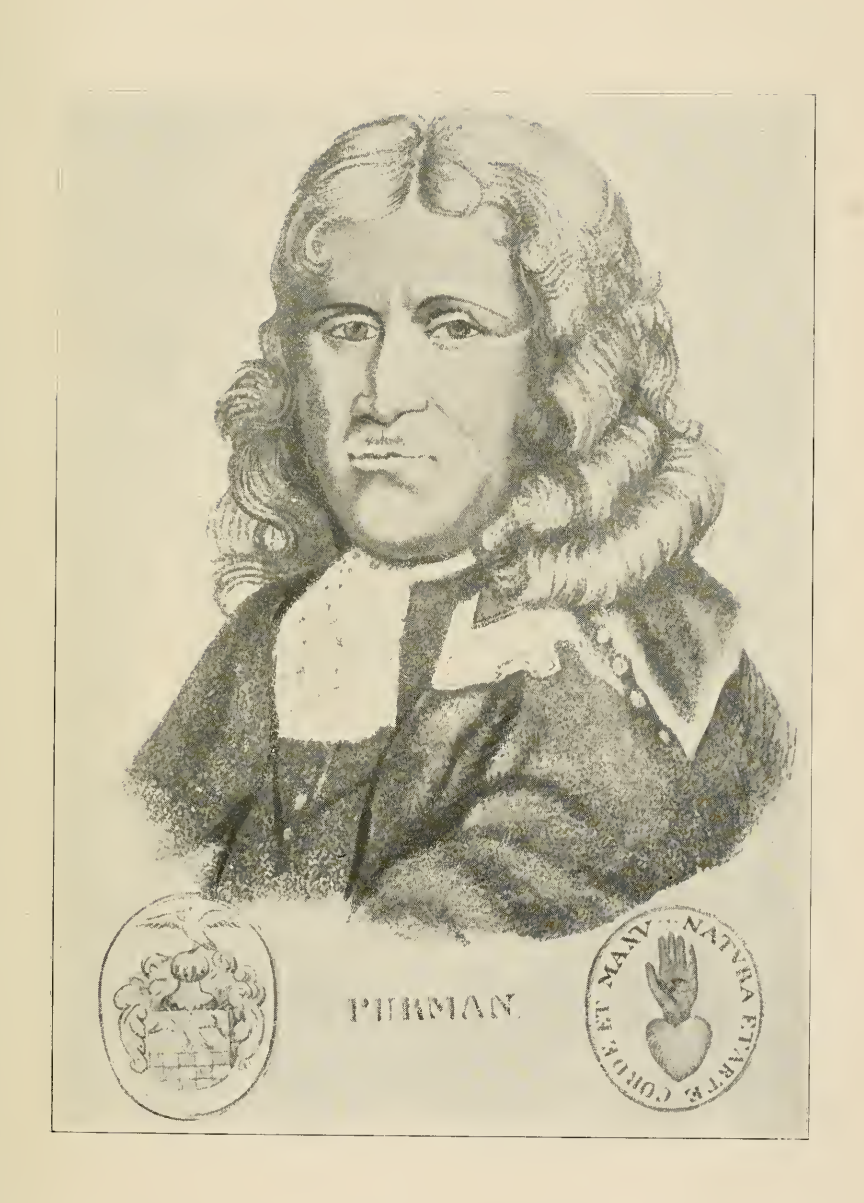
In der Schrift: „Edler Thee-Tranck" etc. verspricht Gehema noch herauszugeben: 1. Diss. de Arthritide, 2. Epistola de novo bilis et succi pancreatici itinere, ad Societatem regiam Anglicanam; 3. Tract. de Medica liberorum educatione, 4. Nova et inaudita hominis et animalium generatio, Tract. de genuina Plicam Polonicam curandi methodo, 6. Das Saure und süsse, alss die gefährlichsten und schädlichsten Mittel, dadurch die Menschen in allerhand tödtliche Krankheiten verfallen, und wodurch Krankheiten und Wunden ungenesslich werden, 7. Die vorsichtige Kindbetterinn. Ausserdem kündigte er im Jahre 1689 eine Uebersetzung von Bontekoe's Fundamenta Medica, Tractatus de Hominis vita, sanitate, morbo ac morte, mit Anmerkungen an, und eine Uebersetzung der „Ethica" von Geulinx in Leyden, „so mir Gott das Leben noch etwas fristen möchte". (Nachrede zum besten Zeitvertreib.)

Unter den vielen, fast gleichzeitig in 3, 4 verschiedenen Städten oft mit geringen Aenderungen am Titel erschienenen Ausgaben sind gewiss zahlreiche Nachdrucke. G. beklagt sich oft über diese Betrügerei. Eine ausführliche Besprechung einer seiner letzten Schriften, des ermunterten Heerhold's hat uns Küster im „Alten und neuen Berlin" und A. Seyler in seiner Geschichte der Heraldik gegeben (s. o.). Das von mir benutzte Exemplar stammt aus der Bibliothek in Wolfenbüttel und wurde mir in liebenswürdigster Weise von Herrn Geh. Hofrath v. Heinemann zur Verfügung gestellt. Es beginnt mit einer Widmung an Rud. August und Anthon Günther, Hertzogen zu Braunschweig und Lüneburg; dann erklärt G., wie er dazu komme, als ein Medicus, der fast durch 30 publicirte Tractaten der gelehrten Welt nicht unbekannt sei, eine Science zu tractiren, welche von der Medicin soweit entfernt ist, als der Osten von Westen. Auch der berühmte Theologus D. Spener habe ein vortreffliches Opus Heraldicum herausgegeben. Auch hier (p. 55) nennt G. das Preussische Wappen „das ansehnlichste und an prächtigen Wapen-Bildern reicheste und herrlichste unter allen deutschen Wapen"; es leite uns, wie die ganze Heerholdskunst, in die Geographie, in die Genealogie und Historie. — Auch die Universitätsbibliothek in Halle besitzt ein Exemplar der Ausgabe von 1703. — In der Königlichen, in der Universitäts-Bibliothek und in der der Kaiser Wilhelms-Akademie zu Berlin war, wie erwähnt, nur wenig von Gehema zu finden.

II. Mathaeus Gottfried Purmann.

Für einen ausführlichen Bericht über das Leben und Wirken dieses merkwürdigen, ausserordentlich thätigen, erfahrenen, kühnen und doch in manchen Vorurtheilen seiner Zeit noch so befangenen Mannes, über den wir sonst sehr wenige Nachrichten haben, ist die „Vorrede an den Leser" in seinen Curiösen Chirurgischen Observationen (Frankf. und Leipz. 1710) von der grössten Wichtigkeit. Er erzählt darin dem „Leser", wie einem guten Freunde, dass er eigentlich vor 12 Jahren schon, bei der Herausgabe seiner „Chirurgia curiosa" geglaubt habe, dies werde der letzte Tractat von seinen Schriften sein, weil er damals immer krank und elend am Malo Ischiadico (vielleicht eine Erinnerung an seine bewegte 12jähr. Dienst- und Kriegszeit) gewesen wäre. Ausserdem hatte er, seit 20 Jahren Stadtarzt in Breslau, soviel Verrichtungen in den Hospitälern in und ausser der Stadt, dass er eigentlich die Absicht hatte, diese, seit 38 Jahren gesammelten Observationen liegen zu lassen, bis „sein eintziger Sohn, Gottfried Purmann, der jetzo in Halle Medicinam studiret, sie etwan nach seinem Tode an das Tageslicht bringen und herausgeben möchte". Dann fährt er fort: „Aber! ich habe meine Meinung endlich ändern müssen, weil ich (Gott weiss es) nicht genug beschreiben kann, was durch Brieffe aus anderen vielen Oertern, und auch hier in unserem Lande, ich vor Nöthigungen gehabt, dass ich sie noch bey meinem Leben herausgeben möchte. Ich habe mich endlich in meinem 62. Jahre[1]) dazu bewegen lassen, weil vor jetzo noch ziemlich gesund gewesen". Er hat, wie auch in seinen anderen Schriften, diese 80 Observationes eingetheilt in das Haupt, in den Leib und in die eussersten Glieder" und wird das, wo Gott Leben und Gesundheit giebet, auch bei den folgenden 80 also halten (diese, sowie ein in der Chirurgia curiosa, 1699 S. 155 versprochener „Sorgfältiger und erfahrener Augen-Artzt" scheinen nicht veröffentlicht zu sein). Dann kommen Andeutungen aus der Geschichte der Chirurgie, von des Noè Enkel Mizrai, von Apollo, Aesculapius, Podalyrius und Machaon, Celsus, Galenus u. s. w. Die Medizin sei später mit Hülfe der Chemie nach des Paracelsi und Helmontii Zeiten in

[1]) Die Observationes erschienen 1710. Vergl. hierzu die Notiz auf dem dem Lorbeerkranz von 1722 beigefügten Bilde, in dessen Umrahmung steht: Mathaeus Gottfrid Purman Chirurgus und Statarzt in Breslaw Lubena Siles. Etatis XLII, 1691.



FIRMAN

grossen Flor kommen; aber das sei leider bei der edlen Chirurgie nicht der Fall, und das liege an der schlechten Ausbildung. Gehema und Purmann haben fast um dieselbe Zeit ihre Beobachtungen veröffentlicht; es ist deshalb schwer anzunehmen, dass der Eine vom Andern entlehnt hat. Die Uebereinstimmung in diesem Punkte, in der Klage über die mangelhafte Ausbildung des Nachwuchses und über die Ursache dieser Uebelstände ist aber bei Beiden fast wörtlich: „Wie kan es auch anders seyn, die mehresten Jungen lernen in den kleinesten Städten um ein geringes Geld, und fragen desselben Eltern nicht einmahl darnach, ob der Lehr-Herr etwas kan oder nicht." Bei Franzosen, Engelländern, Italiänern und Holländern ist das besser; aber in Deutschland bekümmert sich der grösste Theil wenig um die Anatomie und Chirurgie, „wenn sie nur die Putz-Gäste bedienen, das Haar a la mode schneiden, und den Barth recht rassiren und aufsetzen können, so ist es schon genug; haben sie etliche Barbier-Offizinen durchlauffen, einige grosse Städte besehen, ist es noch vielmehr; Etliche wagen sich noch etwas und fahren mit nach Batavia und Indien, andere gar nach Grönlandt, damit sie einen Wallfisch und den Thran kochen sehen; aber, worzu dienet alles dieses, und was lernet ein Chirurgus daselbst? nichts mehr, als Schif-Krankheiten und Zufälle und in Grönland erfrohrne Füsse und Glieder curiren".

Purmann hofft, dass er durch seine Schriften die jungen Chirurgen anregen und belehren werde, und bittet, dass „ein jeder junger Geselle oder angehender Chirurgus es so auf- und annehmen wolle, wie ich es aus aufrichtigen und redlichen Gemüthe mittheile und wohlmeinend gesaget; vielleicht sind noch viel darunter, die meiner gut-gemeinten Vermahnung folgen und sich in gewissen Stücken ändern werden. Offtmahls siehet man wohl der Chirurgorum Söhne, die noch was von einem geübten Vater mitbringen, wenn sie nicht aus dem Geschirre schlagen, wie unterweilen geschiehet, aber es ist dennoch etwas rarr" [1]. — Er entschuldigt sich dann, dass er etwas weitläuffig davon rede, was er selbst gethan, wo er gelernt, und was für einen Cursum er zu weiterer Exercirung und Ausübung der Chirurgie in seinen jungen Jahren vorgenommen. Er war keines Barbierers Sohn, sondern brachte alle seine Wissenschaften durch fast unsägliche Mühe, Fleiss, Erfahrung und Korrespondenzen zu wege. Der Vater, Michael Purmann, war Bürgermeister und fürstl. Land-

---

[1]) Ob das nicht bei dem jungen Gottfried, der oben als Student in Halle erwähnt wurde, der Fall war? Jedenfalls wissen wir Nichts von ihm.

Hof-Richter zu Lüben im Fürstenthum Liegnitz, der Grossvater, George Purmann, Bürgermeister zu Neumarckt im Breslauischen Fürstenthum[1]). Im 17. Lebensjahre lernte P. in Glogau bei dem alten und berühmten Chirurgo Hr. Paul Rumpelt[2]). Nach vollendeter Lehre ging er nach Frankfurt a. O. zu Balthasar Kauffmann, der „gewiss ein erfahrner Chirurg und berühmter Chymicus war", folgte ihm nach Küstrin, diente ihm hier 3 Jahre und brachte viel Nächte und Tage in seinem Laboratorio auf dem Walle in der Chymie zu. Von da wanderte er nach Leipzig und Wittenberg und wieder zurück nach Frankfurt zu Balthasar Kauffmann, der ihn expresse begehrt hatte. „Da er aber nach einem Jahre sahe, dass nichts bei dem Humeur zu machen war, und er zu seinem Propos nicht in Conditionen gelangen konnte, nahm er in gedachter Vestung bey dem Hn. Graf Christoph von Donau, dessen Hr. Vater Gouverneur und General Feld-Zeugmeister unter dem grossen und mächtigen Churfürsten Friedrich Wilhelm zu Brandenburg war, Dienste als Feldscheerer unter desselben Compagnie, und ging mit der Armee durch die Graffschafft Mannssfeld, Sachsen, Thüringen, Coburg, Würtemberg etc. und so ferner in das Reich, bis nach Strassburg und endlich auf den Glöckelsberg. Nach des Herrn Graffens Tode, welcher in einer unglücklichen Rencontre bey Aschaffenburg vor dem Frantzosen, zu meinem grossen Leidwesen und seiner Glorie todt blieb, kam dasselbige Regiment bald darauf an den Hn. General-Lieutn. Götzen, der zugleich die Churfürstl. Brandenburg. Guarde zu Fuss kommandirte, mein Obrister Lieut. Moritz von Canne war ein Cavallier, der an Courage, Verstandt und Erfahrenheit wenig seines Gleichen hatte. Bey diesem Regiment bin ich 4 Jahre beständig blieben und ward An. 1675 Regiments-Feldscheerer[3]), und sind noch viele lebendige Personen allhier, die gar wohl wissen, was ich sowohl bey diesem, als anderen Regimentern unserer Armee vor ungemeine Curen und Operationen ver-

---

[1]) Ich bin in der Lage, ein Ereigniss aus der frühesten Kindheit Purmann's anzuführen. Er erzählt in der Chir. cur. p. 350, dass ihm selbst, als er kaum 1 Jahr alt gewesen, der berühmte Oculist und Lithotomus Petzoldt in der Stadt Lüben einen Blasenstein, einer ziemlichen Bohne gross, geschnitten habe.

[2]) den P. an anderer Stelle (s. Lorbeerkranz S. 563) seinen Herrn und Meister, einen Weltberühmten Chirurgum zu Gross Glogaw nennt. Von ihm bekam er Anno 1665 das Recept zu seiner „güldenen Milch", einem aus ca. 20 Substanzen bestehenden „köstlichen Umbschlagwasser".

[3]) Also im Alter von 26 Jahren; Matthiae (p. 875) nennt ihn: „in exercitu Brandenburgico Chirurgus Major, s. Legionarius".

richtet. Endlich kam dieses sehr gute Regiment an den Hn. Obristen von Bombsdorff und letzlich an den Hn. Obrist von Löben, 2 gewiss prave Cavalliere. Alles dieses geschahe in der Zeit, wie der gewiss sonderliche und merkwürdige Krieg in Pommern wider die Schweden angieng; da alle Vestungen (wobey ich jederzeit gegenwärtig selbst gewesen) Wolgast, Stettin, Dam, Anklam, Demmin, Greiffswalde und Strahlsund, denen Schweden sammt den Insuln Wollin und Rügen weggenommen worden, geschweige der anderen Siege, so bey Föhr-Bellin, Rattenau und Wittstock geschehen. Endlich, nachdem ich diesen merk-würdigen Verrichtungen und Belagerungen unermüdet beygewohnet, und fast unzählich viel blessirte Patienten, sowohl bey unserem, als anderen Regimentern gehabt, wurden wir nach Uebergabe der Vestung Greiffswalde neben dem Micranderi'schen Regiment in die Haupt-Vestung Strahlsund zur Garnison eingeleget; daselbst bin ich biss zu Ende des 1678. Jahres geblieben, vom Regiment meinen Abschied genommen und im Anfange des Decembr. nach Halberstadt kommen, daselbst ich 1679 den 8. Januar geheyrathet in Meinung, mich zur Ruhe zu setzen und daselbst eine Zeit lang zu bleiben, weil mir der Orth bekannt, und fast 3 Jahr darin in Quartier gelegen. Unsere Ruhe währete nicht lange, denn ehe noch das 1680. Jahr zu Ende lieff, schleppte uns ein Soldat von denen, die bey uns in Quartier lagen, welcher Kleider zu Magdeburg und Eissleben, sonderl. einen Sammiten Peltz gekaufft, leider die Pest und Contagion in die Stadt, die so geschwind überhand nahm, dass zwar erstlich nur 2 Häuser auf der so-genannten Warth angestecket worden; Was diss damahls vor einen Schrecken in der Stadt verursachte, ist nicht zu beschreiben. Ich ward sowohl von der Hoch-Preissl. Regierung, als auch von dem Magistrat und Colleg. Sanitatis daselbst als Ober-Pest-Chirurgus angenommen, welche Function ich auch neben einem Adjuncto, der zu Eissleben Pest-Barbierer gewesen, und als Jüngster unsers Mittels bestellet war, nebst noch 2 Gesellen sofort mit Gottes Beystand angetretten. Man musste sich dabey über allemassen verwundern, dass innerhalb 4 Wochen die Contagion so überhandt nahm, und sich dergestalt ausbreitete, dass nicht allein die sogenanndte Warth, welches ein à parter Marckt daselbst ist, sondern auch die Schuhmacher-Strassen, der untere Theil am breiten Wege, der Weingarten und die Harssleber Strasse angestecket worden. Ich that das Meinige so Tages als Nachts, was meine Function mit sich brachte, und mein Gewissen erforderte, wie mir die gantze Stadt, und Inwohner das Zeugniss geben müssen. — — — Endlich erhörte uns

der gnädige und barmhertzige Gott und mich erhielte er, ihm sey ewig Dank davor, ob ich schon die Pest auf's ärgste und härteste selbst gehabt, beym Leben, dass ich hernach die Ausräucherung 386 Häuser, so ausgestorben waren, unter meiner Inspection verrichten können. Ich blieb noch eine geraume Zeit in der Stadt, und weil ich noch nach andern Oertern gefordert worden, auch sogar stipuliren musste, wenn die Contagion in die Residenz kähme, dahin zu kommen, machte ich einen andern Schluss, weil ohnedem Halberstadt durch die Contagion vor unsre Profession merklich ruiniret worden, und ging, als mir avisiret wurde, dass der alte Herr Raphael Nürnberger in Bresslau gestorben wäre, per posta dahin und kauffte dessen Officin Anno 1685 im Januario, darauf ich im Februario Praestanda praestirte, und mich als ein Mitglied selbigen löblichen Mittels darselbst niederliess. In diesem werthen lieben Bresslau befinde ich mich noch mit meiner Frau und Kindern, davon eine Tochter verheyrathet, der eintzige Sohn zu Halle und die jüngste Tochter noch bey mir ist, werde auch wohl darinnen sterben. Als ich 6 Jahr darinnen gewesen, hat mir ein Hoch-Edl. Gestr. Rath die sogenannte rothe oder Leib-Compagnie anvertrauet, welche ich auch bis An. 1690 bedienet[1]). Nachdem aber An. 1690 den 6. April Herr Samuel Rasper, der erste Chirurgus und Barbierer als Stadt-Artzt starb, bin ich den 3. Mäy darauf an dessen Stelle erwehlet worden, und habe den folgenden Tag mein Jurament abgeleget. Habe auch noch bis dato nunmehr in das 20. Jahr solche vertretten, dass meine Hoch-gebiethende Obrigkeit und Ober-Vormundschafft dess Krancken-Hospitals und anderer Hospitäler ein sattsames Genügen daran gehabt. Was ich in der Zeit bey den Hospitälern vor Patient. unter Händen gehabt, und inn- und auserhalb der Stadt und auf dem Lande curiret, weiss der grund-güthige Gott. Ihm sey ewig Ehr und Lob, dem GOTT Israel, welches alles ich nochjetzo continuire und bei leidlichen Kräfften verrichte, ob ich schon 62 Jahr alt bin! werde es auch unermüdet und unablässig thun, so lange GOTT Gnade und Gesundheit geben wird. AMEN."

Diese Selbstbiographie Purmann's ist fast wörtlich wiedergegeben, weil er darin in einfacher schlichter Weise sein Streben und

---

[1]) Das muss ein Irrthum sein: P. kam erst 1685 nach Breslau: er könnte also frühesten 1690 Arzt bei der „Rothen Compagnie" geworden sein. In der Observatio XXX steht auch, dass er im J. 1699 die Tochter eines Soldaten dieser Compagnie operirte (21 J. altes Mädchen, Atherom zwischen den Schulterblättern, 10½ Pfd. schwer). In demselben Jahre (Obs. XLIII) behandelte er die Frau eines Soldaten von der Rothen Comp.

Arbeiten schildert. Auch in der Ergänzung und näheren Betrachtung einzelner Abschnitte seines Lebens müssen wir uns an diese Vorrede und an die zahlreichen in seinen Schriften zerstreuten Notizen halten.

In seinem 17. Lebensjahre, im Jahre 1665, trat er als Lehrling ein, lernte 2 Jahre; dann Ende 1667 — im August war er noch zu Glogau in der Lehre, s. Lorbeerkranz p. 169 — ging er nach Frankfurt a./O. zu Kauffmann, dem er später als Obergeselle in Cüstrin, wo Kauffmann Garnison-Feldscheerer wurde (s. Obs. XXIII), 3 Jahre diente. Nun kam die Reise nach Leipzig und Wittenberg und „nach dem Vaterlande", wo er auff einem Dorffe zwischen Frankfurt und Crossen im Mai 1670 eine wunderliche Fistelkur an einem Schneider-Gesellen ausführte (Lorbeerkr. p. 245). Bei dieser Gelegenheit wird es auch gewesen sein, dass er im Sept. 1669 nach Jauer geholt wurde, um eine Schussverletzung zu behandeln, bei der die Kugel im Humerus einheilte (Observ. LIV). Er ging dann wieder 1 Jahr zu Kauffmann in Frankfurt a./O. Das sind mindestens 4 Jahre, Purmann kann also erst 1671 als Compagnie-Feldscheerer in der Donau'schen Compagnie eingetreten sein. Dass er Lehrzeit und Gesellenjahre fleissig benutzt hatte, beweisen die guten Beobachtungen schon aus seinen ersten Dienstjahren. Die 3 Jahre in Cüstrin wird er mitgerechnet haben, wenn er an verschiedenen Stellen sich seiner „12jährigen Kriegsdienste rühmt"; sonst kommen bis 1779 nur 9 Jahre zusammen. Das wird noch sicherer, wenn er selbst z. B. im Lorbeerkranz von 9jähriger Dienstzeit spricht. Diese 9 Jahre hat er, wie aus seinen eignen Worten klar hervorgeht, immer bei demselben Regiment gestanden; nur die Commandeurs haben gewechselt (s. o.). 4 Jahre, bis 1675, war er Compagnie-, und von dieser Zeit an wieder 4 Jahre, bis Ende 1678 Regimentsfeldscheerer. Viel verdankte er, wie er selbst hervorhebt, dem langjährigen Regimentsfeldscheerer der Churbrandenburgischen Leibgarde zu Fuss, Andreas Horch, dem er sich eng angeschlossen hatte, und dessen grosse Gelehrsamkeit er häufig erwähnt. Auf seine Anregung schrieb er auch das Buch über Schusswunden; Horch überredete ihn dazu, als er 1686 als Ober-Stab- und Feldchirurg[1]) aus Ungarn zurückkehrte. Ihm ist die 2. Ausg. des „Feldscheerers" gewidmet (1690); der „28jährige Regimentschirurg" begleitet dafür den Neuen Lorbeerkranz (1692) mit einem Gedicht.

---

[1]) Dieser Titel wird hier wohl zum ersten Mal im Brandenburg'schen Heere erwähnt; Purmann nennt Horch a. a. O. auch „Generalstabsfeldscheerer". — Unter den Dichtern, die in der Chir. cur. den „Bürger und Stadt-Artzt in Breslau" verherrlichen, ist auch ein „Keys. General-Feld-Stabs und Bürgerlicher Chirurg in Wien".

Die obigen Zeitbestimmungen sind nicht leicht festzustellen, da P. sich, offenbar Vieles aus der Erinnerung schreibend, oft widerspricht. Nach der Obs. LXXVI p. 418 hat er schon **1671** hinter Strassburg auf dem Glöckelsberge mit der grossen Armee über 1 halb Jahr gelegen, „wo unser grosser aller vortreflichster Friedrich Wilhelm, weil über 6000 Mann im September an der Ruhr darniederlagen, von dem Dr. Clemasius gegen eine Discretion von 2000 Specie-Ducaten das Recept. eines dagegen bewährten Pulvers erhandelte. Hernach hat Se. Churfürstliche Durchlaucht dieses Recept bei der Parole an jedes seiner Regimenter auszutheilen gnädigst befohlen. Worauf dieser Zufall sich auch in 14 Tagen verlohren." — In der Obs. LXXIX giebt P. sogar an, er habe dem „unvergleichlichen Helden und grossen Churfürsten Frieder. Wilhelm zu Brandenburg Glorwürd. Gedächtniss" 12 Jahre als Regimentsfeldscheerer gedient. Diese Obs. betrifft eine interessante Schussverletzung, die P. in der mercklichen und grossen Belagerung der Vestung Stralsund zu Ende des 1678. Jahres beobachtete. Vorher (Obs. LXII p. 334) berichtet er von derselben Belagerung aus dem J. 1679 im Anfange des Monats Octobris, und macht (p. 367) im Martio Ao 1680 noch eine Section in Stralsund (Kugel in der Harnblase), — während er nach der Vorrede (s. o.) 1678 seinen Abschied genommen und Jan. 1679 in Halberstadt geheirathet hatte.

In den ersten Feldzügen (1672—74) hatte P. keine Gelegenheit zu kriegschirurgischen Beobachtungen: dagegen waren die Verluste durch Kriegsseuchen, wie wir schon von Gehema wissen, sehr gross, ohne dass die Armee vor den Feind gekommen wäre. Die Eifersucht des Katholischen Wiener Hofes gegen den aufstrebenden protestantischen Fürsten, und das Ränkespiel des von Ludwig XIV. bestochenen kaiserlichen Ministers Lobkowitz hemmten jeden freien Entschluss des Generals Montecuculi und zwangen ihn und den Verbündeten Oesterreichs, den Grossen Kurfürsten zu einem planlosen Hin- und Hermarschiren, ohne die so oft sich bietende Gelegenheit zum Angriff Turenne's ausnützen zu können. — P. erwähnt aus dieser Zeit nur einen kriegschirurgischen Fall. Er trepanirte im Dec. 1672 nach dem Gefecht von Türkhausen unweit Hamm einen Corporal, der einen Säbelhieb über den Schädel erhalten hatte (Chir. cur. p. 31). — Desto mehr fand P. Gelegenheit in seinen einzelnen Quartieren bei der Civilbevölkerung thätig zu sein. So machte er 1672 zu Münden bei einem Leineweber die Tracheotomie (Chir. cur. p. 98), trepanirte in 2 Fällen von complicirtem Schädelbruch in Münden und Hervorden (Chir. cur. p. 30) und operirte hier auch einen Knaben an einer

Hasenscharte. Bei einer Trepanation in Hervorden erwähnt er einen Feldmedicus Dr. Schmidt. Im Mai und December 1672 treffen wir ihn in Soest (auch Soyst), wo er ebenfalls einen Musquetier trepanirte, während eines 8wöchigen Aufenthaltes eine Skoliose orthopädisch behandelte und einen grossen Nasenpolypen entfernte. Im August desselben Jahres operirte er einer Soldatenfrau zu Minden einen Tumor am Knie. Im Mai hatte er hier nach Sectio lateralis einen Blasenstein entfernt. Anfang 1673 war er wieder in Hervorden, wo er eine grosse Geschwulst au der Hüfte bei einer 50jährigen Frau exstirpirte (Lorbeerkranz p. 96, 97 u. a. a. O.) und einen 28 Jahre alten Müllerknecht nach des Hildani Methode von einem grossen Blasenstein befreite. Er nennt dies seine erste Steinoperation und nahm desshalb noch 2 Feldscheerer dazu, Christian Rampftun und George Pauloffsky. (Glatte Heilung, Lorbeerkranz p. 289). Wir sahen freilich, dass er a. a. O. von einem im J. 1672 ausgeführten Steinschnitt berichtet.

Der Krieg gegen Ludwig XIV. schlief im Laufe des Jahres 1673 noch mehr ein. Der Kurfürst hatte sich zu diesem Kriege schwer entschlossen; er wusste, dass er „Feinde ringsum“ hatte und dass doch der Friede für die Hebung seines durch den Krieg verarmten Landes nothwendig war; trotz der erbärmlichen, auf den Westphälischen Frieden folgenden Zustände im Deutschen Reiche, trotz der steten Eifersucht der zahlreichen Reichsfürsten untereinander, trotz des vollständigen Mangels deutscher Gesinnung bei ihnen und — noch trauriger — bei den Habsburgischen Kaisern, endlich trotz der vielen Wühlereien und Intriguen, die Frankreich, Holland, Schweden, England, Polen bald mit der einen, bald mit der anderen Partei in dem jämmerlich zerrissenen Deutschland anstifteten, war der Kurfürst doch 12 Jahre lang mit Erfolg für den Frieden eingetreten. Er rüstete erst, als der Krieg in Folge der Raubzüge Ludwigs XIV., der 1670 Lothringen und das Elsass eingenommen, die Holländer überrannt hatte und in stetem Vorrücken gegen Deutschland begriffen war, nicht mehr vermieden werden konnte; aber auch jetzt noch gehörten 2 Jahre und die ganze Energie des Kurfürsten und seines Gesandten, des Fürsten von Anhalt, dazu, den deutschen Kaiser zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen[1]). Wie dieser Krieg geführt wurde, haben wir gesehen; der Kaiser hatte in Paris geheime Abmachungen getroffen und Friedrich Wilhelm musste, von seinen Bundesgenossen verlassen, selbst in Unterhandlungen mit Ludwig XIV. treten, die schliesslich im Juni 1673 zum Vortrag von Vossem führten.

In dieser Zeit reiste der Compagniefeldscheerer Purmann in seine Heimat; auf der Hinreise operirte er in Rottach bei Coburg im Februario 1674, und als er im Majo desselben Jahres wieder zurück aus seinem Vaterlande kam und eine Nacht unweit Halberstadt logirte, behandelte er eine Art „Empâlement“, eine Verletzung durch ein

---

[1]) E. Berner, Geschichte des Preussischen Staates. München u. Berlin 1891.

Hirschgeweih, mit der Waffensalbe (s. o.). In demselben Jahre operirte er „unweit Eckersberge“ ein Carcinoma mammae (Lorbeerkranz p. 131, 182 und 257).

Als die Schandthaten der französischen Haufen in der Pfalz und ein neuer Sieg Turenne's über die deutsche Armee bei Sinzheim den Kaiser nöthigten, wieder die Hülfe Brandenburg's zu suchen, rüstete der Kurfürst von Neuem und traf mit einem trefflich ausgerüsteten Heere von 30,000 Mann am 14. October 1674 in Strassburg ein. Aber wieder dasselbe erbärmliche Spiel; der Kurfürst bekam den ihm zugesagten Oberbefehl nicht und der österreichische General Bournonville wusste jedes kräftige Eingreifen auch bei der günstigsten Lage zu vereiteln; ja, schliesslich zog er heimlich ab und zwang dadurch auch den Kurfürsten zum Rückzug.

Auch an diesem Feldzuge nahm Purmann wieder Theil; der Aufenthalt auf dem Glöckelsberge ist sicher hierher und nicht in das Jahr 1671 (s. o.) zu verlegen; wir sehen auch aus dem Lorbeerkranz p. 280[1]), dass er „im Monath Novembris 1674 zu Thamm war (ist ein Orth im Ober-Elsas daselbst eine der besten Passage zwischen den Bergen nach Lothringen und der Schweiz zu reisen) und allda wir auch mit unserm Regiment 2 Monath in Quarthieren gestanden.“ Er erwähnt auch eine Trepanation nach der Schlacht bei Türkheim, Ende December 1674 und berichtet über eine schwere Halsverletzung, die er Anno 1674 im October vor Strassburg auf dem Glöckels-Berge beobachtete (Lorbeerkranz, p. 52).

Für den Winter 1674/75 verlegte der Grosse Kurfürst sein Hauptquartier nach Schweinfurt, während ein Theil der Armee, darunter Purmann's Regiment, in der Umgegend von Coburg überwinterte[2]). Aus dieser Zeit stammt eine grosse Zahl von Beobachtungen. Im Januar behandelte er wieder einen Fall von Skoliose orthopädisch; aus dem Februar berichtet er über eine Nierenverletzung durch einen Degenstich, exstirpirte ein grosses Atherom (?) am Auge (Lorbeerkranz p. 406, 231, 90), und operirte einen Musquetier am Staar (Declination), der, als P. 1679 seinen Abschied nahm, noch seine Dienste „ohne einige Hindernisse verrichten können.“ (Chir. cur. 1699, p. 153). Schon im März wurden die Quartiere des Regiments nach Halberstadt verlegt[3]).

---

[1]) Hier ist immer die Ausgabe von 1684 (Halberstadt, J. E. Hynitzsch) gemeint, wenn nicht eine andere ausdrücklich genannt wird.

[2]) Lorbeerkranz, S. 281: „Weil wir aber hernach (Ende 1674) mit unserer Armee wieder zurücke nach Collmar, Schlettstadt und Strassburg, ja endlich gar wieder, den 1. Januar des folgenden Jahres über den Rhein und nach dem Coburgischen gegangen.“

[3]) Ebenda, S. 47: „Als ich Anno 1675 noch zu Halberstadt im Quartier lag,

Inzwischen waren die Schweden in die Mark eingefallen, und der Kurfürst, von seinen Bundesgenossen schmählich im Stich gelassen, musste sehen, wie er aus eigner Kraft diese ungebetenen Gäste hinauswarf; die in der Heimat zurückgelassenen Besatzungen konnten den Feind nicht aufhalten. Nach Orlich[1]) lagen in Berlin, einschliesslich der Bürgerwehr, 5000, Cüstrin 800, Spandau 250, Oderberg 200, Frankfurt 152 Mann, während Friedrich Wilhelm 1674 gegen Frankreich noch 28000 Mann im Felde hatte. — In Eilmärschen brach er im Mai mit 7200 Reitern und 1200 Musketieren vom Main auf, überrumpelte am 24. Juni die schwedische Besatzung Rathenow's und schlug am 28. Juni die Hauptmacht der Schweden bei Fehrbellin in die Flucht. Die Brandenburger verloren 500, die Schweden in der Schlacht 2400, und auf der Verfolgung bis Wittstock 4000 Mann. (Friedrich d. Grosse bezeichnet in seinen Mémoires (s. u.) „8 Fahnen, 2 Standarten, 8 Kanonen, 3000 Mann und eine grosse Zahl von Offizieren“ als Verlust der Schweden dans cette célèbre et décisive Journée).

Purmann nennt auch „Rattenau“ und „Föhr-Bellin“ in seiner Lebensbeschreibung; zugegen war er bei diesen Kämpfen nicht, da nur die Reiterei im Stande war, solche Geschwindmärsche auszuführen. Die Infanterie folgte erst später nach, ebenso die Artillerie, die hinter Magdeburg stecken geblieben war; bei Fehrbellin verfügte der Kurfürst nur über 13 Geschütze. — Wir sahen in der Einleitung, dass die Verwundeten nach der Schlacht bei Fehrbellin nach Spandau und von dort nach Berlin gebracht waren; wäre Purmann hier thätig gewesen, dann würden die Beobachtungen in seinen Schriften zu finden sein. Erst als im October und November 1675 Wollin genommen und Wolgast erobert wurde, war er mit seinem Regimente zugegen (Lorbeerkranz p. 236); im Winter war er in Neu-Ruppin[2]), wenigstens berichtet er über eine im März 1676 an einem Koch des Herrn von Arnim ausgeführte Staaroperation. — Im Laufe des Jahres 1676 nahm der Kurfürst die Peenemünder Schanze, Anclam, Demmin, Löcknitz und Damm; erst jetzt konnte die Belagerung von Stettin vorbereitet werden. „Werender Belägerung“ von Anclam operirte Purmann eine Fistula ani bei einer Soldatenfrau (Lorbeerkranz p. 390). Nach der Einnahme wurde er mit 42 tödtlich Blessirten in die Stadt gelegt (s. Einleitung). Sie wurden alle bis auf einen, der an der Ruhr starb, geheilt, was P. weniger auf gutes Medicament und fleissiges Verbinden, als auf gute Verpflegung und Wartung zurückführt (Lorbeerkranz p. 8). Die Blockade von Stettin wurde auf-

---

wurde von des damaligen Obrist-Lieutenant Cannen Compagnie ein Musquetier“. . (schwere Verletzung der Nase, Ober- und Unterlippe).

[1]) Geschichte des Preussischen Staates. II. S. 407.

[2]) Lobeerkranz, S. 87: „Im Monath Martio Anno 1676 Als wir zu Neuen-Ruppin mit unserm Regiment in Quartier gelegen.“

gehoben, und Winterquartiere bezogen: P. kam mit seinem Regiment nach Stassfurt[1]).

Im Jahre 1677 wurde Stettin genommen: die Belagerung begann im Juni, aber mit vollem Nachdruck konnte erst im September vorgegangen werden, und bis zum 22. December dauerte es, bis die Uebergabe erfolgte. Der Kurfürst verfügte dabei über 7 Regimenter Reiterei, 10 Reg. Infanterie, 3 Reg. Dragoner, über 4000 Mann Lüneburger Hülfsvölker, 108 Kanonen und 31 Mörser. Die Besatzung bestand aus 3000 Schweden und ebensovielen Bürgern. Nach den Memoires Friedrichs des Grossen (p. 95) war die Garnison schliesslich auf 300 Mann reducirt; die Belagerer sollen 10000 Mann verloren haben. Am 6. Januar 1678 zog der Sieger in die Stadt ein.

Aus dieser Zeit erwähnt Purmann eine Arteriotomie an der Art. temporalis bei einem Gefreyten-Corporal wegen Continuirlich grosser und einseitiger Haupt-Schmertzen; ferner eine merkwürdige Schussverletzung[2]). In den Observat. (LXXX, p. 441) über eine schwere und interessante Schussverletzung, die er „Anno 1676[3]) im Anfang des Monats October in währender sonderbarer Belägerung Stettin“ bei dem Capit. B., dem eine 8pfündige Stückkugel beide Unterschenkel abgerissen hatte, und der, als er vom Pferde gehoben wurde, noch einen Pistolenschuss in die Stirn bekam. Ausserdem hatte dieser Capit., der „schon bey 26 Jahren erstlich den Schweden, hernach den Brandenb. gedienet“, noch eine Fistel an der Brust nach einer vor 3 Jahren in der Nähe von Strassburg erlittenen Quetschung. Er wurde in 22 Wochen geheilt. Mit welchen Schwierigkeiten die ärztliche Thätigkeit oft zu kämpfen hatte, zeigt recht deutlich die Observ. LXII. (p. 334). Ein „Sergent“ mit einer schweren Schussverletzung, bei der die Kugel das linke Os femoris durchschlagen hatte, und dann durch den Penis und durch die Weichtheile des rechten Oberschenkels hindurchgegangen war, konnte erst nach drei Stunden, weil „in der baldfolgenden Attaque der Contrescarpe niemand bald zum wegtragen vorhanden war“, zu P. in das Lager gebracht werden und musste auch hier noch 1 Stunde warten, weil P. mit

---

[1]) Ebenda, S. 183: „Als wir nach übergabe Anklam und Aufhebung der Belägerung von Stettin in unser Winterquartier zu Stassfurt verlegt worden.“ — In Observ. IX, p. 38 wird die Belagerung Anklam's in das Jahr 1678 verlegt; ebenso auf p. 63.

[2]) Bey der Attaque des Ravellins wurde ein Sergeant durch ein gezogen Rohr hinten an der Lenden geschossen, die Kugel wurde nach 4 Tagen mit dem Stuhlgang entleert.

[3]) Das muss entweder 1677 heissen, oder die im October 1676 aufgehobene Blockade von Stettin ist gemeint. In der Chir. cur. p. 700 spricht P. von der 1. Belagerung Stettins i. J. 1676.

dem Regiments-Feldscheerer des Goetzischen Regiments grade bei einer schweren sonderlichen Operation beschäftigt war.

In dieser Zeit hatte P. auch mit der Churbrandenburgischen Marine zu thun; in den späteren Ausgaben des Lorbeerkranzes (1692 und in der nicht mehr von ihm selbst verfassten von 1722), S. 51 erzählt er: „ein Musquetier-Gefreyter bey des Herrn Hauptmann Hanss Christoph von Schenckendorff's Compagnie unter dem Bombsdorff'schen Regiment zu Fuss ward nebenst andern auff die Flotte commandiret und gegeben und fiel Anno 1677 im Anfange des Septembris vom mittleren und grossen Maste auff den Schiffboden herunter" (offener Unterschenkelbruch, offener Schädelbruch, Heilung). — Ein Cap. von Bähr desselben Regiments wurde von einer 3pfündigen gläsernen Granate an der Stirn verwundet und mit der Waffensalbe „geheilt" (s. o.); es war nur eine Weichtheilwunde. Das geschah im August 1676 beim Sturm auf die Sternschanze. Im Juli 1677 starb derselbe Offizier an einem Schädelschuss durch eine eiserne Granate, die ihm, wieder an der Stirn, den Schädel zertrümmert hatte (Chir. cur. p. 700).

Die Winterquartiere scheint das Regiment wieder in der Nähe von Halberstadt gehabt zu haben; P. erzählt im Lorbeerkranz (S. 89): „Als wir Anno 1678 in Ende des Monats Januarii noch mit dem Bombsdorffischen Regiment in Osterwieck gelegen haben." Im September 1678 wurde Rügen, im October Stralsund, im November Greifswald erobert; damit war ganz Pommern den Schweden wieder abgenommen. Purmann's Regiment war immer mit dabei[1]) und blieb dann bei der Besatzung in Stralsund.

Die Schweden waren, von Ludwig XIV. auf's Neue mit Geldmitteln versehen, wieder in Preussen eingefallen, die sog. Bundesgenossen des Kurfürsten hatten ihre Separatfrieden mit Frankreich geschlossen (Nymwegen); da unternahm er jenen grossartigen Winterfeldzug, in dem er die schwedischen Truppen zermalmte und über das gefrorene kurische Haff bis Riga vordrang. Nicht 3000 von 18000 Schweden kamen nach Livland zurück.[2]) Aber alle diese gewaltigen Siege blieben ohne Erfolg, weil auch der deutsche Kaiser im Namen des Reiches mit Ludwig XIV. einen Frieden schloss, in dem die Rückgabe Pommerns an Schweden zugesagt wurde. Friedrich Wilhelm musste, da er ganz allein, obgleich er damals eine Armee von 38000 Mann hatte (Orlich II. 408), es mit Frankreich nicht aufnehmen konnte, im Frieden zu St. Germain en Laye vom 29. Juni 1679 „alle Früchte des mühseligen Krieges an Schweden zurückgeben" (Berner, l. c.). Vom Kaiser, von den Reichsfürsten, von den Holländern, für die er so lange gekämpft hatte, verlassen, blieb ihm, wenn er seinen Staat vor der Zerstückelung schützen wollte, nichts übrig, als sich mit seinem bisherigen Feinde, mit Ludwig XIV. zu verbünden.

---

[1]) Lorbeerkr., S. 441: „Als Anno 1678 die Belägerung Greiffswalde nach Eroberung Strahlsund noch gegen den Winter vorgenommen wurde."

[2]) Berner, l. c. p. 202.

Die Zeitangaben Purmann's über die beiden letzten Jahre seiner Thätigkeit als Regimentsfeldscheerer, 1678 und 1679, leiden, wie schon erwähnt, an zahlreichen Erinnerungsfehlern. Dass er im Dec. 1678 in Stralsund im Quartier lag (Chir. cur. p. 73), wird richtig sein; dass er aber Anfang October 1679 bei der Belagerung dieser Stadt war (Observ. LXII), dass er im August desselben Jahres hier in Garnison lag (Lorbeerkranz, S. 93), ist unmöglich und widerspricht auch den zahlreichen Berichten über Beobachtungen, die er schon 1679 in Halberstadt und seiner Umgebung machte (Chir. cur. p. 5, Lupus; p. 330, Paracentesis abdominis; p. 322, Anlegung einer Magenfistel; p. 744, Gangrän der Zehen u. s. w.). — Die zahlreichen Belagerungen, die er mitmachte, gaben ihm Gelegenheit, nicht nur als Chirurg zu wirken, sondern auch als innerer Arzt thätig zu sein. So berichtet er im 3. Theile seines „Feldscheerers" über die reichen, bei Stettin, Anklam, Stralsund gesammelten Erfahrungen über die rothe Ruhr; und wenn er es auch namentlich in seinen späteren Stellungen in Halberstadt und Breslau ängstlich vermeidet, in das Gebiet des Medicus überzugreifen und diesen häufig consultirt, so sind doch alle seine Schriften reich an Erfahrungen und Vorschriften, die sich auf die innere Medizin beziehen.

Der Friede von St. Germain (und der von Nymwegen) machte den Feldzügen des Grossen Kurfürsten ein Ende: Purmann nahm seinen Abschied und wurde Stadtarzt in Halberstadt, wo er sich noch in demselben Jahre verheirathete. (Goelicke giebt in seiner Historia Chirurgiae eine schöne Uebersetzung von Halberstadt: er nennt Purmann: antehac Chirurgus „Hemipolitanus".)

Wenn damit auch die Thätigkeit des „Kriegschirurgen" Purmann vorüber ist, so wollen wir doch seinen weiteren Lebenslauf verfolgen und dann an der Hand seiner Werke den Standpunkt, den er in verschiedenen wichtigen wissenschaftlichen und praktischen Fragen einnahm, ausführlich erörtern.

In Halberstadt fand er bei der 1680 von Magdeburg eingeschleppten Pest reichlich Gelegenheit, sich als muthigen und kenntnissreichen Arzt zu zeigen. Der Grosse Kurfürst ernannte ihn in Folge dessen trotz des Protestes der Purmann'schen Clientel zum Ober-Pest-Chirurgus der Brandenburgischen Regierung und P. verfasste auf seinen Befehl eine „Pestanweisung" [1]. Im J. 1681 unternahm er, wohl im Anschluss an diese Epidemie, eine Consultationsreise nach Magdeburg. Er hatte ca. 500 Pestkranke kurirt, war selbst von der

[1]) „Anno 1680, als ich noch zu Halberstadt wohnte und Ober-Pest-Chirurgus war." (Chir. cur. p. 319.)

Krankheit befallen, lag 7 Wochen, hatte 5 Bubonen; „als er noch hincken musste", besuchte er die Kranken wieder und leitete auch nachher die Ausräucherung der Pestwohnungen selbst. Die Doctoren beobachteten die Kranken aus sicherer Ferne durch das Fenster und überliessen den Barbieren die Behandlung. Purmann's Ruf war durch diese neuen Leistungen so gestiegen, dass er versprechen musste, nach Berlin zu kommen, wenn die Pest dort ausbrechen sollte. Es ist übrigens interessant, dass die von ihm beobachteten und berichteten Krankheitserscheinungen fast dieselben sind, mit denen auch jetzt noch die Pest in Indien auftritt.[1])

Da Purmann in dem kleinen, von der Pest decimirten Halberstadt keine ausreichende Thätigkeit mehr fand, benutzte er die Gelegenheit, eine durch den Tod des Besitzers freigewordene Offizin in Breslau zu erwerben und nach dort überzusiedeln. Nach einer Notiz in der Chir. cur. S. 319 wäre das schon im J. 1684 geschehen[2]); nach seiner Lebensbeschreibung (s. o.) hat er den Kauf erst im Januar 1685 abgeschlossen. — In Breslau ist er bis zu seinem Tode geblieben, und wenn wir auch über diese Zeit wenig wissen, so steht doch fest, dass er dort in angesehener Stellung eine ausgedehnte praktische, besonders operative Thätigkeit entfaltete und ausserdem in der Beobachtung und wissenschaftlichen Verwerthung seines zahlreichen Materials für jene Zeiten wirklich Grosses leistete. Als Todesjahr wird 1711 und 1721 angegeben. In Kestner's Gelehrten-Lexikon steht Nichts darüber; dagegen findet sich in dem „Grossen vollstän-

---

[1]) Die Thätigkeit P.'s in dieser Zeit ist ausführlich dargestellt in der „Actenmaessigen Geschichte der Pest zu Halberstadt in den Jahren 1681 u. 1682", von W. Horn, Berlin 1836. Separat-Abdruak aus E. Horn's Arch. f. mediz. Erfahr. Die Kenntniss dieser wichtigen und interessanten Schrift verdanke ich Herrn Prediger Arndt in Halberstadt. Er stellte mir auch die im Jahre 1840 von Halberstädter Aerzten verfasste Festschrift zur Verfügung, in der kurze Lebensbeschreibungen von 266 Aerzten enthalten sind. Hier wird als P.'s Geburtsjahr 1649 genannt. — W. Horn giebt den Anfang der Pest etwas anders an, als P.; nach ihm wurde die Krankheit durch eine Magd eingeschleppt, die, in Magdeburg erkrankt, sich heimlich kurze Zeit in Halberstadt aufgehalten hatte. Erst 3 Wochen später wird der Advokat Luft genannt. Horn rechnet fast 2200 Todesfälle in der kurzen Zeit. P. stellte fest, dass viele Leute, die vor Jahren die Pest gehabt hatten, dieses Mal frei bliebeu, nahm auch zu den Ausräucherungen der Häuser nur Leute, die die Krankheit überstanden hatten. Das Bild Purmann's am Anfange dieser Biographie haben wir der Arbeit Horn's entnommen. In etwas eleganterer Ausführung findet sich dasselbe mit einer Widmung des Regiments-Chirurgus Horch auch in den späteren Ausgaben des Lorbeerkranzes.

[2]) „Als ich Aug. 1684 mit den Meinigen nach Breslau gezogen bin." (Chir. cur. p. 319.)

digen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste“, einer Encyclopaedie, die 1735 in Leipzig und Halle herausgegeben wurde, die merkwürdige Notiz bei Purmann: „und starb 1711. Lebenslauff.“ Für 1711 als Todesjahr sprechen viele aus den später erschienenen Ausgaben seiner Werke (s. u.) sich ergebende Gründe. Auch in Th. Henschel's „Jatrologiae Silesiae specimen primum“, S. 31, wird angeführt: „Math. Gottfr. Purmann † 1711“; dieses Jahr wird auch von Joecher in seinem compendiösen Lexikon als Todesjahr bezeichnet. Andreae (s. o.) lässt es unentschieden, ob 1711 oder 1721 richtig ist; Matthiae (S. 875) sagt gar nichts darüber und in der Allgem. Deutschen Biographie (H. Frölich) wird wieder 1721 angenommen. Seine 80 Observationen gab er 1710 heraus, als er nach eigener Angabe, im 62. Lebensjahre war; am Schlusse derselben verspricht er für das nächste Jahr die folgenden 80. — Purmann, der unermüdliche, fleissige Arbeiter, hätte dieses Versprechen sicher gehalten; es ist wohl nicht zu kühn, daraus, dass seitdem Nichts mehr von ihm erschienen ist, zu schliessen, dass er sein letztes Werk und damit das Jahr 1710 nicht lange überlebt hat. Von seinen letzten Lebensjahren ist Nichts bekannt; wir wissen nur aus der Chir. curiosa S. 728, dass er 1692 an einer schweren Ischias erkrankte, in der er sich unter Zustimmung und im Beysein der Herren Dr. Preuss, Pauli, Tralles, Hanen und Hörnern von Herrn Dietrich Meyern, vornehmen Chirurgen und Aeltisten allhier mehrere Male eine Moxa setzen liess; der Schmertzen liess auch bald darauf gantz nach, die eine Brandwunde zwang ihn aber, noch 5 Wochen das Bette zu hüten. Der Erfolg scheint auch kein dauernder gewesen zu sein; in der Vorrede zur Chir. curiosa spricht er von „sorglichen schmertzhafften und zum Theil lange anhaltenden Krankheiten“, die er zu überstehen gehabt habe, und in der Vorrede zu seinen Observ. erzählt er, dass er sich in jener Zeit (gegen 1690) „immer kräncklich und elend an malo Ischiadico (Hüfft-Wehe) befunden habe.“ Dass die zur Moxa benutzte indianische Wolle keine gewöhnliche Wolle, sondern eine zugerichtete von einem Kraute sey, darzu hat uns das „Smicroscopium“ nicht wenig geholffen (Chir. cur. S. 722). In den späteren, bedeutend erweiterten Ausgaben des Lorbeerkranzes (1692, 1705, 1722) heisst es das „penetrante Augenglas, das Semicroscopium“; in der letzten Ausgabe (1722) das „Microscopium.“ Es ist interessant, dass auch Purmann schon so gut über diese neue Erfindung unterrichtet war, die aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammte, während die ersten massgebenden Untersuchungen Leeuwenhoeck's erst 1685 (Arcana naturae ope microscopii detecta, Leyden

1685), später 1695 und 1719 veröffentlicht waren. (S. Löffler's Vorlesungen über die geschichtliche Entwickelung der Lehre von den Bacterien, Leipzig 1887). — Uebrigens spricht auch Gehema in der Observ. IX (1686!) von der Erfindung des „Curiosus naturalium rerum perscrutator Lovvenhoekkius." Gehema berichtet dort über Würmer und sagt: Hominem non ex ovo, sed ex vermiculo ortum ducere, microscopiorum ope oculisque attonite cernimus. L. infinitum vermium numerum, non tantum in spermate, sed etiam in ipso post conceptionem utero unum vel alterum vermiculum observavit, de die in diem grandescentem. O stupenda animalium primordia! O Divini Opificis inenodabile artificium! Homo vermis, per totum vitae suae curiculum vermiculatur, ut principii sui semper sit immemor et qui vermis nascitur, post mortem in vermium escam redigitur!" Uebrigens muss doch schon früher Etwas über das Mikroskop bekannt gewesen sein, da in Mercklin's Lindenius Renovatus (l. c.) sich eine „Dissert. de usu microscopii in naturali Scientia et Anatome, ad virum summi nominis D. Theod. Conringium, Consiliarium et Archiatr. Brunsvico-Lünburgium, von Frid. Schraderus, Göttingen 1681" verzeichnet ist. Gehema äussert sich auch in der Schrift „Die beste Zeit-Vertreib", Bremen 1689, über die herrlichen Observationes des berühmten Holländers Anthonii Leuwenhoek's[1]).

Purmann war ohne eigentlich wissenschaftliche Bildung; er war, wie alle seine Berufs- und Mittels-, d. h. Zunftgenossen, Lehrling, Geselle und Obergeselle gewesen und dann Compagnie-Feldscheerer geworden. Als er sein berühmtes Werk, den Lorbeerkranz im Jahre 1684 herausgab, sagt er noch in der Vorrede: „Ich muss zwar gestehen, dass wenn ich betrachte, wie hoch es itziger Zeit mit unserer Mutter-Sprache kommen, ich mich fast scheuen muss, diesen Tractat in die gelahrte Welt auszusenden". Er fühlte sich also auch darin nicht sicher; tröstete sich aber damit, dass er ja nicht für gelehrte Leute, sondern für Wundärzte schreibe, welchen heutigen Tages am besten damit gedient, dass man aufrichtig und schlechterdings weg redet, damit es ein jeder verstehen möge. Wie er seine Kenntnisse erwarb, kann man aus den Rathschlägen erkennen, die er Anderen ertheilt; er wird nicht müde, den „Nachwuchs" zu ernstem, wissenschaftlichem Arbeiten, zum fleissigen Studium der Anatomie und bedeutender chirurgischer Werke, zur Theilnahme und aufmerksamen Beobachtung der Thätigkeit erfahrener Chirurgen zu ermahnen. Die

---

[1]) Damit haben wir 3 verschiedene Schreibweisen dieses Namens: Lieuwenhoek (S. 74), Lovvenhoekkius und Leuwenhoek. Richtig ist: „Leeuwenhoeck".

beste Schule für die praktische Ausbildung ist der Krieg, und P. ist sehr schlecht auf die zu sprechen, die es nicht zugeben wollen. „Es ist nicht genug, dass man viel unnöthig Geplauder davon machet, komme erst selbst in den Krieg und strecke die Nasen in das Feld, du wirst viel anderes davon judiciren.“

Purmann stand allerdings, wie E. Richter (l. c. S. 691) sagt, auf den Schultern von Würtz; aber fast ebenso oft bezieht er sich auf Ambroise Paré, auf Fabriz v. Hilden, Severinus, Vigo, Muralt, Skultetus, Blegni u. A. In den Observationes zählt er 28 Autores auf, die er darin citirt habe. Gründer sagt von ihm, dass er von Hippocrates bis Jungken nicht bald einen Schriftsteller durchzustudiren und zu benutzen vergessen habe. So sehr er aber auch diese Männer rühmt, so oft er auch den Hippocrates, Galen, Celsus, Avicenna u. A. zu Worte kommen lässt, so energisch und derb wettert er gegen den blinden Autoritätsglauben. „Amicus Plato, amicus Socrates; magis amica veritas“, sagt Guy de Chauliac; selbst sehen, selbst erfahren, bei Misserfolgen nicht gleich erlahmen, auch in verzweifelten Fällen nicht gleich die Flinte in's Korn werfen, da Gott und die Natur oft noch helfen, wenn der Mensch es für unmöglich hält — fast wörtlich, wie Ambroise Paré — das sind einige von den allgemeinen Sätzen, die man oft bei Purmann findet. Er war offenbar ein glücklicher Operateur; wenn man auch annehmen wollte, dass er nur auserlesene Beobachtungen veröffentlicht hat, so findet sich doch darin so manche schwere Verletzung, so manche schwere, eingreifende Operation mit glücklichem Verlauf, dass man sich wohl erklären kann, wie auch viele Kranke aus fernen Gegenden zu ihm kamen. Als Breslauer Stadtarzt hatte er, wie es scheint, eine „Privatklinik“ in seinem Hause; er berichtet sehr oft, dass er Kranke in seiner Wohnung operirt und behandelt habe. — Zu bewundern ist auch, dass er bei den vielen Feldzügen, Schlachten und Belagerungen, bei den Gewaltmärschen kreuz und quer durch ganz Deutschland, auf denen er die Armee des Grossen Kurfürsten begleitete, immer noch Zeit fand, seine Beobachtungen zu notiren.

Von kriegschirurgischem Interesse sind besonders seine Ansichten über die Behandlung von Verletzungen. Zuerst wird die Umgebung von Blut und Schmutz gereinigt, die Haare entfernt. Ist eine genaue Uebersicht nicht anders möglich, dann wird eine ausgiebige Erweiterung vorgenommen und alle Fremdkörper, aber nur, wenn es ohne langes Suchen geschehen kann, herausgebracht; sonst legt er Wicken oder Meissel ein, bis es die Eiterung besorgt hat. Erst dann — wir würden sagen bei guter Granulation und geringer Secretion —

werden die Wundränder durch ein Pflaster einander genähert und schliesslich eine zu starke Narbenbildung durch Zink und Bleipflaster verhindert. Vor Fetten und allen Schmierereien warnt er ausdrücklich an vielen Stellen. Die Heilung ohne Eiterung war ihm wohl bekannt. Das Kap. I des zweiten Theiles seiner Chirurg. curiosa trägt die Ueberschrift: „Ob denn die Wunden-Cur nothwendig nach der Alten Manir und Weise, vermittelst der Suppuration und Ereyterung durch Pflaster, Salben, Cataplasm., Ueberschläge, Oehl und Balsamen müssen geheilet; und ob sie nicht, ohne alle diese Schmierereien, durch andere Artzney-Mittel, ohne den geringsten Eyter, in viel kürtzerer Zeit können beständig curiret werden?“ In den Feldzügen folgte P. noch allezeit der alten Methode; durch teutsche, englische und französische Chirurgen wurde er belehrt und suchte später in Breslau womöglich immer die Heilung ohne Eiterung zu erzielen. Zu dieser geschwinden Wunden-Cur giebt er verschiedene Wundwässer an, die ihm Horch mitgetheilt hatte, und die aus aromatischen Kräutern durch Abkochen mit Wein hergestellt wurden; bei oberflächlichen Wunden wurde ein Wundpulver aufgestreut, das ähnlich zusammengesetzt war. Darauf kam ein mit dem Wundwasser fleissig angefeuchteter Verband, der erst nach 2, 3 Tagen oder noch später gewechselt wurde. Die Hauptsache war wohl, dass vorher Alles von Blut und Unrath gereinigt und tüchtig mit dem warmen Wundwasser oder mit warmem Wein ausgewaschen war. Wir sahen auch, dass bei dem Gebrauch der Waffensalbe die Wunde die ganze Zeit über nur rein gehalten, nicht berührt, sondern nur täglich mit einem reinen Häderlein belegt werden sollte (Chir. curiosa, p. 697).

Bei Blutungen unterscheidet P. 3 Grade; leichtere werden durch Auflegen eines styptischen Pulvers, schwerere durch Cauterisiren, noch schwerere durch perkutane Umstechung beider Enden gestillt. Seinen Standpunkt in der Behandlung der Schusswunden haben wir in den „Historischen Untersuchungen“ beschrieben; die Vergiftungslehre erklärt er für eine alte Fabel und beweist ihre Unrichtigkeit in ähnlicher Weise, wie A. Paré. Seine Behandlung der Schusswunden war, wie auch H. Fischer in seiner Kriegschirurgie betont, im Allgemeinen der von Gersdorf und Braunschweig geübten ähnlich[1]). Fremdkörper wurden entfernt, wenn es mit leichten Eingriffen möglich war. Dass Kugeln ohne Schaden einheilen, hat er oft erlebt. Gelenk- und Knochenschüsse behandelt er wie offene Brüche mit

---

[1]) Genaueres darüber bringt Wolzendorff in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Kriegschirurgie“. Deutsche med. Wochenschrift, 1892, No. 23.

Pflastern und Schienenverbänden. Auch hierbei warnt er vor zu eifrigem Sondiren und Suchen.

Abgesehen von allgemeineren Bemerkungen, die den Anfang bilden oder hier und da eingefügt sind, ist in allen chirurgischen Werken P.'s die Eintheilung in Kopf, Rumpf und Gliedmassen durchgeführt. Den Schädelverletzungen widmet er immer eine ganz ausführliche Besprechung und schickt, wie auch in den anderen Kapiteln, eine kurze Beschreibung der Anatomie vorauf, in der er sich bis auf den feineren Bau des Gehirns den Lehren des Vesalius anschliesst. Die Schädelbrüche theilt er in einfache und komplizirte. Dass die Tabula int. ohne Verletzung der externa brechen kann, ist ihm bekannt; ebenso kannte er die Brüche der Basis und die indirekten Brüche. Bei der Therapie verweist er wieder auf die Lehren zahlreicher alter und neuer Autoren, besonders auf Fabriz. ab Aquapendente, Scultetus und Würtz und erörtert dabei besonders die Indicationen zur Trepanation, die er 40 Mal ausführte[1]). Er hält sie für angezeigt bei Blutextravasaten zwischen Hirnschale und Dura, bei Eindrücken des Schädelknochens und bei Splitterbrüchen, jedenfalls immer, wenn Druckerscheinungen vorhanden sind. Als solche bezeichnet P.: Erbrechen, Blutungen aus den Ohren, Bewusstlosigkeit, Krämpfe. In unleidlichen Haupt-Schmertzen, in der fallenden Sucht (Epilepsia), Unsinnigkeit (Mania), Schwindel (Vertigo) und dergleichen darf man trepaniren, wenn es „lange Zeit gewäret; denn alsofort muss man nicht zu so schweren Mitteln greifen".

Während des Trepanirens werden mit einer Röhre die Knochenspäne weggeblasen; dadurch soll sich auch die Dura leichter vom Knochen ablösen. Grosse Trepankronen wendet P. nicht an; er empfiehlt die s. Z. in Augsburg und Nürnberg verfertigten, deren Achse mit einem Getriebe in einer kupfernen Kugel verschlossen war, sodass man nur die Kurbel und die Spitze der Krone sehen konnte. (Lorbeerkranz, Ausgabe von 1692, S. 82.)

Die Rhinoplastik machte P. nach Tagliakozzi's Vorschriften, hält es aber doch für bequemer, den Ersatz von einem Anderen zu nehmen. Die von van Helmont u. A. berichteten räthselhaften Geschichten vom Magnetismus und der Sympathie zwischen der neuen Nase und dem früheren Besitzer der dazu genommenen Haut, wodurch z. B. die künstliche Nase abfiel, als jener Mann starb, erklärt P. für Märchen. Er bildete künstliche Vorderzähne aus Elfen-

---

[1]) Lorbeerkranz, S. 55: „Ob ich gleich bei 40 trepaniren müssen".

bein und befestigte sie sorgfältig mit Silberdraht an ihre Nachbaren. Bei der Ranula verwirft er das Cauterium; er incidirt, entleert und bringt den Sack zur Verödung. Nasenpolypen entfernte er in 3 Fällen; 1 mal mit einem glühenden Draht, sonst mit der Zange; an die Trennungsstelle brachte er nachher eine „austrocknende“ Salbe mit Bleiglätte, Kampfer oder Hydrarg. praecip., die er auch anwandte, um die Gewächse ohne Operation zum Schrumpfen zu bringen. 3 mal entfernte er auch Polypen aus dem äusseren Gehörgang mit dem Unterbindungsinstrument von Fabriz. v. Hilden (einer Art Schlingenträger). Bei der Staaroperation (Reclination) stach er, während das Auge durch eine einfache Sperrvorrichtung offen gehalten wurde, eine runde Nadel einige Linien von der Hornhaut entfernt ein und drückte durch hebelnde und drehende Bewegungen die Linse nach hinten, hielt sie auch mit der Nadel in dieser Stellung eine Zeit lang fest. Er erwähnt (s. o.) eine Reihe guter Erfolge. Das Pterygium, das er nicht genau vom Pannus und Staphylom trennt, wächst nach ihm immer aus dem inneren Augenwinkel hervor und ist am besten mit einem hakenförmigen Messer zu operiren. Um ein Chalazion bequem schneiden zu können, spannt er das betr. Lid über einem spatelartigen Instrument stark an. Werden gewöhnliche künstliche Augen nicht vertragen, dann sollen sie (aus Blech mit Leder gefüttert) an einer Prothese, die wie eine Brille am Ohre zu befestigen war, getragen werden. — Die Tracheotomie machte er nach Fabriz. ab Aquapendente; die Luftröhre wurde durch einen Längsschnitt freigelegt, unterhalb des 3. Knorpels quer, um den Knorpel nicht zu verletzen, geöffnet und ein kurzes etwas krumm gebogenes Röhrlein eingelegt (Lorbeerkr. p. 302, Chir. cur. p. 94). — Die Furcht vor dem Brustschnitt, der Thoracocentese, die er z. B. vor Stettin und Stralsund 30 mal ausführte, ist nach seiner Ansicht schon deshalb unbegründet, weil er so oft penetrirende Brustwunden beobachtete, bei denen die Lebensgeister nicht entflohen, der Lufteintritt in den Brustraum nicht zu tödtlichen Complicationen führte. Den Hautschnitt macht er recht im mittleren Theil der Seiten zwischen 6. und 7. Rippe mit einem scharfen, den durch die Muskeln und die Pleura mit einem stumpfen, vorn runden Messer. Die Durchbohrung einer Rippe, schon damals empfohlen, weil die Canüle besser sitze (im Jahre 1895 wieder erfunden) wird von P. verworfen, ebenso die Operation des Empyems mit Aetzmitteln. Auch bei Eitersäcken in der Lunge soll Brusthöhle und Abscess zugleich geöffnet werden. Ausspülungen sind möglichst zu vermeiden, da sie sehr schaden können. In die Oeffnung wird eine bleierne oder silberne Röhre ge-

steckt, die aber nicht länger sein muss, als dass sie „knapp biss in den hohlen Leib gehe". Auch Röhren von Elfenbein benutzte er; sie waren immer mit Vorrichtungen gegen das Hineinschlüpfen versehen. (Lorbeerkr. II, Chir. Observ. p. 448, Chir. cur. p. 308.) — Der Brustkrebs ist nur mit dem Messer, womöglich mit einem Schnitt zu operiren, nachdem die Geschwulst an der Basis mit langen Nadeln durchstochen und hinter denselben abgebunden ist. Rippen und Achseldrüsen müssen aber noch frei sein. — Bei Hernien warnt P. vor Aetzmitteln und vor dem Glüheisen; er versucht Pflaster und Bruchbänder, diese sind an der Pelotte mit einer federnden Spange versehen. Die Herniotomie macht er ohne Castration durch Abbinden des nicht geöffneten Bruchsackes nach Reposition des Inhalts; zur Ligatur empfiehlt er den Golddraht. — Die Paracentese bei hartnäckiger Bauchwassersucht macht er mit dem Troikart seitlich von der Linea alba, 3—4 Querfinger unter dem Nabel; durch den Nabel nur, wenn dieser stark vorgetrieben ist, und dann mit einem Messer, 1 Querfinger tief; die eingelegte Canüle darf nicht zu lange liegen bleiben. Den Kaiserschnitt machte P. 2 mal an eben gestorbenen Frauen; beide Kinder lebten, aber eines starb nach wenigen Athemzügen. An der Lebenden machte er diese Operation nach seinen Observat. (p. 179) 4 mal; in Thamm im Elsass, in Hervorden, da er im Quartier gelegen, in Halberstadt, „als er 8 Jahre dort wohnete" (er war nur 5 Jahre dort, s. o.) mit dem berühmten Herrn D. Meybaum (Meibom) aus Helmstaedt und im J. 1692 in Breslau; in dem letzten Falle blieb das Kind am Leben, die Mutter starb nach acht Tagen, im vorletzten blieben Mutter und Kind am Leben, von den beiden anderen giebt P. keine genaueren Nachrichten. Er machte dazu einen ca. 5" langen Schnitt an der Aussenseite des rechten oder linken Rectus (Chir. cur. II, 361). — Bei der Besprechung der Darmnaht spottet er über die sog. Ameisennaht. Bekanntlich sollen dabei grosse Ameisen an die dicht zusammengelegten Wundränder gehalten werden, bis sie sich festbeissen; dann schneidet man den Körper ab, der Kopf bleibt als Naht sitzen. Abulcasis lernte es von Empirikern, de Vigo hielt diese Naht für vergessen, Guy de Chauliac erklärte sie für Possen, Bertaplagia (de vulneribus p. 273) empfahl sie wieder für die dünnen Därme. P. empfiehlt die Naht mit Seide oder Saiten von Hammeldarm, entweder nach Art der Kürschner, oder die umschlungene Naht oder endlich die der Schustern-Laschen. Röhren bei der Naht in den Darm einzulegen, hält er für überflüssig (Lorbeerkr. 1722, II, Cap. VII, Feldscheerkunst II). — Bei der Hydrocele bevorzugt er die Incision statt der Punction; oft

ist bei alten Hydrocelen der Hoden degenerirt und muss mit entfernt werden, obgleich Wunden und Verlust derselben sehr gefährlich sind; bei Sarcocele räth P. nur dann zur Castration, wenn wirklich der Testikel degenerirt gefunden wird; sonst „soll er aus der kranken Umgebung herausgeschält werden". Bei der Castration wird eine Ligatur um den oberen Theil des Funiculus gelegt. — Die Amputation machte er im Gesunden; er verfuhr dabei noch wie Paré; die Haut wurde stark nach oben gezogen und das Glied oberhalb der Amputationsstelle fest umschnürt, auch in einer, am Bettpfosten eingeschrobenen Gabel befestigt (Abbildung in der Chir. cur. zu p. 657, wo allerdings schon gesägt wird, ehe die Weichtheile durchschnitten sind). Nach der Absetzung werden die Weichtheile schnell durch ein paar Nähte und mit Heftpflasterstreifen über dem Stumpf zusammengezogen, nachdem nöthigenfalls einige grössere Gefässe mit dem Glüheisen kauterisirt sind. Gewöhnlich reicht der Bovist und andere Blutstillungsmittel (Eierklar, Tischlerleim, Gummi u. s. w.) aus. Darüber kommt die angefeuchtete Rind- oder Schweinsblase, die durch Binden angedrückt wird. Dass bei einer Unterschenkel-Amputation das Glüheisen nicht immer nöthig war, beweist ein Fall, den P. im October 1675 zu Soyst in Westphalen (s. o.) operirte. Der Kapitän von Baehr war dabei, die Feldscheerer Paulofsky und Ramphtun assistirten; das Blut „stand gleichsam in continenti". Es hatte sich um Brand des Fusses nach Schussfractur über den Knöcheln gehandelt; der Fall verlief günstig. Dass P. die Umhüllung mit der Schweinsblase (nach Fabriz v. Hilden) nicht immer brauchte, beweist die Observ. LXXX. (p. 453), wo er fürchtete, dass die Entfernung des komplizirten Verbandes bei eintretender Nachblutung zu lange dauern könnte. P. macht noch keinen Lappenschnitt und übt auch die ihm sonst bei Gefässverletzungen geläufige Umstechung und Unterknüpfung bei der Amputation nicht aus. (Beides finden wir schon bei Heister, Ausg. von 1724 und 1739.)

Noch zwei interessante Leistungen Purmann's sind zu besprechen: Die Transfusion und die Exstirpation der Aneurysmen.

Das Cap. XVI. der Chir. cur. (Ausg. v. 1699) hat die Ueberschrift: „Anmerckungen über die Chirurgiam Infusoriam et Transfusoriam, und warum solche nicht besser in aestim kommen?" P. verweist freilich hier mehrfach auf eine Besprechung desselben Gegenstandes in seinem Lorbeerkranz (Kap. 31 u. 32); in meinem Exemplar (1684) ist aber nichts darüber zu finden; auch in den Observat. chirurg. (1710) nicht. P. kennt den Prioritätsstreit

zwischen Mayor (Kiel) und Elsholtz (Berlin), die Beide über die Chirurgia infusoria resp. Clysmatica Nova im Jahre 1664 geschrieben hatten: ebenso kennt er die Arbeiten Ettmüller's (Leipzig), der Wren (Oxford), Clarke (London), Mayor, Fracassati, Elsholtz und Hoffmann, in der Reihenfolge hingestellt, wie sie an dieser Erfindung betheiligt waren[1]). P. hat 1679 und 1680 in Halberstadt die Infusion von Medikamenten in die Venen 3 mal bei Epilepsie gemacht und sah 2 mal bald, 1 mal nach mehrfachen Wiederholungen Heilung eintreten. Auch an ihm selbst wurde es 2 mal probirt, 1 mal 1670 in Cüstrin zur Vertreibung der Krätze mit sehr üblen Wirkungen (aus einem Versehen), und 1 mal in Anklam gegen das Fieber („Cardebenedickten Wasser") mit gutem Erfolg. Die Chirurgia transfusoria, und zwar die direkte Uebertragung von Lammblut, nachdem dem Patienten sein eigenes „Geblüthe grössten Theils abgezapfet", hat P. einmal mit Erfolg bei Aussatz gemacht. Aber die Infusion und die Transfusion haben sich nicht recht einbürgern können; wie P. glaubt, weil ihre Erfinder und ersten Lobredner, die oben genannten Aerzte, alle gar zeitig gestorben sind[2]). Von den Pariser Versuchen (Dionis), die Mercklin erwähnt (s. u.), scheint P. keine Kenntniss gehabt zu haben. — In der Ausgabe von 1692 — die von 1705 war mir nicht zugänglich; die von 1722 enthält noch die Vorrede von 1692 und Widmungsgedichte von demselben Jahr, ist also wahrscheinlich nicht von P. verfasst, vielleicht nur ein Nachdruck — tritt P. schon entschiedener auf; er erzählt (S. 969), dass 2 Soldaten vom Goltzischen Regiment und 1 Fischer viel schlimmer danach geworden seien und sich in Jahr und Tag kaum von ihrer Schaf-Melancholey erholen konnten.

---

[1]) Vergl. hierzu die Arbeit über ,,Blutüberleitungen" im Sanitätsbericht über die Deutschen Heere im Kriege gegen Frankreich 1870/71. Bd. III. S. 342 und Beilagen dazu S. 174*. — Eine der ersten genaueren Mittheilungen über die Transfusion in der Mitte des 17. Jahrhunderts findet sich in Lamzweerde's Chirurgiae Promptuarium, Amstelodami, 1672.

[2]) Ich kann es mir nicht versagen, hier eine kleine Schrift von Georg Abraham Mercklin, Nürnberg 1679, zu erwähnen. Der Titel lautet: Tractatio med. curiosa de ortu et occasu transfusionis sanguinis, quà haec, quae fit è bruto in brutum, a foro Medico penitus eliminatur; illa, quae è bruto in hominem peragitur, refutatur: et ista, quae ex homine in hominem exercetur, ad experientiae examen relegatur. Viel weiter sind wir, nach manchem heftigen Streit, manchem jähen Wechsel in der wissenschaftlichen und praktischen Beurtheilung der Transfusion, auch heute noch nicht. Und wie ist zeitweise auf diesem Gebiete gearbeitet! Verf. konnte in dem genannten Beitrag zum ,,Kriegs-Sanitätsbericht" von 1859 bis 1891 fast 500 Arbeiten über dieses Thema zusammenstellen.

„Die Anevrismata zu schneiden und zu curiren, sind viele Operationes“, schreibt P. in der Chir. cur. (S. 612); dabey ich aber einem jeden seinen Willen lasse. Mir behaget diese, so ich kurtz vorher gemeldet, weil sie mir dreymahl glücklich angegangen“. Die von ihm empfohlene und 3 mal mit gutem Erfolge ausgeführte Methode ist die Exstirpation des Aneurysma, zugleich die älteste und neueste Art, diese Geschwülste zu operiren. Wir wissen aus Aëtius (Tetrabibl. IV. sermo 2), dass Antyllus seine Operation, die Spaltung nach doppelter Unterbindung, an Stelle der „alten“ Methode des Philagrius, der den Sack herauspräparirte, empfahl. Da diese Operation eine grössere Wundhöhle schaffte, auch viel schwieriger, als die Spaltung war, wurde sie bald vergessen, und wir können bis auf unsere Zeit nur von de la Vaugyon (Traité des opérations, p. 265), Platner (Institut. chir. ration., p. 436) und — Purmann, dem Regimentsfeldscheerer, sagen, dass sie diese, neuerdings unbedingt als die beste und rationellste angesehene Operationsmethode empfohlen und ausgeführt haben. Sprengel sagt freilich von ihr: „Diese wirklich grausame Methode hat nie viel Beyfall gefunden“: ähnliche Urtheile liessen sich in grosser Zahl aus alten und auch aus neueren Lehrbüchern zusammenstellen. Um so mehr ist es anzuerkennen, dass Purmann in Fällen, in denen die milderen Mittel, namentlich die Kompression, nicht wirkten, diese radikale Entfernung der Geschwulst ausgeführt hat. Wir dürfen ihn wohl wieder selbst sprechen lassen: „Im Fall ihr aber sehet, dass es damit nicht angehen wil, und die Gefahr wird grösser, so ist kein anderer Rath, als dass ihr den Ober- und Unter-Theil der Arterie, soviel es seyn kann und der Orth es zulässet, entblöset, und daselbst beyde Oerther, ober und unter dem Anevrismate, doppelt mit einem 4 fachen seydenen faden unterstechet und feste bindet, damit ihr an beyden Seiten zwischen dem Binden die Arteriam durchschneiden und also das Anevrisma herausnehmen könnet.“

P. beschreibt in der Chir. cur. (p. 612) ein auf diese Weise von ihm 1680 in Halberstadt, „neben Herr Krausen, Chirurgo zu Quedlinburg“, operirtes und in 4 Wochen geheiltes sehr grosses Aneurysma in der Ellenbeuge (nach Aderlass) und in den Chir. Observat. (p. 309) ein nach Luxatio humeri mit Bruch des Schlüsselbeins aufgetretenes Aneurysma der Art. axillaris, das er 1696 in Breslau auf dieselbe Weise operirte und in 8 Wochen heilen sah. In dem zuletzt genannten Falle hatte er vor der Incision über und unter dem Aneurysma je 2 Gürtel mit Schrauben zur Kompression der Gefässe angelegt und bei der Unterknüpfung den Faden nicht nur

um, sondern 1 mal auch durch die Arterie hindurchgeführt. Die Fäden werden lang gelassen, sie lösen sich zu rechter Zeit schon ab; sie vorher abzuschneiden, würde sehr gefährlich sein. Die Wunde bekommt einen einfachen Verband aus „Fleisch-zeugenden“-Mitteln, dem sogen. Ulmischen oder anderen Wund-Wässern, bis es wieder geheilet und die Enden der Pulsadern sich verkrochen und mit Fleisch bedecket haben.

Neben reichem theoretischen Wissen stand P. eine ganz bedeutende praktische Erfahrung zur Seite; wir sahen, wie oft er schwere operative Eingriffe mit Glück ausführte, wie er z. B. weit über 100 schwere Schussverletzungen behandelte; ausserdem bezeugen seine Berichte und Rathschläge über einzelne Operationen, dass er ein Meister der Technik war und bei jedem Schnitt streng anatomisch vorging. Den Werth anatomischer Studien für den Chirurgen betont er immer wieder mit grossem Nachdruck; fast ebenso oft wiederholt er die Ermahnung, tüchtige „Authores“, fleissig zu studiren und jede Gelegenheit zur praktischen Weiterbildung zu benutzen („und dieses alles muss man in der Jugend und nicht im Alter lernen: Im Kriege hat man sonderliche Gelegenheit darzu“). In allen 3 Punkten kann er als Muster, als Erster seiner Berufsgenossen aufgestellt werden. Man vergleiche nur mit seinen Werken die anderer Aerzte jener Zeit; z. B. Jungken's Chir. manualis. Nürnberg. 1700. 2. Aufl. J. verwarf die Rhinoplastik als Unsinn und operirte die Aneurysmen noch in sehr unvollkommener Weise; er wird allerdings als Physicus Francofurtensis kaum selbst Hand angelegt haben. Purmann wurde erst durch L. Heister in manchen Punkten übertroffen. Dass er auch ein pflichtgetreuer, aufopferungsfähiger Arzt und Mensch war, hat er immer, besonders aber in Halberstadt zu den Zeiten der „bösen Contagion und Pest“ bewiesen.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Purmann's existirte bisher, soviel ich weiss, noch nicht; in der Mehrzahl der chirurgischen Geschichtswerke wird er nur kurz erwähnt und nicht genügend, nicht nach Verdienst gewürdigt. Er ist von den Churbrandenburgischen Feldscheerern nicht nur der Erste, der uns überhaupt näher bekannt wurde, sondern in jener Zeit sicher auch der Bedeutendste und ragt über seine, wie wir sahen, wenig geachteten Standesgenossen durch seinen Fleiss, seine Kenntnisse, seine chirurgischen Leistungen weit hervor. Purmann hat es deshalb wohl verdient, dass seine Ansichten, sein Leben und Wirken, das noch dazu in eine der wichtigsten Perioden der vaterländischen Geschichte fällt, in eingehendster Weise dargestellt wurde. Eine kurze Schilderung der Kämpfe des

Churbrandenburgischen Heeres war nöthig, weil ohne sie die Thätigkeit Purmann's, der innerhalb kurzer Zeit bald in Strassburg, bald in Coburg, Minden, Halberstadt, Anklam, Stralsund u. s. w. thätig war, der mit seinem Regiment fast allgegenwärtig zu sein schien, gar nicht übersichtlich zu beschreiben gewesen wäre.

Wir besitzen von Purmann folgende Werke:

1. Der aufrichtige und erfahrene Pestbarbier, d. i. eine ausführliche und grundrichtige Beschreibung, wie man nicht allein alle Arten der Geschwulsten, Pestbeulen, Carbunkel, Drüsen, Pfefferkörner etc. nach deren Ursachen recht erkennen und unterscheiden, sondern auch ohne Zufälle glücklich und geschwind curiren können. Halberstadt 1683, Frankfurt u. Leipzig 1700, Leipzig 1705, 1715 und 1721.
2. Anweisung, pestilenzialische Drüsen zu kennen und zu kuriren, Leipzig 1686. (Eine „Pestanweisung“ gab er auf Befehl der Regierung im Jahre 1680 heraus.)
3. Der rechte und wahrhaftige Feldscheerer, oder die wahre Feldscheerskunst, Halberstadt 1680, 1682, 1690 (aus dieser stammt das nebenstehende Titelbild), 1693 u. 1697; Frankf. u. Leipzig 1705 (unter etwas geändertem Titel), Jena 1715, 1721 und 1738. Diese letzte Ausgabe, in der auch der Pestbarbierer u. a. m. aufgenommen wurde, ist ein Nachdruck, durch eine Vorrede des Verlegers eingeleitet. Auch die beiden vorhergehenden sind erst nach dem Tode P.'s erschienen. In Kestner's Bibl. med. findet sich (S. 686) schon aus dem J. 1680 Feldscheerer und Pest-Barbirer kombinirt und eine (6te) Ausgabe von 1708 (Frankf. u. Leipzig), sowie ein Nachdruck (ebenda) von 1715 erwähnt.
4. Neu herausgegebener chirurgischer Lorbeerkranz oder Wund-Artzney, Halberstadt 1684 („in dem so hoch beglückten Sieges-Jahre der Christenheit“, Niederlage der Türken vor Wien, 1683); weitere Ausgaben: Halberstadt 1685, Frankfurt 1692, Breslau 1705. — Grosser und ganz neu gewundener Lorbeerkranz, Frankfurt und Leipzig 1722.
5. Chirurgia curiosa, Frankfurt 1694, Frankfurt und Leipzig 1699, 1716 und 1739.
6. 25 sonder- und wunderbahre Schusswunden-Curen, vor denen Belagerungen von Wolgast u. s. w. geschehen. Breslau 1687.
7. Fünfzig sonder- und wunderbare Schusswundenkuren; vor diesen Anno 1687 nur die Helffte beschrieben, itzo aber

nach vielen Nöthigungen vollends herausgegeben. Frankfurt und Leipzig 1693, 1703, Breslau 1707, Leipzig 1713.

8. Curiöse chirurgische Observationes. Frankfurt u. Leipzig 1710.

9. Ausführlicher Unterricht und Anweisung, wie die Salivationscur nach allen Umständen und Vortheilen auf's Beste und Sicherste vorzunehmen, damit der gebührende Nutzen und die gewünschte Hülfe darauf folgen möge. Vermehrte Ausgabe, Frankfurt u. Leipzig 1700[1]), 1708. (Erste Ausgabe 1691, s. u.)

In L. Heister's: Bibliotheca chirurgica (Institut., Amsterd. 1739) finden wir noch angegeben:

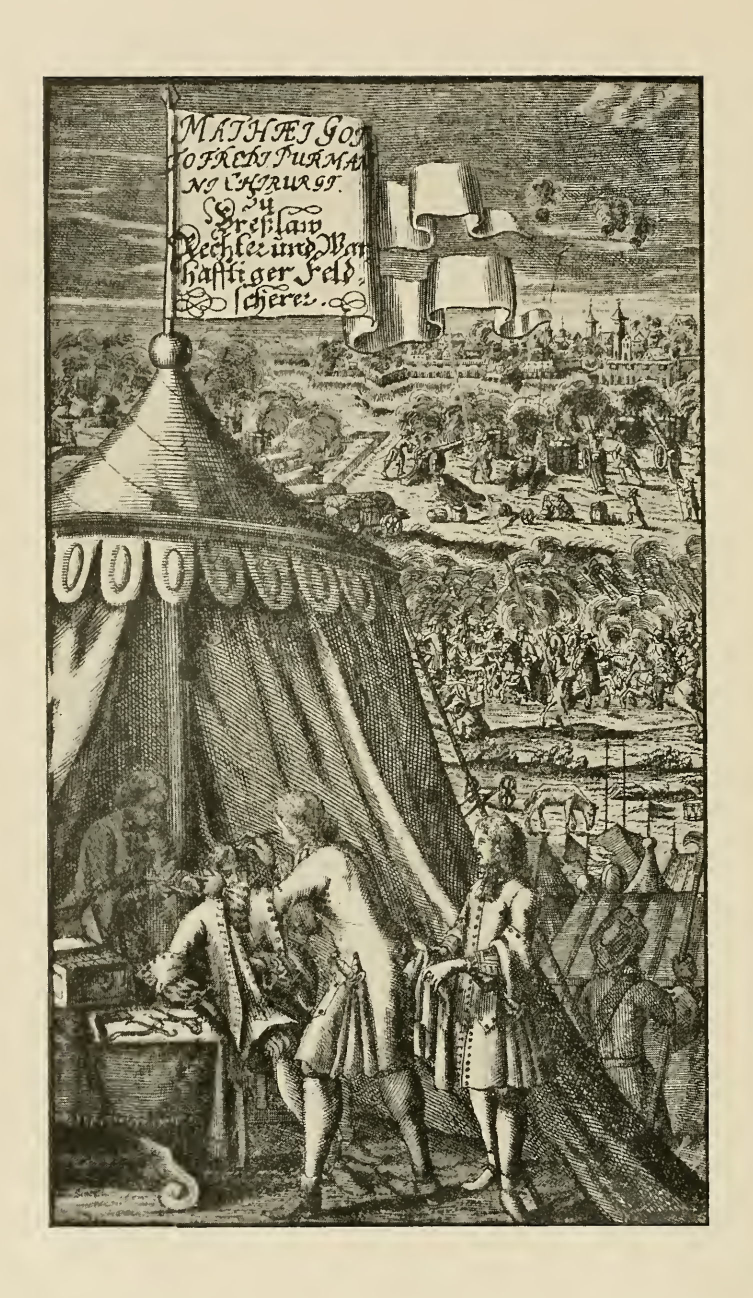
10. Grosse Wundartzney h. e. Chirurgia magna, Francof. 1692 und 1705. (P. erinnert selbst an dieses Werk; so steht im Feldscheer (1738, s. o.) im Cap. XI S. 41: „Gehet dem geneigten Leser noch etwas ab, kann er in meiner Grossen Wundartzney S. I ferner nachlesen, oder er gedulde sich, bis meine Chirurgia curiosa herauskommt"; und das steht noch in einer Ausgabe von 1738, während die Chir. cur. schon 1699 erschien. Eine andere Notiz scheint sogar noch aus der ersten Ausgabe des Feldscheerers (1680) zu stammen. In dem „Vorberichte" sagt er zum Schluss: „Sollte aber wider Willen etwas seyn vergessen worden und denselben abgehen, so wird meine Grosse Chirurgie, welche schon soweit fertig (dass sie nur eines Durchblätterns nöthig) dir vollkommen Vergnügung geben." Goelicke spricht in seiner Historia Chirurgiae von einer „Chirurgia vera" Purmann's; es zeigt sich aber, dass er damit den Wahrhaftigen Feldscheer meint. Matthiae (S. 875) nennt den Lorbeerkranz: „Laureum fertum chirurgicum, i. e. Chirurgia magna". Auch Kestner nennt in seiner Bibl. med. (S. 686) unter P.'s chirurg. Werken zuerst die „Grosse Wund-Artzeney", Frankfurt 1692 und 1705.

11. Feldscheerer und Pestbarbierer, h. e. Chirurgus verus et pestilenzialis. Frankfurt 1715.

Dem vorstehenden Verzeichniss müssen wir noch einige Bemerkungen anfügen.

---

[1]) Die erste Ausgabe dieses von P. oft erwähnten „Tractätleins" habe ich nicht auffinden können. Im Lorbeerkranz (1722, Cap. VII) findet sich die Bemerkung: „Ich habe zwar Anno 1691 ein absonderliches Tractätlein von der Frantzosen und Salivations-Cur drucken lassen".


MATHÆI GO
TOFREDI PURMAN
NI CHIRURGI.
Zu
Bresslaw
Rechter und War
hafftiger Feld-
scherer.

Der „rechte und wahrhaftige Feldscheer“ von 1690 wird als „andere Ausfertigung“ bezeichnet; er war um den Feldkasten vermehrt („da im Gegentheil ein Feldscheerer, welcher einen guten und wohlversehenen Feldkasten hat und das Seinige in acht nimmt, geliebet, geehrt und auch bei anderen Regimentern gesuchet wird“). P. widmete ihn dem „Edlen und Kunst-wohlerfahrenen Herrn Andreas Horch, Sehr berühmten Chirurgo und Regiments-Feldscheerer bey der Chur-Brandenburgischen Leib Gvardi zu Fuss in Berlin.“ In der Vorrede erzählt er, dass die erste Ausgabe vor 10 Jahren in Druck gegeben sei, als er noch zu Stralsund und in Chur-Brandenburgischen Kriegsdiensten gewesen war; das muss aber noch 1678 gewesen sein, denn 1679 war er schon in Halberstadt (s. o.). Inzwischen war das Werk in 4 Sprachen übersetzt. Zur zweiten Ausgabe wurde P. auch beim Feldscheerer durch den „unverschämten Nachdruck zu München 1682 gleichsam mit den Haaren darzu gezogen.“ Bei diesem Nachdruck war nur der Titel geändert („Der vollkommene Wund-Artzt“) und die Vorrede fortgelassen. Nach dem Vorberichte zum 5. Abschnitt, der den Feldkasten enthält, ist dieser Nachdruck erst 1687 erschienen und P. von seinem Freunde Horch zugeschickt. Der Feldscheerer „hatte schon die unverdiente Ehre genossen, nun dreymal wieder deutsch (also Alles Nachdruck) und auch in 4 ausländischen Sprachen gedruckt und gesetzet zu sein.“

Die Chirurgia curiosa von 1716 ist ein einfacher Nachdruck, mit derselben Vorrede, sogar derselben Seitenzahl, wie bei der Ausgabe von 1699.

Interessant sind auch die Schicksale des Lorbeerkranzes. Die erste Ausgabe erschien 1684; die zweite, von P. selbst herausgegebene 1692; jene hatte 86, diese 127 Kapitel und eine andere Vorrede, an deren Schluss er sagt: „E. Hoch-Adl. Gestr. geruhen solch mein Vornehmen, wie das erste mahl, also auch jetzund, in Gnaden zu empfinden.“ Ebenso: „welche Abtheilungen ich gleich der vorigen Edition Anno 1684 in Augusto gedruckt.“ Auch zu dieser 2. Ausgabe war er durch einen Nachdruck des alten und ersten Lorbeerkranzes in Nürnberg getrieben. — Die Ausgabe von 1722 ist mit seinem Bilde geschmückt, das die Jahreszahl 1691 trägt, und durch ein Widmungsgedicht von Horch vom Jahre 1692, als dieser 62, Purmann 42 Jahre alt war, ausgezeichnet. Auch die Vorrede zu dieser Ausgabe von 1722 stammt aus dem Jahre 1692. Auf dem Titel der ersten Ausgabe (1684) steht: „Alles auss eigner Erfahrung in I. Churfl. Durchl. zu Brandenb. 12 Jährigen Kriegs-Diensten erfahren, gebraucht und probiret.“ Das fehlt in der von 1722, in der es

heisst: „zum andern mahl vermehrt herausgegeben, wobey zugleich unterschiedene merk-würdige Casus, so in hiesiger Praxi und Spitälern vorgefallen, sammt deren Curen, kürtzlich, doch ausführlich mitbeschrieben werden.“ — Nach Gründer sollen 13 Aufl. und mehrere Nachdrücke des Lorbeerkranzes existiren; wir vermuthen auf Grund vorstehender Untersuchungen, dass die von 1705 die letzte, von P. selbst redigirte Ausgabe war, dass sie sich aber wenig oder gar nicht von der gründlichen, ganz umgearbeiteten Ausgabe von 1692 unterschied. Es ist nicht zu leugnen, dass der „Feldscheerer“ die Grundlage dieser Arbeiten war; der „Lorbeerkranz“ war die erste Erweiterung und Verbesserung desselben und die „Chirurgia curiosa“ wieder eine neue Bearbeitung des „Lorbeerkranzes.“ Trotzdem haben sich diese Arbeiten viele Jahre lang in immer neuen Ausgaben neben einander gehalten.

III. Lorenz Heister.

Ein Zeitgenosse von Purmann und Gehema, dessen Wirksamkeit aber erst da einsetzt, wo die Nachrichten über jene beiden verschwinden, ein sehr gelehrter, vielseitiger Mann von Europäischem Ruf, von ausserordentlichem Einfluss auf das Lehren und Lernen der Heilkunde, besonders der Anatomie, Chirurgie und Botanik im 18. Jahrhundert, war Laurentius Heister. Als Fr. Börner seine „Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetzt lebender berühmter Aerzte und Naturforscher“ schrieb, im Jahre 1749, durfte darin auch die Biographie Heister's nicht fehlen. Börner sagt aber selbst, dass dieses die 5. Lebensbeschreibung des grossen Arztes und Chirurgen sei, der damals im 66. Lebensjahre stand.

J. C. W. Moehsen (l. c. S. 27) sagt von ihm, dass ausser dem Paracelsus kein Arzt so oft in Kupfer gestochen worden sei, als der berühmte Heister.

In allen grösseren Werken über die Geschichte der Heilkunde, in jeder Sammlung von Biographien, jedem Gelehrten-Lexikon und schliesslich auch in dem oft zitirten Werke von G. Fischer finden sich ausführliche Nachrichten über ihn. Sie lassen sich alle zurückführen auf den ersten Biographen Heister's, auf den D. Christian Polycarpus Leporin, der im Jahre 1725, als Heister, 42 Jahre


D. Laur. Heister
Medicinæ Chir. ac Botanices
Prof. Publ. Helmstad.

alt, seit 5 Jahren in Helmstädt wirkte, seinen „Ausführlichen Bericht vom Leben und Schrifften des durch gantz Europam berühmten Herrn D. Laurentii Heisteri, Allen, die von wahrer Gelehrsamkeit Profession machen, sonderlich denen Herren Medicis zum Dienst publiciret“ herausgab. Auf diesen Quedlinburger Medicus werden wir uns berufen und auf Manches, was Heister selbst von sich erzählt. Da hierbei keine bisher unbekannten Leistungen, sondern nur Bekanntes zu berichten ist, soll es in aller Kürze geschehen, um so mehr, als Heister nur in 3 Sommer-Feldzügen, 1707, 1708 und 1709, bei der alliirten Armee im Kriege gegen Frankreich eine kurze, allerdings sehr intensive feldärztliche und chirurgische Thätigkeit entwickelte. Den hohen Werth dieser Thätigkeit für den Arzt betont er bei jeder Gelegenheit, erzählt, dass er sich geraume Zeit in Hospitälern und im Felde aufgehalten habe, und dass er besonders die grosse und absolute Nothwendigkeit der Chirurgie am besten in gefährlichen Verwundungen, sonderlich bei Feldschlachten und Belagerungen erkannt habe, da „gar viele brave Officiers und Soldaten mehr sterben müssten, wenn die Chirurgie nicht wäre, welche durch diese erhalten und dem Tode oft wieder aus dem Rachen gerissen würden, welche auch mit desto grösserem Muth und Courage den Feinden entgegen gehen, dieweil sie von ihren zu erwartenden Wunden durch die Chirurgie wiederum curiret zu werden gute Hoffnung haben“. So schon in der ersten Ausgabe seiner Chirurgie (1718) und in allen späteren, auch in der 1739 erschienenen lateinischen Ausgabe, die er den „Praepondentibus foederati Belgii Ordinibus“ widmet. Widmung und Vorrede an den Lectorem benevolum enthalten ausserdem werthvolle eigne Mittheilungen Heister's über seinen Bildungsgang und seinen Lebenslauf.

Aus den „Wahrnehmungen“ (s. u.), die mit der Schulzeit anfangen und streng chronologisch geordnet sind, könnte man eine ziemlich vollständige Selbstbiographie zusammenstellen.

H. war am 19. Nov. 1683 als Sohn eines wohlhabenden Gastwirts und Weinhändlers in Frankfurt a. M. geboren, besuchte vom 9. bis zum 19. Lebensjahr das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er in den letzten Jahren nicht nur, wie Leporin erzählt, eifrig dichtete, sondern von 1700 an, als er in seinem 17. Jahre die Lust bekam, Medizin zu studiren, nebenbei fleissig in Verheyen's Anatomie las und keine Gelegenheit versäumte, sich Operationen anzusehen. Er erzählt in den „Wahrnehmungen“, dass zur Oster- und Herbst-Messe herumreisende Aerzte und Operateurs, worunter auch der damals sehr berühmte Eisenbart gewesen, oft in seinem Elternhause gewohnt

hätten, so dass er sie leicht kennen lernen und bei ihrer Thätigkeit beobachten konnte. Bruch-, Staar- und Blasensteinoperationen, Gewächs- und Hasenscharten-Kuren unternahm damals kein einziger Medicus oder Chirurgus in Frankfurt. — H. sah öfter, wie Eisenbart bei der Bruchoperation und bei der Operation der Hydrocele den Hoden mit fortnahm. H. nennt das eine überflüssige Verstümmelung, wenn er auch später sah, dass die so Operirten Kinder erzeugten „und zwar der eine sehr viele".

1702 ging er zur Universität nach Giessen, wo er bei Moeller, bei dem er auch wohnte, einen „ganzen Cursum medicum" hörte. Als dieser 1703 nach Wetzlar als Medicus Ordinarius (Kaiserl. Kammer-Medicus) berufen wurde, folgte ihm Heister und wurde noch 3 Jahre von ihm unterrichtet, bis er die Institutiones Medicae, die Anatomie, Chemie, Botanik, Chirurgie, Materia medica absolvirt und die nöthige Uebung in der Krankenbehandlung, auch, wie Leporin sagt, in der „Ipsa Manuductione ad Lectum Aegrorum", sich angeeignet hatte. Da er in Wetzlar bei einem Apotheker wohnte, übte er sich auch in der Zubereitung von Arzneimitteln, in chemischen und mit besonderem Eifer in botanischen Arbeiten (s. die 13. Wahrnehmung). Um seine anatomischen Kenntnisse zu vermehren, fuhr er jedes Mal nach Giessen, wenn der dortige Anatom, Barthold, eine Section vornahm. Auf Moeller's Rath ging er im Mai 1706 nach Holland, und zwar nach Amsterdam, weil Anatomie und Chirurgie hier am besten gelehrt wurden. Er besuchte hauptsächlich die Demonstrationen von Ruysch (s. die 15. Wahrnehmung), dessen anatomische Sammlung später von Peter dem Grossen für 30 000 Gulden angekauft wurde[1], hörte aber auch bei Commelin, Conerding, Verduyn, Bortel und Rau. Der Winter 1706/7 war fleissigen anatomischen Studien gewidmet; Ruysch, von dem H. sagt: „qui me ut filium amabat"[2], stellte ihm seine Anatomiekammer und das ganze Material des grossen Hospitals in Amsterdam zur Verfügung. Hier legte H. den Grund zu seinem später berühmt gewordenen Compendium anatomicum. — Im Juni 1707 ging er zur alliirten Armee nach Brabant und brachte den ganzen Sommer in den Kriegslaza-

[1]) Nach Gründer (l. c. p. 412) wurde eine zweite, von R. mit Hülfe seiner Tochter angelegte Sammlung nach seinem Tode vom Könige August von Polen für 20,000 Gulden angekauft und der Universität Wittenberg geschenkt. Ruysch wurde übrigens 92 J. alt (1638 bis 1731).

[2]) Wir folgen hier hauptsächlich den Nachrichten, die H. selbst in der Vorrede zu seiner Chirurgie, besonders in Widmung und Vorrede zu der lateinischen Ausgabe (1739) gegeben hat.

rethen, besonders in Brüssel zu, um die „curationes et actiones chirurgorum castrensium praecipuorum, tam Germanorum, quam Anglorum atque Belgarum“ kennen zu lernen. Schon als Student in Wetzlar hatte H. sich mit grossem Eifer der Wartung und Pflege mehrerer schwerer Kopfverletzungen angenommen und räth allen jungen Aerzten, soviel wie möglich unter der Leitung geschickter Männer zu sehen und zu beobachten, nicht nur die Operation und den ersten Verband, sondern auch den ganzen Verlauf. Ihm habe das sehr viel Nutzen gebracht, da er „im Jahre 1707, 1708 und 1709 selbsten als Feld-Arzt, in die Niederlanden bey dermahligem sehr schwerem Kriege daselbst gegen die Franzosen mit zu Felde gienge“. (Chir. Wahrnehm., S. 13 u. 58: eine ganze Reihe von diesen Wahrnehmungen, die sich auch auf innere Krankheiten beziehen, stammt aus den 3 Feldzügen.) Im folgenden Winter ging er nach Leiden, um bei Bidloo, Albinus, Boerhave u. A. zu studiren (Chir. Wahrnehm., S. 74); hier lernte er auch das Glasschleifen und „Microscopia zu machen“ (Leporin); mathematische und physikalische Studien hatte er schon früher in Giessen und Wetzlar, besonders auch in Amsterdam, bei Hemsterhuys, getrieben. Im Sommer 1708, nachdem er vorher in Hardewyk unter Almeloven als Doktor promovirt hatte („De tunica choroidea oculi“), ging er wieder zur Armee und war bei mehreren Belagerungen und Gefechten (z. B. Oudenarde, Wynendal (s. Wahrnehm., S. 82), als Chirurg thätig. Der Winter wurde in Amsterdam zugebracht; jetzt ertheilte H. aber mit Zustimmung und Unterstützung seines alten Lehrers Ruysch selbst anatomischen Unterricht und hielt Collegia Chirurgica in deutscher, lateinischer und französischer Sprache. Aber im Sommer 1709 trieb es ihn wieder ins Feldlager, „ut uberius atque uberius in arte chirurgica et medica usu me perficerem“; dieses Mal war er auf Empfehlung von Ruysch als Holländischer Medicus nosocomii castrensis angestellt (s. Wahrnehm., S. 106 ff.), wirkte bei der Belagerung von Dornick (Tournay), wo er die Abhandlung Brisseau's über den Staar (Wahrnehm., S. 203) kennen lernte: ferner in Oudenarde und bei Mons, das von den Verbündeten unter Eugen und Marlborough belagert wurde. Die Versuche der französischen Armee, diese Belagerung zu verhindern, führten zu den blutigen Kämpfen bei Malplaquet, in denen die siegreichen alliirten Truppen 5000 Verwundete hatten. Diese wurden nach Brüssel gebracht und hier von dem Holländischen General-Chirurgen de Quavre, von Heister u. A. in Behandlung genommen; H. führte hier selbständig eine grosse Zahl schwerer Operationen haud infeli-

citer aus, hatte auch oft Gelegenheit, Sektionen zu machen. Bei einer solchen (s. Wahrnehm., S. 139) fand er nun zum ersten Male die Meinung Brissaud's und Maitre Jean's, dass der Staar kein „Häutchen“ im Auge, sondern die getrübte Linse sei, bestätigt; das „Häutchen“ behielt nur noch Geltung für den sogenannten Kapselstaar. Bekanntlich gerieth er hierüber in einen langen Streit mit dem berühmten Pariser Okulisten Woolhouse[1]. — Als das Heer Winterquartiere bezog und die Mehrzahl der Verwundeten geheilt, der Rest „denen Herrn Regimentsfeld-Scherern gewönlichermassen übergeben war“ (Leporin), ging H. nach Amsterdam zurück und nahm seine Vorlesungen und Demonstrationen wieder auf. In den Brüsseler Lazarethen hatte ihn ein junger Medicus aus Nürnberg, Dr. König, kennen gelernt und machte ihm den Vorschlag, sich um die erledigte Professur für Anatomie, Chirurgie und Botanik in Altorf zu bewerben. Heister ging darauf ein, indem er, wie Leporin sagt, „nach reiffer Ueberlegung eine gewisse und ruhigere Bedienung einer unruhigern ungewissern, auch gar vieler Gefahr und Strapazzen unterworffnen Feld-Leben vorzuziehen für rathsamer hielt.“ Demnach scheint es, als habe er sich, so lange er in Holland war, für den Fall eines Krieges verpflichtet, wieder als Feldarzt einzutreten (s. d. 86. Wahrnehm.).

Mit der Uebersiedelung nach Altorf im J. 1710 — vorher war H. noch 4 Monate in England und besuchte London, Cambridge und Oxford[2] — ist die feldärztliche Thätigkeit Heister's zu Ende. Er hatte in den 3 Feldzügen, die er zuerst als Volontair, später als Feldarzt mitgemacht hatte („primo ultra, postea vero sub vestris signis et stipendiis“) nicht nur seine anatomischen und chirurgischen Kenntnisse erweitert und seine Erfahrungen, auch in inneren Krankheiten, bereichert, sondern, was er als besonders werthvoll bezeichnet, sich durch die vielfache Uebung jene Ruhe und Sicherheit im Operiren und bei der Beurtheilung und Behandlung schwerer Verletzungen angeeignet, ohne die eine erspriessliche chirurgische Thätigkeit nicht denkbar ist.

Im Dec. 1710 hielt H., der kaum 27jährige, seine Antrittsrede „De Hypothesium Medicarum Fallacia et Pernicie“, ein bei der damaligen System-Wirthschaft gewiss zeitgemässes Thema. Seine Vorträge wurden zuerst von den Studenten nachgeschrieben; da das viel

---

[1] S. die 118. Wahrnehmung. — Seine Thätigkeit nach der Schlacht bei Oudenarde beschreibt H. in der 50. Wahrnehmung (S. 83).

[2] Wahrnehmungen S. 158ff.

Mühe und Zeit erforderte, da es ausserdem an einem neueren Lehrbuche fehlte, ging Heister an die Herausgabe seiner „Chirurgie“, die 1718 zum ersten Mal, 1719, 1724, 1731, 1739, 1743 (Nürnberg, 4. Aufl.), 1745, 1747 und 1748 und als „Neue Auflage“ 1770, 1779 und Amsterdam 1793 nach H.'s Tode — also in 12 Ausgaben — erschien, in die Italienische (1765), Französische (1750), Englische (1748), Holländische (1741), Spanische (1747) und (1739) Lateinische Sprache (Venedig 1740 u. 2. Aufl. Amsterd. 1750) übersetzt wurde und, wie G. Fischer mittheilt, nach 120 Jahren, 1838, noch officielles „Vorlesebuch“ in Wien war. Benjamin Bell bezeichnete es als das erste vollständige System der Wundarzneikunst; Justamond (l. c. S. 92) schreibt noch 1789: Auch können beträchtliche Vortheile aus dem Lesen teutscher Schriften gezogen werden, von denen man ohnehin nie Uebersetzungen zu sehen bekommt. Unser bestes und nützlichstes Werk von der Wundarzneikunst wurde in dieser Sprache 1718 herausgegeben, nämlich das vortreffliche Buch von Lorenz Heistern . ., davon nur eines in dieser Art vorhanden ist“. Von den zahlreichen übrigen Werken H.'s — es sind ungefähr 200 — interessiren uns hauptsächlich sein Compendium anatomicum (1717, 1719, 1727, 1732; — 6. Ausgabe Wien 1761; englisch 1722, lateinisch 1723, französisch 1724, 1725) und eine Reihe von Arbeiten und unter H.'s Leitung gearbeitete Dissertationen über verschiedene, damals streitige Fragen; so mehrere über den Staar, über die Drüsen, über die Anel'sche Behandlung der Thränenleiden, über die (von Bianchi geleugnete) Valvula coli[1]), über die Frage, ob der Blutkreislauf schon den Alten (Euripides) bekannt gewesen sei u. s. w. Eine grosse Zahl von interessanten Mittheilungen und Erfahrungen findet sich in den Ephemerides Acad. Caesar. Naturae Curiosorum, in den Bresslauischen Sammlungen, in den Annalen der Academia Julia (Helmstaedt). Die grosse Mehrzahl dieser Arbeiten fällt in die Altorfer Zeit; sie machten seinen Namen überall bekannt und halfen seinen Ansichten, wenn auch oft erst nach einigen Kämpfen, zu allgemeiner Anerkennung. Das gilt besonders von seinem Lehrbuch, für das ausserdem ein dringendes Bedürfniss vorlag. Purmann's Lorbeerkranz war allerdings 1715 und 1722 noch einmal verlegt; wir haben aber gesehen, dass diese späten Ausgaben nicht mehr von P. besorgt, wahrscheinlich einfache Nachdrucke der Ausgabe von 1692 waren, — und die genügten zu Heister's Zeiten nicht mehr. Dort die naive Grobheit und der fürchterliche Hexen- und Aberglauben trotz sonst

[1]) Die Bauhin'sche Klappe, s. Wahrnehm. S. 917.

klarer vernünftiger Anschauungen bei einem Manne, der sein Wissen und Können sich mühsam hatte zusammensuchen müssen; hier der vielseitig gebildete, liebenswürdige Gelehrte, dem von Jugend auf alle Mittel zur Verfügung standen, seinen Wissenstrieb zu befriedigen, und der nur aus Interesse für die Anatomie sich mehr der chirurgischen Thätigkeit zuwandte, dabei aber in allen Gebieten der Naturwissenschaften zu Hause war und nie aufhörte, sich für physikalische, chemische, botanische Studien zu interessiren, der eine Bibliothek von über 12000 Schriften — darunter über 6000 grössere Werke (s. u.) — besass: — da musste wohl der Lorbeerkranz Purmann's verschwinden, als Heister's Chirurgie erschien.

In Altorf wirkte H. 10 Jahre; 1720 (s. Wahrnehm. S. 976) folgte er einem Rufe nach Helmstaedt und blieb dieser Universität treu, obgleich zahlreiche Versuche gemacht wurden, ihn durch die vortheilhaftesten, ehrenvollsten Anerbietungen für andere Lehrstätten zu gewinnen (z. B. für Petersburg, Göttingen, Würzburg, Kiel, Rostock). Seinen Zeitgenossen imponirte es am meisten, dass er, der gelehrte Medicus, die chirurgischen Operationen, auch die schwersten, nicht nur kannte und darüber sprechen konnte, sondern auch mit eigener Hand ausführte. Er pflegte denn auch seinen Zuhörern zu sagen, dass es wohl möglich sei, bei dem nöthigen Fleiss die ganze Chirurgie und Medizin so zu studiren, dass man beide ausüben könne. Leporin hebt noch als ganz besonders merkwürdig hervor, dass H. alle diese Kenntnisse und Fähigkeiten sich erworben habe, ohne jemals in Paris gewesen zu sein.

Heister war, wie schon erwähnt, einer der ersten, die öffentlich gegen den Unfug der umherziehenden Steinschneider, Bruchschneider und Oculisten auftrat und sich bemühte, durch möglichst genaue Beschreibung in seinem Lehrbuche diese Operationen zum Gemeingut der Aerzte zu machen.

In Helmstaedt besorgte Heister die zahlreichen neuen Ausgaben seiner Werke, aus denen hervorgeht, dass er unablässig bemüht war, die Fortschritte der Wissenschaft in der ganzen zivilisirten Welt zu verfolgen; so die Ausgaben des Compendium anatomicum, dessen 2. Ausgabe 1721 von Maxim. Lentner, Studios. Chirurg. in Breslau, und 1736 durch Gabr. Friedr. Glauder, in's Deutsche übersetzt wurde. Auch in Wien waren 2 deutsche Uebersetzungen erschienen, 1733 und 1770. Die 5. (lateinische) Ausgabe, 1741 in Nürnberg erschienen, enthält eine Widmung an Morgagni; auch eine französische Uebersetzung kam noch 1753, eine englische 1752, eine lateinische in Altorf 1745 und eine deutsche in Nürnberg 1745 heraus (Haude-Spener,

Catal. univers., Berlin 1753), ferner die seines Lehrbuches (s. o.), seiner Uebersetzung der Chirurgie oder chirurgische Operationes des Peter Dionis (Augsb. 1722); auch gab er verschiedene botanische Werke heraus, in denen er sich allerdings gegen Linné's System ablehnend verhielt[1]). Im J. 1745 erschien auch in Helmstaedt ein Compendium Institutionum sive Fundamentorum Medicinae, cui adjecta est methodus de studio medici optime instituendo et absolvendo, una cum scriptoribus medicinae studioso hodie maxime necessariis (erste Ausgabe 1736; Amsterdam 1742 [bei Haude u. Spener]; Börner sagt: „Und weiss ich fast zu Vorlesungen kein besser Buch vorzuschlagen"); ferner: Compendium Medicinae Practicae, cui praemissa est dissertatio de Medicinae Mechanicae praestantia, Amstelod. u. Helmstedt 1745; in deutscher Uebersetzung: „Prakt. mediz. Handbuch u. s. w., weitere Aufl. Leipzig 1749, Nürnberg 1766; in holländ. Uebersetzung 1741; Leipzig 1751 (Haude u. Spener l. c.). In der Bibliothek des Braunschweigischen Colleg. anat. chir. (1856) ist die Ausgabe von 1745 und von dem Compend. Instit. eine von 1746 (Helmst.) und eine von 1745 vorhanden. Die „Kleine Chirurgie, oder Handbuch der Wundarzney, Nürnberg 1747, 1767; Helmstaedt 1755, Wien 1787; endlich seine 1753 zuerst erschienenen „Medizinisch chirurgisch anatomischen Wahrnehmungen", die er also im Alter von 70 Jahren veröffentlichte[2]). —

Heister starb i. J. 1758 auf einer Konsultationsreise in Bornum, 75 Jahre alt. Er war Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischer Hofrath und Leibmedicus, und der hohen Schule zu Helmstaedt vorderster Lehrer (wie es im Titel zur Kleinen Chirurgie heisst) und Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher, der Londoner und Berliner Akademieen. — „Ein Greis von Klugheit, Erfahrung, Gottesfurcht und Verdiensten, aber ein Jüngling im Umgange und menschlichen Leben", wurde er in der Grabrede genannt (G. Fischer). Sein einziger

---

[1]) Systema plantarum genuale ex fructificatione cui annectuntur regulae ejusdem de nominibus plantarum a cel. Linnaei longe diversa. Helmst. 1748.

[2]) „Geschrieben in Helmstaedt, den 19. September 1753, da ich eben mein siebenzigstes Jahr, gesund zurück geleget, und mein ein und siebenzigstes, bey noch recht guten Leibes- und Gemüths-Kräften glücklich angefangen habe" (Schluss der Vorrede). Der 1. Band enthält 680, der 2. Band, nach H.'s Tode von Cappel im Jahre 1770 herausgegeben, 510 „Wahrnehmungen". In diesem 2. Bande fehlen die biographischen Notizen und die sonstigen oft sehr interessanten Nachträge und Bemerkungen H.'s zu den einzelnen Fällen. Auch dieses Werk (I. Theil) ist 1755 in englischer Sprache erschienen. — H. lieferte auch eine Vorrede zu einem „Anatomisch-Chirurg. Lexikon, das 1753 in Berlin herauskam, und eine Uebersetzung von de Vilar's vollständ. Einleitung in die Chirurgie in 5 Theilen, 1763 (also nach seinem Tode) erschienen.

Sohn, Elias Friedrich, der 1732 unter des Vaters Dekanat mit einer Dissert. „de foliorum utilitate in constituendis plantarum generibus“ promovirte, der, wie wir sahen, auch in Berlin unter Senff studirt hatte und über alles Neue dem Vater Bericht erstattete, dessen Ruhm, wie Börner sagt, eben zu reifen anfing, wurde ihm durch einen frühzeitigen Tod entrissen. Im Catal. univers. von Haude und Spener (s. o.) finden wir von E. Fr. Heister noch angeführt: „Oratio de hortorum academicorum utilitate, Helmst. 1737: De arte gymnastica nova, Helmst. (Jahr?): Dissert. de Peste Helmst. 1744. Ja, in diesem Katalog ist schon aus dem Jahre 1720 (da war er noch ein Knabe) und noch aus 1788 (da war er schon seit 40 Jahren todt) je 1 Schrift angeführt: jene, de Cataracta glaucomate et amaurosi, Altorf, wird dem Vater zugehören; von wem die zweite: De principum cura circa sanitatem subditorum, Helmst., stammt, ist unklar.

Für die Beurtheilung mancher medizinischer und chirurgischer Fragen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Heister's Standpunkt maassgebend: wir geben desshalb aus seinen Werken eine kurze Zusammenstellung darüber.

Das allzukühne und allzuhäufige Trepaniren (Solingen u. A.) verwarf er; er hielt diese Operation für sehr gefährlich, weil die Mehrzahl der Operirten an ihr zu Grunde gingen; sie sollte nur bei Kopfverletzungen und deren Folgen gemacht werden. Aus den „Wahrnehmungen“ geht hervor, dass H. die Trepanation bei extraduralen Blutungen recht oft mit bestem Erfolge gemacht hat. Er macht auch darauf aufmerksam, dass ein übler Ausgang selten der Operation, viel häufiger der Schwere der Verletzung, besonders der Verletzung des Gehirns, zuzuschreiben sei. Nimmt der Knochen dabei ein dunkleres, bläuliches Aussehen an, dann ist der Trepan fast tief genug. Stark gespannte Dura ist einzuschneiden, um Extravasate herauszulassen. — Seine Verdienste um die Kenntniss der Katarakt, um die Einführung der Anel'schen Methode der Behandlung von Krankheiten der Thränenkanäle[1], sowie eine Reihe anatomischer Entdeckungen (s. Leporin) haben wir schon erwähnt. — Die Enucleatio bulbi machte er von einer kleinen medialen Oeffnung aus mit einem stark gebogenen Messer, wie Fabr. v. Hilden. Das Gerstenkorn soll zur Vermeidung von Narben an der Innenseite geöffnet werden. — Merkwürdigerweise glaubte er nicht an die Rhinoplastik (vergl. Purmann), und hielt das Anheilen ganz abgeschlagener Nasenspitzen für unmöglich; das Beste ist in diesen

[1]) Wahrnehm. S. 689 ff.

Fällen seiner Ansicht nach eine silberne oder hölzerne Prothese. Aus der lateinischen Ausgabe (1739, p. 663) geht allerdings hervor, dass er seine Ansicht darüber später geändert hat; er führt mehrere Beispiele angeheilter Nasenspitzen an und meint von der Rhinoplastik des vir clarissimus, Tagliacotius, nur, dass neuere Erfahrungen darüber fehlten. Hochsitzende Nasenpolypen drehte er mit einer gefensterten Zange ab. — Die Hasenscharte operirte er auch bei kleinen, 6 bis 8 Wochen alten Kindern (s. z. B. De labiis leporinis, Helmst. 1744, und die Kl. Chirurgie, S. 280); die Lippen wurden dabei durch hölzerne „Moraillen" zusammengezogen, lange Nadeln mit einem Nadelhalter durch die Wundränder gestossen und durch die umschlungene Naht befestigt. Die Ranula soll, wenn es irgend geht, mit dem Sack exstirpirt werden, sonst wie Purmann. Während dieser und Fabriz. von Hilden und wohl alle Chirurgen jener Zeit bei der Tracheotomie die grösste Gefahr in der Verletzung der Knorpel sahen und darum die Trachea mit einem Querschnitt öffneten, fürchtete Heister die Durchschneidung des Knorpels nicht mehr; in 1 Falle durchschnitt er 4 Ringe, um eine Morchel aus der Luftröhre zu entfernen. Er hatte sich überzeugt, dass auch Knorpelwunden heilen können (s. Wahrn., S. 147 und 1028). — Der Brustkrebs ist nach H. am sichersten mit dem Messer zu heilen; die Geschwulst wird stark von der Brustwand abgezogen und womöglich mit einem Messerzuge abgetrennt: es schadet nichts, wenn auch grosse Stücke des Brustmuskels dabei mit entfernt werden. Zu Gunsten des „Cito" erwähnt er noch ein Instrument, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Messer einer Häckselmaschine hat, und mit dem dieses Abtrennen noch leichter sein soll. — Die Trepanation des Brustbeins bei Eiterung im Mediastinum verglich H. mit der Schädeltrepanation; jedenfalls sei sie nicht so gefährlich als diese. Bei Caries räumte er energisch alles Kranke aus (das spätere Évidement). — Beim Empyem legte er die Pleura durch die Incision frei und stiess dann einen Troikart in die Brusthöhle ein; empfahl aber noch mehr das schichtweise Durchtrennen aller Weichtheile im Zwischenrippenraume mit dem Messer; nachher wurde eine silberne Röhre eingelegt. — Kleinere Darmwunden liess er unberührt, grössere vereinigte er durch die Kürschnernaht; war der Darm ganz durchtrennt, dann nähte er das zentrale Stück in die Wunde ein, die durch eine Wiecke im unteren Winkel offen gehalten wurde. Bei Bauchwassersucht stach er (nach Palfyn) einen dünnen Troikart in der Mitte zwischen Nabel und Spina sup. ant. ein; er wusste, dass man Alles mit einem Male ablassen kann, zog es aber vor, die Punktion alle 3, 4 Tage zu

wiederholen. Uebrigens war er der Meinung, man könne auch bei Tympanie die Paracentese machen. — Seine Ansichten über Aderlass finden sich u. A. in der Arbeit: De venaesectionum abusu apud gallos. Helmst. 1750. — Von den verschiedenen Methoden des Steinschnittes würde er die Sectio alta für die beste erklären, wenn erst „eine gewisse Methode wird erfunden werden, diese Wunden sonderlich bei grossen Steinen sicher und wohl zu heilen[1].“ — Bei der Hydrocele empfahl er sowohl die Punktion, als die Inzision und das Haarseil (de Hydrocele, Helmst. 1744). — Zu Anfang war er noch der Ansicht (Purmann), dass die Sarkocele auf und um den Hoden wachse; als er aber gesehen hatte, dass dieser immer selbst degenerirt war, empfahl er die Kastration, so lange der Samenstrang noch nicht mit erkrankt war (s. Wahrnehm., S. 121). — Die Fistula ani spaltete er mit Messer oder Scheere auf einem „hohlen Sucher“. — Für die Behandlung des Gibbus gab er die erste bekannte Maschine an, ein eisernes Kreuz. (Instit. II. Tab. XXIV. Fig. 5.) — Bei den Schusswunden musste durch grosse und tiefe Einschnitte die Entfernung aller widernatürlichen Dinge ermöglicht werden (Wahrnehm., S. 84); war eine grosse Schlagader verletzt, dann wurde alsbald ein Tourniquet angelegt, die Arterie aufgesucht und unterbunden; ging das nicht, dann musste das Glied abgenommen werden. Nur, wenn man der Kugel gar nicht beikommen kann, wenn sie z. B. in der „Hohligkeit des Leibes“ steckt, lässt man sie darin, indem „dergleichen oft viele Jahre ohne Schaden und Beschwerung getragen worden“. — Bei den Amputationen verwandte er grosse Sorgfalt auf die Unterbindung der Gefässe; die Exartikulation hielt er für sehr gefährlich; beschrieb aber eine sehr interessante, von le Dran ausgeführte Exarticulatio humeri (Ausgabe von 1718, S. 445). Auch die Fleischlappen, die Verduyn eingeführt hatte, schienen ihm von zweifelhaftem Werth; die Methode des Botalli, ein Glied wie mit einem Schlage durch ein Fallbeil zu amputiren, verwarf er ganz und gar wegen der Knochensplitterung.

Sehr grossen Werth legte H. auf gute und dienliche (und zahlreiche) Instrumente, so dass er sie in seinen chirurgischen Kollegiis allezeit zeigte und ihren Gebrauch und die Vorzüge vor den alten Instrumenten erklärte. In Amsterdam liess er viele seiner Instrumente machen; hier war ein sehr geschickter „Messerschmied und

---

[1]) Später äusserte sich H. noch günstiger über die Sectio alta; vergl. die „Wahrnehmungen“ S. 575. Im Jahre 1745 schrieb er: De lithotomiae Celsianae praestantia et usu. Helmst.

Instrumentenmacher", bei dem auch Rau seine anatomischen und chirurgischen Instrumente verfertigen liess (31. Wahrnehm.). Nach den Abbildungen sind sie wenigstens frei von überflüssigen Verzierungen, wie sie z. B. bei Ambroise Paré abgebildet sind, und von denen Cornelius von Solingen schon sagt: „Die unnütze Zierrathen, als welches nur Rustnester seyn, wie auch das Ausstechen, hasse und meide ich als die Pestilenz[1])". — Wie H. sein Lehrbuch als einen Leitfaden ansah, nach dem ein sonst gut unterrichteter Chirurg auch schwere Operationen ausführen könne, so dass diese den Händen der umherwandernden Quacksalber entzogen wären, so wendete er sich auch später mit grossem Eifer gegen die Bruchschneider und ihre Methoden, ebenso gegen die Staarstecher, z. B. den berühmten Taylor. Heister zog in Gotha, Nürnberg, Frankfurt a. M., Rostock und Braunschweig, wo dieser „fameuse sogenannte Ritter Taylor" in den Jahren 1750, 51 u. 52 viele hundert Staaroperationen gemacht hatte, Erkundigungen ein und fand, dass fast alle Operirten blind geblieben waren. Er war übrigens auch mit seinen eigenen Erfolgen sehr unzufrieden und erzählt von seinem Lehrer Rau, dass er aus demselben Grunde die Operation schliesslich ganz aufgegeben und seit 1703 keinen Staar mehr operirt (reclinirt) habe. Ob Taylor schon früher (vor 1750) wirkte, ist zweifelhaft; vielleicht ist die Jahreszahl falsch, wenn in Heister's Liste auch ein Bericht seines Sohnes Elias Friedrich vom Jahre 1736, „Nachricht wegen D. Taylor", sich findet. 1750 lebte H. junior nicht mehr. — Er eiferte gegen den Missbrauch des Alkohols, der nur in den Apotheken verkauft werden solle, und suchte in einer langen Reihe von Abhandlungen nachzuweisen, dass man in der wunderbaren Einrichtung des menschlichen Körpers, der Feinheit und Zweckmässigkeit der Funktion und Struktur seiner einzelnen Theile das Wirken der göttlichen Kraft erkennen müsse. — Unermüdlich kämpfte er gegen den Missbrauch, Frauen, die kurz vor oder während der Entbindung gestorben waren, zu beerdigen, ohne den Versuch zu machen, durch den Kaiserschnitt das oft noch lebende Kind zu retten. (S. Wahrnehm., S. 992: „Quem non servasti, si potuisti, illum occidisti"). Heister war, wie schon seine oben erwähnte Antrittsrede

---

[1]) Gründer, l. c. p. 413. — Dass Heister überflüssige Instrumente nicht liebte, sieht man z. B. aus der „125. Wahrnehmung" (S. 222): „Ich halte mit denen geschicktesten Wund-Aerzten dafür, dass bei einer jeden wundarzigen Verrichtung die Art, welche mit wenigen und einfachen Werkzeugen gut kann verrichtet werden derjenigen vorzuziehen sey, welche mit einer grossen und schwer anzustellenden Geräthschaft muss verrichtet werden."

in Altorf beweist, kein Freund von medizinischen Systemen, Generallehren und Prinzipien, die bei seinen gelehrten Zeitgenossen eine so verhängnissvolle Herrschaft ausübten; er war zu wahrheitsliebend, um seine Beobachtungen irgend einem System „anzupassen“, und hatte zu viele Erfahrungen gesammelt, um nicht zu wissen, dass alle diese Systeme nur künstliche, durch die zahlreichen Ausnahmen verwirrende, für die Mehrzahl der Aerzte jede eigene Forschung verhindernde Phantasiegebilde waren. In Wahrheit war er, wie aus der Vorrede zum „Praktisch medizinischen Handbuch“ hervorgeht, ein überzeugter Gegner des Stahl'schen Animismus und neigte mehr dem mechanischen Systeme und dem Grundsatze zu, nur das zu glauben, was er gesehen hatte; Thatsachen, Erfahrungen sollten an Stelle der unfruchtbaren Hypothesen treten.

Von seinen zahlreichen Schülern finden wir viele später in angesehenen Stellungen als bekannte und beliebte Practici und Leibärzte (s. Börner). In weiteren Kreisen bekannt waren wohl nur Werlhof, Mauchard und Gericke; ersterer Grossbritannischer und Braunschweig-Lüneburgischer Leibarzt in Hannover, der zweite Würtembergscher Leibarzt und Professor in Tübingen; Gericke war später Professor in Altorf.

Nach Heister's Tode wurde sein ganzer wissenschaftlicher Besitz auktionirt und zu dem Zwecke ein riesiger Katalog von nahezu 600 Seiten ausgearbeitet — leider wenig übersichtlich, z. B. die Bücher nach Grösse und Format geordnet. Wir sehen aber doch soviel daraus, dass er 6388 Bücher, 1744 Portraits und andere Abbildungen, 470 besonders ausgezeichnete chirurgische und 51 physikalische und mathematische Instrumente besass. Die Auktion fand, wie auf dem Titel dieses „Apparatus librorum nec non instrumentorum chirurgicorum Laurentii Heisteri“ verkündigt wird, am 3. Januar et sequ. Ao 1760 statt. — Uebrigens hat H. selbst ein Verzeichniss seiner Werke herausgegeben: „Laur. Heisteri designatio scriptorum suorum. Helmst. 1750. Nach seinem Tode erschien: „Ehrengedächtniss und Leben des sel. Heister. Helmstaedt 1759.

* * *

Nicht lange nach der Schlacht bei Sennef, jedenfalls nach 1675 hatte, wie wir sahen, der Rittmeister von Gehema seinen Abschied genommen und war in seinen alten Jahren noch Studiosus Medicinae geworden, er promovirte i. J. 1678. Wenige Jahre nach ihm, 1679, verliess auch Purmann die Armee. In den nun folgenden 20 Jahren wissen wir Nichts von bedeutenderen Feldärzten oder Chirurgen; nicht als ob besonders friedliche Zeiten ihre Thätigkeit zu sehr eingeschränkt hätten — Krieg war damals immer und überall, dafür sorgten schon die Türken und Franzosen. Dass 1683 bei der Belagerung von Wien französische Ingenieure dem türkischen Heere zugetheilt waren, ist bekannt; als die Türken unter kräftiger Mithülfe Brandenburgischer Truppen geschlagen waren und die Zeit günstig gewesen wäre, die Franzosen aus den geraubten deutschen Landestheilen wieder zu verjagen, trat der Einfluss Roms dazwischen, das bei Ludwig XIV. die Unterstützung der Türken übersah, weil er so energisch gegen die Evangelischen auftrat. Die Aufhebung des Edikts von Nantes hatte der Grosse Kurfürst durch das Potsdamer Edikt (1685) beantwortet und dadurch 15000 (nach Friedrich dem Grossen 20000) Refugiés in seinen Landen Unterkunft gewährt, hatte durch weise finanzielle Massregeln und durch die Verlegung der Garnisonen in die Städte (1684) den Wohlstand befördert und dabei doch eine stets schlagfertige Armee geschaffen. So zogen 1686 wieder 7500 Brandenburger nach Ungarn als Hülfsvölker gegen die Türken, und noch kurz vor seinem Tode zog der Kurfürst grössere Truppenmassen im Cleveschen zusammen, um dem Prinzen von Oranien bei seiner Landung in England den Rücken zu decken. Der Grosse Kurfürst starb am 9. Mai 1688; was er in strenger und harter Pflichterfüllung in einem Leben voller Mühe und Arbeit seinem Lande geleistet hat, ist in der Geschichte verewigt; wie er für das Wohl seiner Unterthanen und besonders seiner Soldaten bemüht war, haben wir darzustellen versucht. Der von ihm selbst bestimmte Text seiner Leichenpredigt war: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“ — Die erste Regierungszeit seines Nachfolgers, Friedrich's des Dritten, war ganz von dem Bestreben beherrscht, dem Brandenburgisch-Preussischen Staate durch Aufrichtung der Königlichen Würde grössere Achtung, Glanz und Selbstständigkeit zu verschaffen. Dazu war es nöthig, dass der deutsche Kaiser keinen Widerspruch erhob, und diese halbe Zustimmung war wieder nicht ohne grosse Opfer zu erreichen. So kämpfte Kurfürst Friedrich im Jahre 1689 mit 30000 Mann gegen Ludwig XIV. am Rhein und in Holland, unterstützte 1690 den Kaiser in Italien und schickte ihm

in derselben Zeit 6000 Mann zur Hülfe nach Ungarn. Trotzdem dauerte es noch 10 Jahre, bis der Kurfürst am 18. Januar 1701 sich als Friedrich I., König in Preussen die Krone auf's Haupt setzen konnte[1]). Der Krieg war dieses Mal erst 1697 durch den Kongress zu Ryswick beendet und hatte eine ganze Reihe von Belagerungen und Gefechten zur Folge gehabt. Die Brandenburger hatten am Rhein die französischen Truppen zurückgetrieben, viele Städte, u. a. Bonn, wieder erobert; die anderen Verbündeten waren zu Wasser und zu Lande von Ludwig's Generalen geschlagen.

Bei der Belagerung und dem Sturm auf Bonn (1689) waren ausführliche Vorschriften für die Fortschaffung und Unterbringung der Verwundeten gegeben; fast alle Feldscheerer mussten auf der grossen Batterie stehen, um die Blessirten zu empfangen, und von der Reserve wurden 100 Mann kommandirt, um die Blessirten wegzutragen. Bei der Kapitulation wurde bestimmt, dass die nicht transportfähigen Kranken und Verwundeten bis zu ihrer Genesung in Bonn behandelt und verpflegt werden sollten[2]).

Auch als der Krieg gegen Ludwig XIV. nach kurzer Pause (1701) in den Niederlanden unter Marlborough und in Ialien unter dem Prinzen Eugen wieder ausbrach und Schlacht auf Schlacht folgte, waren 30000 Mann unter dem Fürsten Leopold von Anhalt bei der verbündeten Armee; sie hatten einen grossen Antheil an den Siegen bei Höchstedt (1704), Turin (1706), Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709), wo der Kronprinz Friedrich Wilhelm selbst betheiligt war. Das waren zum Theil sehr blutige Kämpfe; aber von Einzelheiten, von Wundbehandlung und Resultaten derselben, von den Leistungen der Feldärzte und Feldscheerer ist uns wenig berichtet. Wir wissen nur aus Heister's Notizen, dass er in Oudenarde und Brüssel häufig auch mit den Regiments-Feldscheerern gemeinsam arbeitete, dass er ihre Methoden fleissig beobachtete und eingestand, viel von ihnen gelernt zu haben. Freilich war er auf die niederen Chargen recht schlecht zu sprechen. —

Einige in den Ephemerides verstreute interessante Beobachtungen, z. B. von Horch; einige Erinnerungen von Hütter, der 18 Jahre lang in des wohllöbl. fränkischen Kreises Diensten als

---

[1]) In der Berlinischen Monatschrift vom März 1787 wird mitgetheilt, dass nun auch die Römischen Päbste den ehemals von ihnen bestrittenen Preussischen Königstitel anerkannt hätten. Im Römischen Staatskalender von 1786 hiess der König von Preussen noch „Marchese von Brandenburg". Vergl. dazu auch Geiger, l. c. p. 74.

[2]) v. Richthofen, l. c.



Aus Hütter's „50 Chirurg. Observationes" (1718).

Feldscheerer stand (Woltzendorff. l. c.), seine „50 chirurg. Observationen“ aber erst 1718 herausgab, könnten für diese Zeit angeführt werden; im Allgemeinen sind die reichen Erfahrungen der Feldärzte und Chirurgen jener Zeit nicht bekannt geworden; die mehrfach erwähnte, immer wiederkehrende Scheu vor Veröffentlichungen, und die unaufhörliche angestrengte Thätigkeit in den zahlreichen Schlachten und Belagerungen bei häufigem Wechsel des Kriegsschauplatzes hat eine ruhige Sammlung und wissenschaftliche Verwerthung des Beobachteten und Geleisteten unmöglich gemacht. — Wir sind desshalb bei den folgenden Lebensbeschreibungen nicht in der Lage, über nennenswerthe ärztliche Leistungen zu berichten, obgleich auf solche zu schliessen ist aus der Thätigkeit, der Stellung und Achtung, die sich diese Männer erworben hatten.

Wir beginnen mit Brandhorst, dem ersten Feldscheerer, der die Würde eines Generalchirurgus bei der Königlichen Leibgarde bekleidete, später Hofrath und Mitglied des Collegium medico-chirurgicum wurde[1]).

IV. Johann Conrad Friedrich Brandhorst

war 1694 zu Cleve als zweiter Sohn des Hofraths Brandhorst geboren. Ueber seine Eltern und seine Erziehung in den ersten Jugendjahren ist wenig bekannt; es wird nur berichtet, dass König Friedrich I. auf den Besichtigungsreisen seiner Besitzungen am Rhein häufig im Brandhorst'schen Hause zu Cleve abstieg und hier an dem munteren aufgeweckten Wesen der beiden Knaben Gefallen fand. Er versprach dem Vater, für Erziehung und Fortkommen der Söhne zu sorgen (Aufzeichnungen des Generalarztes Schmucker, der einer von B.'s Nachfolgern war). Schmucker erzählt auch, dass Brandhorst im Jahre 1711 zum Regimentsfeldscheerer des Grenadier-Garde-Infanterie-Regiments No. 6 ernannt sei, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch

---

[1]) Es ist deshalb wohl nicht zutreffend, wenn Pagel in seinem interessanten Werke: „Die Entwickelung der Medizin in Berlin“ (Wiesbaden 1897) ihn als „sehr unbedeutend“ bezeichnet.

Einen grossen Theil unserer Lebensbeschreibung Brandhorst's hat Stabsarzt Coste dem Familien-Archiv der Familie Brandhorst-Satzkorn entnommen. Auch Oberstabsarzt Stechow, Prediger Scholtz und besonders der jetzige Besitzer von Satzkorn, Herr v. Brandhorst-Satzkorn, haben mich durch werthvolle Mittheilungen unterstützt. — In dem „Biographischen Lexikon“ 1884 und der „Biographie méd.“ 1821 ist Brandhorst nicht erwähnt.

des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der Chef dieses Regiments war. Wir sahen in der Einleitung, dass damit eine Art von „Bestallung“ verbunden war, in der die Verdienste und Kenntnisse B.'s anerkannt und er ermahnt wurde, sie zum Besten der Kranken eifrig und sorgfältig anzuwenden. — Bei wem er in der Lehre gewesen war, ob und wo er etwa studirt hat, ist unbekannt; wir wissen nur, dass er und sein älterer Bruder, Joh. Heinrich, der später Kammerdiener Friedrich Wilhelm's I. war und 1762 in Berlin als Königl. Ober-Kastellan starb, auf Königl. Kosten in Berlin erzogen waren. Dieser ältere Bruder wird auch bei Küster und König unter den Königl. Bedienten aufgeführt. — Im Jahre 1715 begleitete Brandhorst sein Regiment nach Pommern, bezog mit ihm das Lager vor Stralsund und nahm Theil an den siegreichen Kämpfen gegen die Schweden unter Karl XII. (Einnahme von Wolgast, der Peenemünder Schanze, der Inseln Usedom und Rügen und schliesslich auch Stralsunds).

In diesem Feldzuge, der 11 Monate dauerte, waren bei dem Heere Friedrich-Wilhelm's I. auch 3 Feldmedici angestellt: der Leibmedicus Gundelsheim, Dr. Henrici und Dr. Bergemann (A. L. Richter S. 293). König berichtet (IV, S. 361, 372 u. 380), dass der Feldzug Summa Summarum 4,377,923 Rthl. 15 Gr. und 10 Pf. gekostet habe; davon entfallen auf die Feld-Apotheke 12.311 Rthl. 5 Gr. 10 Pf., auf das Lazareth 20,125 Rthl. 9 Gr. 7 Pf. Das Lazareth war zu Grypswalde und Stettin etablirt; der Stabsfeldscheer Cassebohm bekam, so lange er im Lazareth gewesen, à 18 Rthl. monatlich Zulage. Die Feldmedici bekamen zur Equipage 200 Rthl.; ihre Besoldungen für die Zeit betrugen 600 Rthl. (in Summa). Als Gesammtverlust an Menschen wird „angeschlagen, pro 36 Bataillons, so zu Felde gewesen, oder 180 Compagnien, jede durch die Banç an Abgang 25 Mann, macht in Sa. 4500 Mann“ (für deren Wiederersatz 225,000 Rthl., pro Mann 50 Rthl. veranschlagt werden). Der Staabsfeldtscheer Cassebaum (offenbar Cassebohm) bekam als „Königl. Bedienter“ eine Zulage von 120 Rthl.

Im J. 1716 wurde Brandhorst zugleich mit den Regimentsfeldscheerern Bouness und Cassebohm nach Paris geschickt, um sich hier weiter in der Chirurgie auszubilden. Der König scheute keine Kosten, sondern bezahlte nach Vortrag des Ministers v. Cnyphausen unter dem 2. Juli 1717 die für damalige Zeiten recht ansehnlichen Honorare; so 300 Rthl. für das Bruch- und Steinschneiden, ebensoviel für das Accouchiren, für die Anatomie 150 und für die übrigen Operationen 30 Rthl. Ausserdem erhielt jeder der drei Chirurgen eine tägliche Beihülfe von 36 Sous. Brandhorst wurde während dieser Reise als Regimentsfeldscheerer des Grossen Grena-



Brandhorst.

dier-Garde-Regiments nach Brandenburg a. H. versetzt. — Wie er nach seiner Rückkehr im Jahre 1719, als er unter Anerkennung seiner treuen und fleissigen Dienste, seiner Erfahrung und seiner wissenschaftlichen Kenntnisse zum Leibchirurgus des Königs ernannt war, diesen von einer schweren Krankheit durch eine wie es scheint recht einfache Operation (Incision einer Phlegmone) befreite, haben wir in der Einleitung berichtet[1]. Brandhorst hatte dem König offen und in Widerspruch mit den gelehrten Professoren und Leibärzten die Gefahr seines Zustandes geschildert und ihm schliesslich zugerufen: „Jetzt oder nie, Majestät". Der König — so berichtet Müchler — fasste ihn darauf scharf ins Auge und bedeutete ihn, dass er mit Kopf und Kragen dafür büssen müsse, falls die Operation misslinge. Brandhorst, seiner Sache sicher, operirte, und der König war gerettet. Zum Dank dafür ernannte er ihn in Gegenwart seiner Generale und der nicht gerade freundlich angeredeten Aerzte zum Doctor doctissimus, illustris nostri temporis Aesculapius, indem er ihm den eigenen Hut aufsetzte und ihm einen Ring, den er bisher selbst getragen, an den Finger steckte. Nach anderen Mittheilungen soll die lateinische Widmung die Inschrift des Ringes gewesen sein. (Briefliche Mittheilung des jetzigen Besitzers von Satzkorn. Vergl. auch Schickert, l. c. S. 3 Anm.). Wie in der Einleitung schon erwähnt wurde, war Br. von Friedrich Wilhelm I. bald nach seinem Regierungsantritt zum Generalchirurgus bei der Königlichen Leibgarde ernannt, oder, wie sein jüngster Sohn, der Kriegsrath Br., in einem noch vorhandenen Briefe vom Jahre 1769 sagt, zum „Chirurgien Général de l'armée Prussienne". Gleichzeitig wurde ihm die hohe Ehre zu Theil, zum Tabakskollegium befohlen zu werden. Im Jahre 1734 wurde Br. Hofrath und Mitglied des Obercollegii medici. — Dass er zu den bekanntesten Berliner Chirurgen jener Zeit gehörte, geht aus einer Stelle in Moehsen's „Beschreibung einer Berlinischen Medaillen-Sammlung" (1773, S. 414) hervor. Der spätere Schwedische Archiater H. von Schützencranz war 1737 nach Berlin geschickt, um sich in der theoretischen und praktischen Chirurgie noch mehr zu üben. Er wohnte bei Schaarschmidt, hörte viele Collegia und „der Herr Hofrath Eller und die Herren Brandhorst, Holzen-

[1]) Vergl. dazu A. L. Richter, l. c. und Müchler's Anekdoten-Almanach. 1812. S. 435. — Nach Aufzeichnungen in den Familien-Papieren von Brandhorst-Satzkorn ist er allerdings schon i. J. 1715 (am 19. April) zum Leib-Chirurgus ernannt. — In den Etats pro Trinitatis 1716/17 bis 1740/41 ist er mit einem Gehalt von 1000 rth. aufgeführt. — Nach denselben Aufzeichnungen fand diese eigenthümliche Art der Promotion im Stadtschlosse zu Potsdam erst 1732 statt.

dorf, Pallas, und Binger („Hofchirurg“ s. S. Schaarschmidt) nahmen ihn zuweilen in besonderen Fällen mit zu ihren Kranken“. Der General-Chirurgus Brandhorst erhielt auch von des Königs Majestät die Erlaubniss, den schwedischen Arzt als Extra-Pensionair in der Charité aufnehmen zu lassen. 1739 wurden Brandhorst und Eller von Friedrich Wilhelm I. beauftragt, einen Plan zur Erweiterung der Charité auszuarbeiten. Einer der bedeutendsten Feldchirurgen und Lehrer am Colleg. med. chir., Hanckel, hatte seine Beförderung Brandhorst zu verdanken, der seinen Fleiss und sein Talent richtig erkannt hatte. H. war damals Kompagnie-Feldscheer beim Kleist'schen Regiment.

Auch das Privatleben unseres Generalchirurgen ist interessant genug, um hier kurz geschildert zu werden.

Brandhorst war mit Charlotta Loysa Greinert, Tochter des Erbherrn Andreas Friedrich Greinert zu Klein-Behnitz im Kreise West-Havelland, und dessen Ehefrau Anna Magdalene geb. Neumeister, vermählt. Dieser Ehe entstammten 7 Kinder (6 Söhne und 1 Tochter), von denen die 3 Aeltesten in Brandenburg geboren sind. In dem Geburts- und Taufregister der St. Paulikirche daselbst sind als Pathen der König, die Königin und der Kronprinz verzeichnet. Von dem Schwiegervater erbte B. das Familiengut Behnitz. — Auch sonst war er mit Glücksgütern reich gesegnet, die er nicht zum geringsten Theil der Huld des Königs verdankte. In Potsdam gehörte ihm das Haus am Kanal No. 26; bei Berlin die Güter Osdorf, Giesendorf und Lichterfelde. Nach einer Kabinetsordre vom 22. November 1733 schenkte ihm der König (was er bei seinen Beamten oft that) die Baumaterialien, die er auf seinen Gütern brauchte. Ausserdem hatte er ihm 1731 den durch das Aussterben der Familie von Falcke erledigten Rittersitz Satzkorn (Sotzker) versprochen und angewiesen, wofür er oben genannte 3 Besitzungen dem Lieutenant v. Kraut abtreten musste. Als die Wittwe des letzten Lehnsherrn Schwierigkeiten machte, mussten die Kommissarien v. Froben und v. Hausburg auf Befehl des Königs energisch für die Rechte Brandhorst's eintreten, so dass dieser die Besitzung am 5. Juni 1735 übernehmen konnte. Als Brandhorst auch den Rittersitz des Cuno von Hünicke in Satzkorn erstehen wollte, und dieser, um nicht an einen Bürgerlichen zu verkaufen, eine zu hohe Summe forderte, erstand der König das Gut für Brandhorst und liess es von der Churmärkischen Landschaft mit einer Hypothek belasten. Das war die erste Belehnung eines Bürgerlichen mit einem Rittersitze in der Mark. — Ueber das Ceremoniel der Uebergabe, die am 12. September 1739 stattfand, berichtet die Chronik:

„His omnibus peractis hat der Herr Käufer dem alten Gebrauch nach ein Stückchen Holz von dem Stiel an der Hausthür abgeschnitten, den Schlüssel aus der Stubenthür, indem an der Hausthür keiner gewesen, ausgezogen und wieder eingestossen, ein Stück Erde vor dem Hause genommen, das auf dem Feuerherd gewesene Feuer ausgemacht und das Holz wieder angezündet, welches als Sigma ergriffener Possession zu achten.“

Die vier Unterthanen, die auf dem Gute als Bauern waren, schwuren am 30. September 1739 dem Hofrath Brandhorst als „ihrem nunmehrigen Obrigkeit-, Lehns- und Gerichts-Herren“ den Eid, und der König belehnte ihn feierlich

am 14. April 1740 zu Berlin: Er hatte ihm ein neues Herrenhaus geschenkt, dessen Bau er persönlich leitete.

Kurz darauf, noch im April 1740, erkrankte der König schwer. Brandhorst eilte an sein Lager; doch war dies sein letzter Besuch. Am 1. Mai starb er in Potsdam plötzlich und unerwartet am Schlagfluss. (Nach den Familienpapieren starb er in seinem Hause in Potsdam, jetzt „am Kanal 26“, nach der Heimkehr von diesem Krankenbesuch bei seinem Herrn.) Der König war tief ergriffen von der Todesnachricht und soll, in banger Ahnung des eigenen nahen Endes, ausgerufen haben: „Jetzt werde auch ich bald sterben“[1]. Brandhorst wurde auf seinem Gute Satzkorn im Kirchengewölbe, das er sich selbst gebaut hatte, beigesetzt; sein Grabstein ist nicht mehr erhalten. Das Gut ist im Besitze der Familie Brandhorst-Satzkorn geblieben[2].

Aus dem Nachlasse Brandhorst's sind mir folgende interessante Personalnotizen zur Verfügung gestellt:

Liste der Pensionairs Chirurgiens

in der Ordnung, wie sie gekommen:

A° 1724. J. B. Dieckmann.
M. H. Heydert.
— Nieser.
— Schlott.
— Fritsch.
— Henninger.
— Heiser.
— Fränkert.
1725. J. W. Cronreich.
A. W. Schulte.
P. W. Soode.
E. Geisler.
A. Pröbisch.
C. L. Schuhmann.
J. B. Mertz.
1726. H. Weilig.
J. Frenkel.

1 7 3 7

Sindt noch folgende Regimentsfeldscher gestorben.

Zu Spando	† Cassebohm	Succedit	Grone.
	† Cl. Köllner	„	Alt.
Beym Leib Regiment Cavall.	† Walter	„ „	jan. Geisler.
In Berlin	† Senf	„ „	Neubauer.
In Halberstadt	† Buchhorn	„ „	Luhm.

(Diese Liste steht auf einem besonderen Blatte und scheint von Br. selbst geführt zu sein; auf der die Pensionair-Chirurgen aufzählenden Liste steht unten rechts der Name: Wilsenack.)

---

[1]) Eigentlich drückte er sich sehr viel derber aus. — Friedrich Wilhelm I. starb am 30. Mai, 4 Wochen später, als Brandhorst.

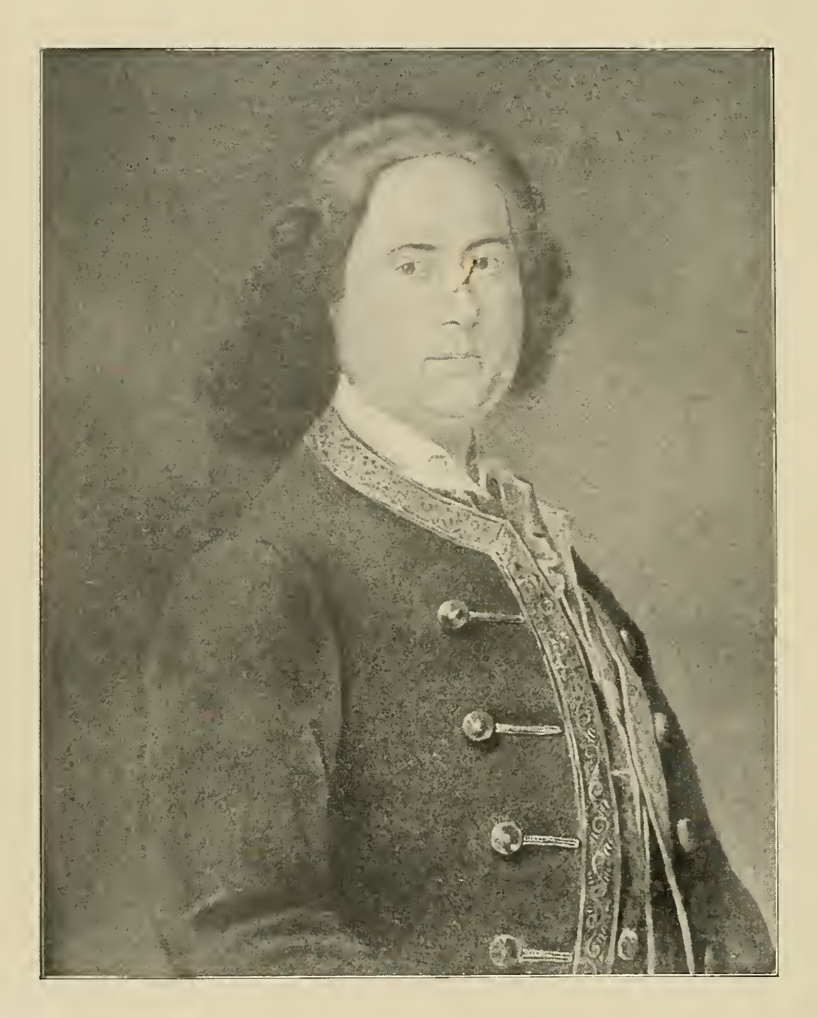
[2]) In Baldinger's oft citirter Introductio ist eine Dissert. von Frid. Brandhorst: Historia febris castrensis petechialis epidemicae, Leiden 1746, angeführt; dies war der 2. Sohn des Generalchirurgen, der 1718 zu Brandenburg geboren war, von 1738 an in Halle und Leiden studirt hatte und 1778 zu Havelberg als Kreis-Physikus der Priegnitz starb. Er besass den berühmten Doctor-Ring des Vaters; der Ring ist jetzt nicht mehr vorhanden. — Bei Küster finden wir noch einen

1727. J. C. Lachmann.
C. J. Walther.
J. Stäbichen.
J. G. Kormann.
C. Wagner.
1728. — Creutz.
— Leistenius.
J. H. Ehrlinck.
H. B. Schumacher.
J. D. Heinrich.
1729. — Mischel.
1732. — Sode.
L. Pafort.
J. J. Behrens.
1733. J. G. Holdorff.
J. Neyen.
F. W. Aly.
F. Mund, † 1737 Neye Succ.
1734. C. P. Pistor.
1735. J. A. Grone.
S. A. Lumme.
— Heddaeus, Wilsenack.
P. G. Mix, Succed. Neubauer.
1736. — Heine.
1737. — Neye.
— Lange.

Anno 1737 Henckel.
Majo „ „ Schmuckert.
Diese sind nach paris im Junio 1737
geschickt und an dessen Stelle

Anno 1737 — Praetorius.
— Muller.
Anno 1737 im Aug. Kasotz, pro Mix.
Anno 1738 im Majo Keil, pro Heddaeus.
Anno 1739 im August Stebcher, pro Pistor.
Anno 1739 August Bohmer, pro Wilsenack.
Anno 1739 im Dec. Cramer pour Neyen.

Friedrich Wilhelm Brandhorst, Secretarius und später Canzlei-Director der Kriegs- und Domänen-Kammer. Die Söhne hatten alle auf Königliche Kosten studirt. Vormund der minorennen Kinder war Schmucker.



Holtzendorff.

V. Ernst Conrad Holtzendorff.

Neben Brandhorst stand in der Armee Friedrich Wilhelm's I. als Generalchirurgus Ernst Conrad Holtzendorff. Während jener aber nur den Titel hatte, der s. Z. älteren und verdienten Regimentsfeldscheerern, besonders der Garde, nicht selten verliehen wurde (s. o. Horch, den Pagel auch als Leibchirurgen des Gossen Kurfürsten anführt[1]), war Holtzendorff der erste Organisator, der erste wirkliche technische Leiter des Preuss. Militär-Medizinalwesens. Der Anfang der Dienstzeit beider Männer fällt noch in die Regierungszeit Friedrich's I.

Der Grosse Kurfürst unterhielt eine Armee von 29800 Mann, Friedrich I. liess es ungefähr bei dieser Zahl (30000, nur zeitweise bis 40000); Friedrich Wilhelm I. brachte die Armee auf 89000, nach König 76000, und Friedrich der Grosse auf 218000 Mann (im Kriegsfalle). Im Jahre 1705, also z. Z. des gewaltigen Krieges gegen Ludwig XIV., bestand die Armee Friedrich's I. aus 15 Infanterie-, 10 Reiter- und 6 Dragoner-Regimentern; nur 6 von diesen Regimentern hatten Regimentsfeldscheerer! Man war vorsichtiger bei der Besetzung dieser Stellen; hatte aber dadurch bei dem Stande der Chirurgie jener Zeit die grössten Schwierigkeiten, tüchtige und erfahrene Männer dafür zu finden. Die vorhandenen Regimentsfeldscheerer, die übrigens von jetzt ab ihr Unterpersonal selbst prüften und annahmen, werden oft genug mehrere Regimenter zu versehen gehabt haben — ein neuer Grund, der sie hinderte, ihre Erfahrungen und Leistungen aufzuzeichnen und wissenschaftlich zu verwerthen. War das Regiment auf verschiedene Garnisonen vertheilt, dann musste der Regimentsfeldscheerer diese fleissig besuchen, sobald besondere Krankheitsfälle vorlagen. Die Behandlung der „grossen Kerle" Friedrich Wilhelm's I., die bei dem Werbesystem

---

[1]) Andreas Horch, der Freund Purmann's, war ein Enkel des Martin Weise, des Leibarztes dreier Kurfürsten; Christian Horch, der Sohn, von dessen Fleiss Purmann in der Widmung des „Feldscheerer's" spricht, war wieder der Grossvater des berühmten Moehsen (s. Pagel, l. c. p. 36 und Meierotto, Beitrag zur Geschichte J. C. Möhsen's, Berlin 1799, besonders die Anmerkung am Schluss). — Börner berichtet in der Biographie Christ. Horch's (s. u.), dass dieser von Friedrich III. im J. 1693 zum „Oberchirurgen" ernannt und ihm die Aufsicht über alle Regimentsfeldscheerer und Wundärzte aufgetragen sei. Diese Aufsicht kann nicht massgebend gewesen sein, da Annahme, Bestrafung und Entlassung der Feldscheerer damals noch dem Commandeur zustand.

ein beträchtliches Kapital repräsentirten, musste, wie auch Schmucker noch erzählt, mit der grössten Sorgfalt geschehen; fast unglaublich erscheint es aber, dass, wenn einer dieser Soldaten dennoch starb, der ihn behandelnde Regimentsfeldscheerer eine sich nach den Anwerbekosten eines solchen Ausländers richtende Arreststrafe, der Kompagniefeldscheer aber „Fuchtel erhielt" (v. Richthofen l. c. S. 81). Das ist ebenso unbegreiflich und anderen Massnahmen und Bestimmungen Friedrich's I. nicht entsprechend, wie die Ernennung des Scharfrichters Coblentz zum Hofmedicus und die ihm ertheilte Konzession, Beinbrüche zu heilen. (S. z. B. G. Küster l. c. IV. S. 98). Dabei hatte Friedrich I. das Medizinaledikt seines Vaters vom Jahre 1685 (s. Einleitung) bestätigt, und 1693 eine neue Medizinal- und Apothekerordnung erlassen, auch für Gesundheitsbeamte in der Provinz gesorgt (Physici), die dem Medizinalkollegium unterstellt waren und ihm Bericht erstatten mussten. (Preuss, l. c. S. 12.) — In jener Zeit fand man Nichts dabei. Küster (l. c. S. 313) berichtet, dass der Scharfrichter Müller, ein Vorgänger von Coblentz, wie der Oberjägermeister von Oppeln versicherte, nicht nur ein guter Scharfrichter, sondern auch ein guter Arzt war. Coblentz selbst wurde, als er als Scharfrichter abdankte, Hof- (nicht Leib-) Medicus, „weil er in der Arznei sonderliche Wissenschaft hatte."

Unter Friedrich Wilhelm I., dem „sorgsamsten Hüter des Friedens", kam es ausser dem erwähnten Feldzug gegen Karl XII. nicht mehr zum Kriege, obgleich der Soldatenkönig seine Armee stets schlagfertig erhielt. Dass aber alle seine Regierungsakte „unter dem Gesichtswinkel des Militärischen" zu betrachten sind, dass er quasi unfreiwillig der Begründer der wissenschaftlichen Medizin für Berlin geworden sei durch die Gründung der Anatomiekammer, des Colleg. medico-chirurgicum, des Ober-Colleg. Sanitatis u. s. w., wie Pagel sagt, wird ausser vielem Anderen, das unter seiner Regierung in Verwaltung und Gesetzgebung geschaffen ist, durch das grossartige, in unserer Einleitung besprochene Edikt vom Jahre 1725 widerlegt. Auch die Aufnahme und Ansiedelung der ihrer Religion wegen von Haus und Hof vertriebenen Salzburger, die Bestimmungen über die bessere „Conservation der Unterthanen", die Befreiung der Bauern vom Frohndienst, zuerst auf den Königl. Domänen u. s. w., dürften kaum rein militärische Gründe gehabt haben, auch waren es nicht Feldscheerer, die er zuerst nach Paris zu ihrer weiteren Ausbildung schickte, sondern „Medicin Studirende" aus Halle; erst nach ihnen kamen Bouness, Brandhorst und Cassebohm an die Reihe. Eine sehr gute Darstellung der nicht militärischen Thätigkeit des Soldatenkönigs

hat König in seinem oft citirten „Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin“, 1796, gegeben. Wir verweisen dafür auch auf Berner's Geschichte des Preussischen Staates, müssen aber auch diesem Autor widersprechen, wenn er behauptet (S. 316), dass Friedrich Wilhelm I. aus der Akademie der Wissenschaften, die mehr ein Prunk für den Hof, als eine Stätte wahrer Bildung geworden war, ein Institut zur Vorbereitung für die Aerzte der Armee gemacht habe — damit hat die Akademie direkt wohl nie zu thun gehabt, wenn auch der verdiente Generalchirurgus Holtzendorff im J. 1724 (oder 1716? s. Preuss) vom Könige zum Mitgliede der Societät ernannt wurde. — Freilich musste sie jetzt mehr praktischen Zwecken dienen (A. C.-O. v. 15. May u. 14. August 1717 u. 14. Dec. 1723; vergl. auch König, l. c. IV, S. 21 u. 58); ein Theil der Einkünfte aus dem Kalender-Privilegium musste zur Einrichtung der Anatomiekammer und später auch der des Collegium medico-chirurgicum verwendet werden. Preuss (l. c. S. 13) erzählt, dass Holtzendorff, der desshalb in regem Briefwechsel mit dem Prediger Jablonski stand, durch diese Vorschläge die Societät der Wissenschaften vor dem Untergange gerettet habe. — Uebrigens war Holtzendorff nach den Mittheilungen von Preuss (l. c. Beilage B zu S. 15) schon seit 1716 Mitglied der Societät; in demselben Jahre wurde er Leibmedicus, Generalchirurgus und Direktor der Chirurgie.

Alles, was die Stiftung dieser „Societas Scientiarum“ betrifft, nur nicht das, was die Königin Sophie Charlotte dafür gethan hatte, ist in einer Schrift enthalten, welche ohne Autornamen im Jahre 1711 unter folgendem Titel erschien:

Kurze Erzehlung, welchergestalt von Sr. Königl. Maj. in Preussen Friederich dem I. in dero Hauptsitz Berlin die Societaet der Wissenschaften oder zu mehrer Aufnahme des gelehrten Wesens abzielende Gesellschaft gestiftet worden und wie dieselbe zu ihrer völligen Niedersetzung gediehen. Mit Beifügung des Stiftungs-Briefs, der Einrichtungsgesetze derer bey der Niedersetzung gehaltenen Reden, und des Catalogi Membrorum Societatis.

Berlin, Verlegts Jos. Christoph Papen, Königl. privil. wie auch der Societät Buchhändler und Factor.

I. Einleit. Kurze Erzehlung von der Stifft- und Einsetzung der Königlichen Preuss. Soc. d. Wischenschaften. (Schon 1700 Societas Scientiarum, von diesem J. ist auch der Stifftungsbrief. Unkosten durch Kalendermachen gedeckt) Ihre Arbeiten wurden benannt: Miscellanea Soc. Scient. ad incrementum Scient. Leibniz war Praeses, v. Printzen Protector, die einzelnen Abtheilungen hatten Directoren, z. B. die Physik.-med. Abtheilung den D. Krug von Nieda (Nidda), Kgl. Geh. Rath u. 1. Leib Med.)

II. Stiftungsbrief, 11. Juli 1700. (Friedrich III. noch als Markgraf und Kurfürst.)

III. Endliche Einricht. d. Kön. Preuss. Soc. d. Wissenschaften. (Genaue Instruction 1710.)
IV. Anrede des Protectors v. Printzen bey d. Inauguration 19. I. 1711.
V. Antwort d. Vice-Praes. Jablonski.
VI. Stiftungs-Müntze u. lat. Gedicht.
VII. Deutsches Gedicht von B. Neukirch.
VIII. Catalogus membrorum von 1700—1711.

Weiteres über die Geschichte der Academie findet sich bei Nicolai. l. c. II. p. 701 und Mümmler (s. u.).

Interessant ist die Unsicherheit der Mitgliederlisten, wie sie von verschiedenen Autoren gegeben werden. In Rathlef's Geschichte jetztlebender Gelehrten (Zelle 1741), Theil III, wird vom J. 1739 Holtzendorff „erster Leib- und Kriegschirurgus und Generaldirector der Wundärzte", und Hofrath Friedr. Wilh. (nicht Christoph) Horch unter den Mitgliedern genannt, Eller nicht. Dieser fehlt bei Rathlef (IV. Th. 1742) auch in dem Verzeichniss der Professoren am Colleg. medico-chirurgicum. Umgekehrt wird Eller von Götten im „Jetztlebenden gelehrten Europa" als Mitglied der Societät im Jahre 1735 aufgeführt, Holtzendorff und Horch aber nicht erwähnt. Dasselbe ist der Fall in Strodtmann's Geschichte jetztlebender Gelehrten, der Fortsetzung des Rathlef'schen Werkes, im Jahre 1745.

Der Catalogus Membrorum zählt mit dem Präsidenten Leibniz 100 Mitglieder auf, die in den ersten 10 Jahren der Societät angehört haben; unter diesen befinden sich 20 Aerzte, von denen nur 5 in Berlin wohnten. Wir haben schon erwähnt, dass Gehema, den Jöcher in seinem Gelehrten-Lexikon als „Fiscalis heraldicus" der Societät aufführt, in dieser Liste nicht verzeichnet ist, ja dass dieser Titel in der ganzen Institution nicht vorkommt, und dass dieser endlose Irrthum auf den Titel: „Fiscalis des armes", Wappenfiscal, zurückzuführen ist, den G. als Mitglied des Ober-Heroldsamtes hatte.

Eine kurze Beschreibung des Ursprungs der Akademie der Wissenschaften an dieser Stelle war nöthig, weil eine vom Könige zur Hebung aller wissenschaftlichen Bestrebungen in seinen Landen gegründete Vereinigung von gelehrten Männern, unter denen auch viele Aerzte waren, eine schwerwiegende und gewiss zur Geltung gekommene Stimme bei jenen Einrichtungen hatte, die für Berlin noch ein Jahrhundert lang die Universität ersetzen mussten. So wurde das auf Holtzendorff's Vorschlag genehmigte Theatrum anatomicum 1713 (s. o.) von dem Leibmedicus Spener, der Mitglied der Societät war, in dem Gebäude derselben eingerichtet. Auch bei der näheren Einrichtung des Theatrum anatomicum 1719 und bei seiner Erweiterung zum Collegium medico-chirurg. 1724, die auf Holtzendorff's Betreiben geschahen und die durch einen Theil der Einnahmen der Societät erhalten wurden, haben Mitglieder der Societät mitgewirkt. Eller und Stahl, die das berühmte Medizinaledikt von 1725 aus-

arbeiteten, wurden beide Mitglieder derselben. Aber als treibende Kraft bei allen die Besserung der Kenntnisse, die Erhöhung der Leistungen und die Hebung der Stellung des militärärztlichen Personals bezweckenden Einrichtungen unter Friedrich Wilhelm I. finden wir immer wieder den Regimentsfeldscheerer, späteren Generalchirurgen Holtzendorff. Keiner hat das so offen und neidlos anerkannt, als Holtzendorff's „interner College", der Leibarzt und General-Feldmedicus Eller[1]). Am Schlusse der Beschreibung des Charité-Krankenhauses sagt er:

„Diese und dergleichen so nützlich als nöthige Veranstaltungen waren die Früchte einer reiffen Ueberlegung des, vordem in so vielen Feld-Zügen sowohl in- als ausserhalb Teutschland, als Regiments-Feldscheer sich habilitirten und nunmehro um die Aufnahme der Medicinischen und Chirurgischen Wissenschaften so sehr verdienten Königl. Leib- und General-Chirurgi Herrn D. Holtzendorff's, als welcher, da Er bereits durch Formirung des Plans, zu Errichtung des bey allen gescheuten Menschen vollkommen Beyfall findenden Collegii Medico-Chirurgici, sich allen diesen Studiis zugethanen, unendlich verpflichtet, hierdurch abermahlen neue Proben an den Tag legte, wie seine unermüdete Fürsorge beständig dahin abziele, dass diese, dem gemeinen Wesen so zuträgliche Wissenschaften immer mehr ausgeübet und verbessert werden möchten, wodurch sein Andenken bey denen Nachkommen unverloschen bleiben wird, sowie es bei allen vernünfftigen anitzo Hochachtung erwecket." Also ist es ein Irrthum, wenn es in der Eloge de M. Eller 1761 heisst, dass dieser Anregung und Plan zur Charité geliefert habe.

Ernst Conrad Holtzendorff entstammt dem alten Geschlechte von Holtzendorff, und zwar der sogen. Artillerielinie, deren Begründer sein Vater Ernst H. war. Dieser, am 5. März 1655 zu Colbatz in Pommern geboren, war zuerst Rüstmeister; nach der im

---

[1]) In seinen „Nützlich und auserlesenen medicinischen Anmerkungen", 1730. Das Exemplar der Bibliothek der Kaiser Wilhelms-Akademie ist nach den Inschriften zuerst im Besitze J. C. Moehsen's, dann in dem Theden's und Voeltzke's gewesen. Am Schlusse der oben citirten Stelle hat Theden bei dem Namen Holtzendorff hinzugeschrieben: „Gesegnet sey die Asche dieses würdigen Mannes! Dr. Theden."

Eller lieferte auch für die von Mischel besorgte deutsche Uebersetzung der Garengeot'schen „Abhandlung von den Instrumenten der Chirurgie", eine sehr gelehrte Einleitung „über Ursprung und Erfindung der Instrumente", von D. Jo. Theod. Eller, Kön. Pr. Feld-Medico, des Ober-Col. Med. Decano und Professore beym Kön. Coll. Med. Chirurgico. Berlin u. Potsd. 1729. Diese Einleitung ist Holtzendorff gewidmet „hochberühmten Med. Doct., Sr. Königl. Majest. in Preussen hochbestellten Leib- und General-Chirurgo von der Königlichen Armee und Directori von allen Chirurgis in Sr. Majestät Landen, ersten Regiments-Chirurgo von dero Leib-Regiment zu Fuss, des Obercollegii Medici, auch Societät der Wissenschaften hochansehnlichem Mitglied, meinem insonders hochgebietenden und hochzuverehrenden Herrn und Patron".

Westchor der St. Petrikirche zu Berlin befindlichen Grabschrift (s. u.) seit 1684 in Diensten des Grossen Kurfürsten und später des Königs Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.: zunächst als Hof-Marstall-Kommissarius und seit 1724 als Hofrath und Bürgermeister (Präsident) von Berlin. Als solcher war er in damaliger Zeit Beamter des Königs und nicht von den Bürgern gewählt. G. Küster (V, S. 429) sagt von ihm: E. H., Königl. Rüstschreiber und Hof-Marstal-Kommissarius, erhielt per Rescriptum vom 21. Dec. ej. a. (1710), dass er nach Brünsleben's Absterben als Bürgermeister mit dessen Gehalt introduciret werden solte, schwur den 23. Dec. und starb 1726 (Br. war 1724 gestorben). Das von K. abgebildete Wappen derer v. H. ist ein 4fach getheilter Schild mit Querbalken. Auf dem Helm ein von einer Schlange umwundener Pfeil, der auch in den beiden halben Feldern des Wappens diagonal gestellt sich findet. Im Jahre 1685 vermählte er sich mit Elisabeth Smytka, die einem alten Böhmischen Geschlechte entsprossen. Aus dieser Ehe stammen 4 Söhne; Ernst Conrad, der spätere Leibchirurg, war der zweite von ihnen. Die Mutter starb schon im Jahre 1714, der Vater erst am 16. August 1726 nach langen schweren Leiden im Alter von 71 Jahren. Die erwähnte Grabschrift hat folgenden Wortlaut:

Hier ruhet ein redlicher Mann, ein frommer Christ und ein treuer Diener der weyland Hoch Edelgeborene Herr Ernst Holtzendorf Königlich Preussischer Hofrath und Hof-Marstall Commissarius auch Bürgemeister der Residentz Stadt Berlin gebohren zu Colbatz in Pommern den 5. Märt 1655: Die meiste Zeit seines Lebens hat er von 1684 an in Diensten Sr. itzo regirenden Majestät und dero glaubwürdigsten Vorfahren zugebracht. Bis er endlich nach einer langwierigen Krankheit in festem Glauben und Vertrauen an seinen Erlöser am 16. August 1726 sanft und seelig entschlafen.

Am 17. Juni 1685 verheyratete er sich an Frauen Elisabeth Smytka, entsprossen aus einem alten Böhmischen Geschlecht, so ihm bereits am 17. Juni 1714 in die Ewigkeit vorausgegangen. Aus dieser vergnugten und gesegneten Ehe hat derselbe erzeuget 4 Söhne, die alle schon bei seinem Leben wohl versorget gewesen sind

Heinrich Wilhelmen
Ernsten Conraden
Otto Carln
Friedrich Casimirn

von denen er die Freude gehabt, noch 6 Enkel zu sehen. Welche allerseits zur Bezeugung ihrer Liebe und Betrübniss ihm dieses Grabmahl aufgerichtet sein Andenken aber beständig im Herzen tragen Der den Herrn Jesum auferwecket hat, wird uns auch auferwecken durch Jesum.

2 ad Corinth c. 4. v. 14.

Ueber die Kindheit, die erste Erziehung und den Bildungsgang von Ernst Conrad Holtzendorff sind keine näheren Nachrichten überliefert.

Aus der Familiengeschichte geht ausser der eben erwähnten Geschichte der Eltern nur hervor, dass Ernst Conrad am 27. September 1688 in Berlin geboren ist. Im Jahre 1706 (also im Alter von 18 Jahren) marschirte er als Regimentsfeldscheerer der Garde mit nach Brabant und reiste 1707 durch Italien über Wien, Venedig und Turin, dann durch die Schweiz über Solothurn nach Paris. Wie lange er für diese Reisen brauchte, wissen wir nicht, können aber aus der Dauer anderer wissenschaftlicher Reisen in jener Zeit schliessen, dass er 2 Jahre, also bis 1709, unterwegs war. Er wird dann seine Stelle als „simpler Regimentsfeldscheerer" (wie Pagel sagt) wieder übernommen haben. Dass er dieses Amt zur vollsten Zufriedenheit versah, dass er namentlich das Vertrauen Friedrich Wilhelm's I. besass, geht klar und deutlich daraus hervor, dass dieser ihn, den 28jährigen, im Jahre 1716 zum Generalchirurgus, gleichzeitig zum Leibchirurgus und zum Direktor sämmtlicher Chirurgen in den Preussischen Landen ernannte, damit er die auf seinen Antrag bewilligten Neuerungen nun auch selbst ein- und durchführen konnte. Nebenbei war er aber Regimentsfeldscheerer beim Regimente des Königs (in Brandenburg) geblieben. Dieser erkrankte im J. 1719 schwer und lebensgefährlich während eines Aufenthaltes in Brandenburg und wurde, als die übrigen Aerzte schon das Schlimmste befürchteten, von Holtzendorff, wie Pöllnitz erzählt, durch ein Brechmittel gerettet[1]). Eine Verschlimmerung des Leidens war, wie es scheint, eingetreten, weil der König sich gezwungen sah, gegen seine beiden Günstlinge, Leopold von Anhalt und Grumbkow, schroff aufzutreten.

Als er erkrankte, berief er die Königin zu sich nach Brandenburg und kündigte ihr sein Testament an, nach welchem sie im Falle des Ablebens des Königs zur Regentin ernannt war. Anhalt und Grumbkow, die davon gehört hatten, suchten Frau von Blaspiel, die einzige Dame, die die Königin begleitet hatte, zu bestimmen, dass sie die Königin zur Aufnahme beider Günstlinge in den Regentschaftsrath überrede. Der König erfuhr davon und liess Beide, als sie um eine Audienz baten, abweisen. In der folgenden Nacht trat die Verschlimmerung ein, auf welche das Emeticum einen so wohlthätigen Einfluss ausübte.

Wir sehen daraus, dass der König im J. 1719 zwei Mal ernstlich krank war; denn die Phlegmone, von der ihn Brandhorst befreite, war in demselben Jahre (nach anderen Nachrichten allerdings erst 1732) aufgetreten; beide Male hatten ihm Männer geholfen, die schon seit vielen Jahren sein volles Vertrauen besassen. Sollte dieser Um-

---

[1]) Vehse, Geschichte des Preussischen Hofes, I. S. 330: König, Versuch einer Historischen Schilderung Berlin's. 1796, IV, S. 82, und Wichart Holtzendorff's Geschichte der Familie Holtzendorff (s. u.).

stand nicht dazu beigetragen haben, dass er die Vorschläge und Pläne Holtzendorff's mit ganz besonderem Wohlwollen betrachtete und in kurzer Folge jene zahlreichen Einrichtungen schuf, die nicht nur den Anfang einer wissenschaftlichen, theoretischen und praktischen Erziehung des militärärztlichen Nachwuchses, z. Th. durch die Schaffung des Institutes der Pensionärchirurgen, nicht nur den Anfang einer ärztlichen Oberaufsicht über die Militärärzte und die Einführung regelrechter Prüfungen vor der Ernennung bezweckten und verwirklichten — alle die tüchtigen Kriegschirurgen Friedrich's des Grossen, bis auf Bilguer, stammten aus dieser „Schule" —, sondern auch für die ärztliche Wissenschaft im Allgemeinen von grösster Bedeutung waren. Hier wurde, wie in der Einleitung schon hervorgehoben ist, durch Holtzendorff praktisch bewiesen, dass eine Vereinigung der Medizin und Chirurgie sehr wohl möglich sei. Seiner regen Fürsorge für das Charité-Krankenhaus, über das er die besondere Aufsicht hatte[1]), sind gewiss auch z. Th. die oben erwähnten reichen Zuwendungen zu danken, die der König und viele hochstehende Persönlichkeiten, z. B. die Generalfeldmarschälle von Wartensleben und von Arnim, der Anstalt zu Theil werden liessen (s. u.).

Im Jahre 1716 (s. o.) wurde Holtzendorff zum Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften, durch A. C.-O. vom 13. Juli 1725 auch zum Mitgliede des Collegium med., das damals zum Ober-Colleg. med. wurde (s. Medic.-Edict, S. 40, Küster III, S. 475), ernannt, 1728 zum Dechanten des Hochstiftes Lübecke bei Minden. Unter den „Königl. Preuss. Bedienten" vom Jahre 1723 bei König IV, 2, S. 62 ist H. als Regimentsfeldscheer mit einem Gnadengehalt (wohl Zulage) von 120 Rthlr. p. a. verzeichnet; in einer Liste vom J. 1727 (S. 68), wo die Neujahrsgeschenke des Königs notirt sind, wird er als „Generalfeldchirurgus" aufgeführt. Beim Ausbruch des 1. Schlesischen Krieges, nach einer Mittheilung von König im Militärischen Pantheon[2]) in Ungnade gefallen, verliess er, 53 Jahre alt, den Dienst und zog sich auf sein Rittergut Colbitz zurück, wo er im J. 1751 starb. Er war seit 1713 vermählt mit Barbara Cécille de Senneville, die er 1706 während des Feldzugs in Brabant kennen gelernt hatte; sie starb schon nach 9 Jahren in Glienicke bei Potsdam.

---

[1]) „und lässt mit höchstrühmlichen Eyfer keine Gelegenheit aus den Händen, wo Er zur Aufnahme und Erhaltung dieses, von Ihm zuerst angegebenen nützlichen Wercks etwas beytragen kan". (Eller, l. c. p. 16.)

[2]) Dass H. noch mit in's Feld gerückt war, beweist eine Stelle aus der Schrift zur Jubelfeier Theden's von J. C. A. Meyer. Berlin 1787. Theden war mit dem Regiment von Buddenbrok ausmarschirt und wurde dem Regiments-Lazareth in Strehlen zugetheilt. In dem dortigen Lager lernte er den

Sein einziger Sohn, der später unter Friedrich dem Grossen berühmt gewordene Generalinspector der gesammten Artillerie, Ernst Conrad von Holtzendorff (1714—1785), war am 21. Januar 1767 von Neuem in den Adelstand erhoben.

Da es in Friedenszeiten einen Generalstabsfeldmedicus nicht gab, sondern diese Stelle, wie wir in der Einleitung berichteten, erst beim Ausbruch eines Krieges geschaffen wurde, so war bis 1724 (s. u.) thatsächlich Holtzendorff der verantwortliche Leiter des ganzen Armee-Sanitäts-Wesens unter Friedrich Wilhelm I. Er hat als solcher eine ganze Reihe von Verbesserungen eingeführt, die für seine Zeit als grossartige Fortschritte begrüsst wurden, lange Zeit unverändert blieben und schliesslich, als es nach 70 Jahren, am Ende des 18. Jahrhunderts, gelang, wieder einen tüchtigen Schritt vorwärts zu thun, da waren es die von Holtzendorff herrührenden Institutionen, die gleichsam als Grundstock für die neuen grösseren und besseren Einrichtungen dienten. Nach Mursinna's „Geschichte der Preussischen Chirurgie im 18. Jahrhundert" (Rede zum Stiftungsfeste der Pepinière 1804) ist nicht nur die Stiftung der Anatomiekammer 1713 und des Collegii, sondern auch die Genehmigung wissenschaftlicher Reisen verschiedener Regimentsfeldscheerer auf die „unterthänigste Vorstellung" des Generalchirurgen Holtzendorff geschehen. „Folglich hat dieser Wundarzt ein vorzügliches Verdienst um die Beförderung der Chirurgie in unseren Staaten. Wohl der Monarchie, welche sich eines solchen Mannes erfreuen kann!"

Die mit seiner Stellung verbundene organisatorische, prüfende und kontrolirende Thätigkeit machte ihm eine ausgedehnte praktisch-chirurgische Beschäftigung unmöglich; wie sehr er aber die Fortschritte der Wissenschaft verfolgte, und darauf hielt, dass sie auch von den ihm unterstellten Fachgenossen beachtet wurden, beweist manche zufällige Bemerkung in verschiedenen chirurgischen Schriften jener Zeit. Seine Fürsorge für das Charité-Krankenhaus wurde schon erwähnt; bezeichnend ist auch, dass er den „vor Kurzem (1719) in England mit gutem Erfolge ausgeführten hohen Blasenschnitt" von dem Regimentsfeldscheerer und Professor Senff bei der ersten Gelegenheit wiederholt wünschte[1]), und dass er, als es geschah, von Potsdam herüberkam

Leibmedicus Schaarschmidt, den General-Chirurgus Holtzendorff und dessen nachmaligen Nachfolger Bouness kennen (l. c. p. 28). Auch Schmucker erzählt in seinen Wahrnehm. (II, 505) von dem „damahligen General-Chirurgus, Herrn Holtzendorff", der mit ihm nach der Schlacht bei Mollwitz (1741) den verwundeten Fähndrich von Sasse besuchte.

[1]) Eller, l. c. p. 109: „Der Königl. Leib- und General-Chirurgus H. Dr. Holtzendorff, welcher bereits eine geraume Zeit zuvor diese Art zu operiren

und bei der Operation zugegen war. Ein Zeichen der Zeit und ihrer Leichtgläubigkeit war es, dass H. einen ihm erzählten Fall von sogenannter Selbstamputation (durch Abschnüren) glaubte und ihn Schaarschmidt mittheilte, der ihn dann veröffentlichte. — In den Miscellan. Berolinens. ad incrementum scientiarum, den Arbeiten der Sozietät der Wissenschaften (1710, 1727, 1734, 1737, 1740, 1743, im Ganzen 7 Bände, 2 in 1727)[1]) finden wir von E. C. Holtzendorff nur eine Mittheilung aus dem Jahre 1727: Observatio practico-chirurgica de inflammatione oculi cum carie orbitae; er warnt darin vor zu energischen Maassregeln; sein Kranker, ein 24 Jahre alter Mann, wurde nach mehrfachen Incisionen und nach Entfernung der nekrotischen Partien, aber erst, als sie gelöst waren, geheilt.

In dem mehrfach erwähnten „Grossen Vollständigen Universal-Lexikon" ist die Rede von einem adelichen Geschlecht in Meissen, von Holtzendorff, oder Holczindorff, Holtdorp, Holzendorff; „andere machen es zu Märkischer Ankunft, dessen Stammhaus Holtzendorff in der Mittelmarck gelegen"; sie seien 926 von Heinrich dem Vogler gegen die Wenden geschickt, und der erste, der sich bekannt gemachet, sei Bruno gewesen, „so an 933 der Schlacht bey Merseburg wieder die Hunnen beygewohnet und sich hervorgethan hat". Jener Linie gehörte damals: Stolpenhagen, Seydow, Falkenberg, Jagow, Pretschen, Dröschkau bei Mühlberg, Wittmannsdorff, Calmen, Ochsensaal, Thalwitz, Bunitz, Kötten, Bärnstein, Baruth und Kunersdorf. — Obgleich die Geschichte dieser Linie bis ca. 1725 fortgeführt ist, obgleich eine ganze Reihe dieser H.'s in churbrandenburgischen Diensten aufgeführt werden, wird die Linie, der der Generalchirurg H. entstammt, in dem Lexikon gar nicht erwähnt. — Ausführlich ist die Familiengeschichte beschrieben in: Wichart von Holtzendorff, Die Holtzendorff's in der Mark Brandenburg und Kursachsen. Berlin 1876. Danach hatten Vorfahren des Generalchirurgen, nachdem sie im 30jährigen Kriege vollständig verarmt waren, den Adel niedergelegt. — Der I. Band von Börner's Nachrichten ist einem Reichsgrafen Holtzendorf gewidmet. — In Küster's Altem und Neuem Berlin, III, 268, wird ein Christian Moriz Holzendorf als Cammer-Fourier Friedrich des I., Ordens-Herold des Schwarzen Adler-Ordens, aufgeführt, und bei König ein Canzelist Holtzendorff unter den Beamten der Geheimen Canzelei Friedrich Wilhelms I. im Jahre 1723 (mit 300 Rthlr. Gehalt), sowie bei dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium ein Kriegs-

---

bey uns vollführt zu sehen wünschte, beehrte uns mit seiner Gegenwart." — Senff machte damals, wie E. berichtet, die Sectio alta in 3 Fällen; 2 genasen, der 3., bei dem ein zackiger (Oxal-) Stein zu tiefen und zahlreichen Geschwüren geführt hatte, starb 22 Tage nach der Operation. — Kein Tampon, kein Verweilkatheter; alle 2 Stunden Verbandwechsel, dabei jedes Mal kurze Zeit Bauchlage. Eller hält (S. 194) den „Geschickten Chirurgus und Regiments-Feldscheer" Pröbisch in Königsberg für den Ersten, der damals in Deutschland die Sectio alta ausführte (1726; s. u.).

[1]) 1781 erschien in Gotha eine deutsche Uebersetzung: Physikalische und Medizinische Abhandlungen der Königl. Akad. der Wissenschaften von Dr. Mümler. — Die Einleitung enthält die Geschichte der Societät und Akademie.



Eller.

Rath und Secr. H., „arbeitet mit bey der Verpflegung" (mit 600 Rthlr. Gehalt). — In dem 1774 erschienenen 1. Theile der Vermischten chirurg. Schriften von J. L. Schmucker wird S. 237 auch ein Regimentschirurgus Holzendorf in Cüstrin genannt, ein Lieutenant Holtzendorff überreichte bei der Jubelfeier zu Theden's fünfzigjährigem Dienstjubiläum ein auf Theden's langjährige Wirksamkeit beim Artilleriekorps bezügliches Gedicht.

Wir sehen in Holtzendorff den hochangesehenen, vielerfahrenen Mann, der das Vertrauen seines Königs in vollem Maasse besass und von diesem Vertrauen einen so guten, nur dem allgemeinen Interesse dienenden Gebrauch machte, dass seine Zeitgenossen ihm Alle, ohne Ausnahme, Lob und Anerkennung zollten. Auch die spätere Forschung hat Nichts ergeben, was diese Anerkennung irgendwie verkleinern könnte; sie hat im Gegentheil noch Manches zu Tage gefördert, was die Leistungen dieses unseres ersten militärärztlichen „Chefs" noch grösser erscheinen lässt.

VI. Joh. Theodor Eller.

Im Jahre 1724, als Holtzendorff schon 8 Jahre der Direktor aller Chirurgen in Preussischen Landen, und besonders der nur dem Könige verantwortliche Leiter des Heeres-Sanitätswesens war, wurde von Friedrich Wilhelm I. auch für die Medici in der Armee ein oberster Arzt, der Feldmedicus, spätere General-Stabs-Feldmedicus und Leibarzt Eller, ernannt, der zugleich als Professor am Collegium medico-chirurgicum unterrichtete, viele medizinische Gutachten und mit Stahl das schon oft erwähnte Medizinal-Edikt vom Jahre 1725 ausarbeitete. Eller war ein sehr gelehrter und vielseitiger Mann, der besonders durch chemische Kenntnisse unter seinen Zeitgenossen hervorragte. Wir haben dafür keinen Geringeren als Gewährsmann anzuführen, als Friedrich den Grossen, der in seinen „Mémoires pour servir à l'Histoire de Brandebourg, imprimés pour la satisfaction du Public" 1750 (p. 84), nachdem er den Verfall der Akademie der Wissenschaften während der Regierungszeit seines Vaters beklagt hat, Medizin und „Chymie" davon ausnimmt:

> „Pott, Margraff et Eller, combinoient et décomposoient la matière, et éclairoient le Monde par leurs découvertes; et les Anatomistes obtinrent un Théatre pour leurs dissections publiques, qui devint une Ecole florissante de Chirurgie."

Auch in einem Briefe an H. von Camas (s. Jost, l. c. S. 627) schreibt Friedrich d. Gr. im Jahre 1739: „Wenn die Geschicklichkeit des Arztes mir die Gesundheit wieder verschaffen kann, so darf ich hoffen, sie wieder zu erlangen; denn Eller ist ein geschickter Mann.“ Ungefähr aus derselben Zeit stammen die Briefe Friedrich's des Grossen an Eller selbst, in denen er sich für die Nachrichten über das Befinden des schwer kranken Königs bedankt und das unbedingte Vertrauen zu der Sorgfalt und ärztlichen Kunst Eller's ausdrückt. Demgegenüber will es wenig bedeuten, wenn er ihm einmal vorwirft, er habe eine Krankheit (die des H. von Keyserling) nicht früh genug als ernst erkannt und demgemäss behandelt.

Wir nannten Eller auch schon in der Einleitung unter den Aerzten, die durch längeren Aufenthalt in Holland und Frankreich ganz besonders ihre chirurgischen Kenntnisse und Fähigkeiten zu ergänzen suchten. Die langjährige Thätigkeit in der Charité, wo er allen grösseren Operationen seines chirurgischen Kollegen, des Prof. und Regimentsfeldscheerers Senff, beiwohnte, bewahrte ihn vor dem sonst unvermeidlichen, allmählichen Verschwinden dieser mühsam und mit vielen Kosten gesammelten Kenntnisse. Er schrieb sogar ein vollständiges Lehrbuch der Chirurgie, das allerdings erst nach seinem Tode herausgegeben wurde (s. u.); sein erstes Werk, die „Nützlichen und auserlesenen medicinischen und chirurgischen Anmerkungen“ [1]) ist zum grössten Theile chirurgischen Betrachtungen und chirurgischer Kasuistik gewidmet, während die anderen Arbeiten mehr die inneren Krankheiten und daneben physiologische, chemische und entwicklungsgeschichtliche Fragen behandeln. Hier und da lieferte er auch interessante Beiträge zur Geschichte der Chirurgie. Er war, wie Marggraf, Neumann, Pott u. A., ein überzeugter Anhänger des Stahl'schen Animismus, folgte aber in seinen Vorlesungen über Pathologie auch den Lehren Fr. Hofmann's und Boerhave's. Die Therapie suchte er zu vereinfachen und von den komplizirten Mitteln zu befreien. Die Eller'schen Gichttropfen (Liqu. anod. mineral. Hoffmanni und Liqu. Cornu cervi succinatus) haben sich noch lange in Gebrauch erhalten. Baldinger, der fast 20 Jahre nach dem Tode Eller's sein Buch über die Krankheiten einer Armee schrieb, zitirt ihn noch als Autorität bei der Besprechung der Soldatenfieber (S. 291), ebenso Bilguer 1791 in der „Anmerkung zu den Erinnerungen“ etc. (s. u.). — Sehr merkwürdig ist in Eller's „Abhand-

---

[1]) Berlin 1730; bei Nicolai und in der Biogr. méd. (IV, 25) wird noch eine Ausgabe von 1740 erwähnt, die aber nirgends zu finden ist (s. u.).

lungen“ die genaue Kenntniss und der fachmännische Gebrauch von Ausdrücken und Bezeichnungen aus dem Gebiete der Bergbau- und Hüttenkunde, die er so vollständig kaum dem Umgange mit Bergbeamten, sondern nur eigenem Sehen, eigenen praktischen Studien in Bergwerken verdanken kann (s. z. B. S. 311). Er schrieb auch das „Gazophylacium, seu catalogus rerum mineralium et metallicarum“, Bernburg 1723. — Seine im Colleg. med. chir. von 1726 bis 1734 gehaltenen Vorträge wurden unter dem Titel: „Physiologia et Pathologia medica seu Philosophia corporis humani sani et morbosi“ von Zimmermann übersetzt in 2 Bänden herausgegeben (zuerst Schneeberg 1748; in 3. Auflage zu Altenburg 1770). Eller hat das Buch nie anerkannt (s. Andreae, Chronik der Aerzte des Reg.-Bezirks Magdeburg). — Haller erwähnt (Bibl. chirurg., Bern 1775) noch aus den Misc. Berolin., IVa. 1733 von Eller: Ficus ex papillis albicantibus congestus, feliciter resectus. — Calculus vesicae membrana obvolutus in ureteris transitu haerens, a lithotomo quodam evulsus, bono eventu. — Calculus etiam felleus membrana tectus. — Den 2. Bericht Eller's über die Charité vom Jahre 1740 (s. u.) erwähnt Haller nicht; in dem Verzeichniss von Büchern bei Haude und Spener, Berlin 1753, steht er unter dem Titel: „Anmerkungen von Krankheiten und verrichteten Operationen in dem Lazareth zur Charité in Berlin“. Mit Karte. Berlin 1740; auch Meusel zitirt ihn in seinem Lexikon der 1750 bis 1800 gestorbenen Schriftsteller. — Von den historischen Arbeiten Eller's ist die über den Steinschnitt in seinem ersten Werke, den „Nützlichen und auserlesenen Anmerkungen“, unserem ersten Charité-Bericht, und die Einleitung zu der Uebersetzung Garengeot's über „den Ursprung und die Erfindung der Instrumente“ am ausführlichsten[1]). Die „physikalisch-Chymisch-Medicinischen Abhandlungen“, die nach seinem Tode aus den Gedenkschriften der königl. Akademie der Wissenschaften herausgezogen und übersetzt wurden von Carl Abraham Gerhard (1764)[2]) beginnen mit einer Arbeit über die Scheidung des Goldes vom Silber durch die Präcipitation (1747), welche man die trockene Scheidung nennt. Ein Goldschmied in Quedlinburg, Pfannenschmidt, hatte sie von ungefähr entdeckt; sein Sohn, der ein Arzt war, verbesserte das Ver-

[1]) Wir finden bei Garengeot auch einen Zungenspatel mit Kinnhaken abgebildet, wie er vor einigen Jahren zum gleichzeitigen Emporziehen von Zunge und Kiefer empfohlen wurde. Welchen Zwecken das Instrument damals diente, ausser zum Festhalten und Niederdrücken der Zunge, konnte ich nicht ausfindig machen.

[2]) Vergl. auch die lateinischen Verhandl. der Societät: Miscellanea Berolinensia 1710—1743, und Mümler's deutsche Uebers.

fahren, so dass, besonders nach Goslar, wo goldhaltiges Silber gewonnen wird, von allen Gegenden Material gebracht wurde, um diese zwey Metalle scheiden zu lassen. Die näheren Erläuterungen (36 Ss.) lassen es doch noch recht komplizirt erscheinen. Dann folgen Abhandlungen von der Fruchtbarkeit der Erde überhaupt (1749), von der Vegetation der Saamen, der Pflanzen und Bäume (1752), eine anatomische Erklärung des Ursprungs und der Bildung der Ueberbeine (1746), die „man ein Aneurysma (Anenoysma ist wohl Druckfehler) der Sennenscheide“ nennen könnte; ferner der Bericht über eine schwere Schädelverletzung mit günstigem Verlauf (1752); der Bericht war 1752 dem Könige von der Domainen-Kammer des Herzogthums Cleve übersandt und Friedrich d. Gr. schickte ihn an das Collegium medicum.

Eller fügt der Beschreibung des Falles interessante historische Notizen über die Behandlung der Schädelverletzungen, über einen nach der Schlacht bei Zorndorf selbstbeobachteten, und über einen von dem „damaligen geschickten Oberchirurgus, anitzt aber als Regimentsfeldscheer schon verstorbenen Herrn Krug besorgten“ Fall hinzu. Nun folgen Bemerkungen über den Schall, die Stimme und den Gesang, die Beschreibung einer einäugigen Missgeburt (1754); Erfahrungen, wie flüssige Körper Jahre lang in luftleerem Raum vor der Fäulniss bewahrt werden können (1751); eine Methode, den Weg eines Schiffes zur See auszumessen, wenn man keine astronomischen Wahrnehmungen zu Hülfe nimmt; Erfahrungen über das menschliche Blut (1751); eine Abhandlung über die Elemente, dass „Feuer und Wasser die einzigen Dinge sind, die eigentlich den Namen der Elemente verdienen“ (1746); eine Untersuchung von der Erzeugung der Steine im menschlichen Körper (1755) (erklärt einen in einem Bauchabscess gefundenen Stein für einen Gallenstein); ferner von der Natur und den Eigenschaften des gemeinen Wassers (1750); von der Einbildungskraft schwangerer Frauen (nicht ganz ablehnend); Versuch über die Bildung der Körper überhaupt (1748); über den Ursprung und die Erzeugung der Metalle (1753) („es hat mir bey dieser Untersuchung nicht wenig geholfen, dass ich in meiner Jugend den Vortheil gehabt, mit Bergleuten umzugehen, sie an vielen Orten Deutschlands in den Höhlen der Berge arbeiten zu sehen“ u. s. w. Die Schöpfungsgeschichte erwähnt die Metalle nicht, weil sie damals noch nicht existirten, sich vielmehr erst später allmählich bildeten); von der Auflösung der Salze in gemeinem Wasser (1750); von der Erzeugung eines mit einer Haut umgebenen und eingeschlossenen Blasensteins (1755); und endlich Untersuchungen über den vorgegebenen gefährlichen Gebrauch des Kupfer-

geschirrs in unseren Küchen (1754); E. stellt diese Gefahr vollständig in Abrede. Aus den Miscell. Berolin. Bd. II, S. 377 u. 381, fügen wir noch hinzu: Observatio de ingenti Marisca seu Sycosi intra Sinum pudoris enata, und: Calculi Vesicae membrana cincti vel inclusi generatio, theoretice illustrata et practice comprobata. Dieser Fall, bei dem Pallas die Operation unternahm, aber nicht zu Ende führen konnte, sowie mehrere andere sind auch in Sonderabdrücken erschienen und werden von Eller bei Gelegenheit anderer Mittheilungen mehrfach erwähnt (s. o.). — Nach seinem Tode erschienen ausser der oben erwähnten Chirurgie noch die: „Observationes med. pract. de cognoscendis et curandis morbis, praesertim acutis", Königsberg und Leipzig 1762, Amsterdam u. Genf 1766, französ. Uebers. Paris 1774, und: „Ausübende Arzneiwissenschaft, oder praktische Anweisung zu der gründlichen Erkenntniss und Kur aller innerlichen Krankheiten." Berlin und Stralsund 1767 und 1777.

Wir sehen aus dieser Zusammenstellung von Arbeiten, die damals sicher auf der Höhe der Wissenschaft standen, dass Eller ein sehr vielseitiger und fleissiger Gelehrter war, und dass es wohl nicht ganz richtig ist, wenn Geiger (l. c. S. 551) seine schriftstellerische Thätigkeit als gering bezeichnet. Freilich war seine Bedeutung als Leibarzt, als Feldarzt, als Praktiker, als Lehrer in der Charité und am Collegium medico-chirurgicum, und als Miturheber des Medicinal-Edikts von 1725, in dem u. A. Staatsprüfungen für Aerzte und Wundärzte vorgeschrieben waren, die in Preussen Praxis ausüben wollten, von grösserem Umfange und grösserer Wichtigkeit.

Joh. Theod. Eller war am 26. Nov. 1689 in Pötzkau in Anhalt geboren; sein Vater, der Amtmann Jobst Herrmann E., früher in Hannoverschen Militärdiensten, nannte sich E. von Brockhusen. Joh. Theod. besuchte die Schule (Gymnasium?) zu Quedlinburg und 1709 die Universität in Jena, um Jura zu studiren. Dieses Studium vertauschte er, durch Hamberger's Vorlesungen über Physik gewonnen, mit dem der Naturwissenschaften und ging 1711 nach Halle, wo damals Stahl lehrte, dessen Anhänger er auch später blieb. In seinen Schriften spricht er wenig oder gar nicht über den kurzen Aufenthalt in Halle. Er ging 1712 von hier nach Holland, zuerst nach Leyden, dann nach Amsterdam zu Rau und mit diesem, als Bidloo starb, zurück nach Leyden, wo er Prosector und Assistent Rau's wurde. Er rühmt (Anmerk. S. 207) dessen „grosse Geschicklichkeit und noble Verwegenheit", a. a. O. auch seine „edle Dreistigkeit." Dass er es so lange bei diesem Manne aushielt, ist um so mehr zu bewundern, als wir von Heister u. A. wissen, dass Rau zwar ein geschickter,

aber sehr unliebenswürdiger und unzuverlässiger Mann war (Leporin l. c. S. 12, Börner l. S. 307). An E.'s Aufenthalt in Paris erinnert nur eine Stelle in den „Anmerkungen" (s. u.); von Amsterdam und Leyden und „seinem fünfjährigen Lehrer in der Zergliederungs- und Wundarzneikunst" spricht er sehr oft (Abhandl. S. 389). Hier promovirte er auch 1716 mit einer Dissertatio inauguralis de liene. Eller weiss sich annoch wohl zu entsinnen, als er sich bey dem vortrefflichen Anatomico und Operatore chirurgiae Herrn Professore Rau aufhielt, einen Cancrum Mammarum gesehen zu haben, der einem später beobachteten Tumori Mesenterii sehr ähnlich war (Anmerk. S. 150). Im Jahre 1713 sah er im Gasthuis (Lazareth) zu Amsterdam einen stark erweiterten, mit Eiter gefüllten Ureter (S. 182). Er beobachtete hier (S. 195) etliche 100 Steinoperationen bei Rau, der damals auch die vielen vom Frère Jaques bei dieser Operation begangenen Fehler nachwies und nach seiner eigenen Methode in 15 Jahren fast bey die 2000 Personen vom Stein befreite. Freilich erzählt Eller einige Seiten weiter (S. 206), dass er in Zeit von 5 Jahren mehr als 200 von ihm schneiden sah, „wobei ich Assistente gewesen und wovon ich verschiedene hernachmahlen in der Cur tractiret"[1]). — Viel früher als 1713 kann Eller nicht nach Leyden (zum 2. Mal) gekommen sein; er war damals 24 Jahre alt und hatte schon Jura und Medizin studirt. Da er 1719 in London (Anmerk. S. 194) und 1721 Anhalt-Bernburgischer Leibarzt und Physicus war, bleibt, die 5 Jahre bei Rau, also bis 1717 oder 1718, eingerechnet, höchstens 1 Jahr für Paris übrig (Anmerk. S. 244), entweder kurz vor oder kurz nach dem Aufenthalt in London, wo er 15 Monate, bis Januar 1721, geblieben war. Im Winter 1723/24 hielt er den Armeechirurgen in Magdeburg Vorträge über Anatomie. — Ehe er über Strassburg nach Frankreich ging, bereiste er Sachsen und den Harz und trieb hier mit grossem Eifer mineralogische und „chymische" Studien in Berg- und Hüttenwerken. — In Bernburg (Observat. S. 149) machte er die Blatternimpfung, die erst 1721 durch Lady Montague in England eingeführte Inoculation, an einem 8 Jahre alten Mädchen. Wahrscheinlich hatte er das Verfahren kurz vorher in London kennen gelernt. Es war nicht ungefährlich und hat trotz vieler Empfehlungen (La Condamine, Maria Theresia, Friedrich d. Gr.,

---

[1]) Vergl. auch die „Abhandlungen" S. 389 u. 392. — Nach der auch sonst historisch nicht ganz zuverlässigen Eloge de M. Eller, 1761, ist E. nur bis 1716 bei Rau gewesen. Er selbst spricht von seinem 5jährigen Aufenhalt bei ihm, 1711 ging er aber erst nach Halle, 1712 nach Leyden und in demselben Jahre nach Amsterdam.

Katharina v. Russland, s. „Blattern und Schutzpockenimpfung", Berlin 1896) in Deutschland nie recht Fuss fassen können. Jedenfalls gehört die Eller'sche zu den ersten, in Deutschland ausgeführten Inoculationen.

Im Februar 1724 nach Berlin berufen, wurde er (s. o.) zum Hofrath, Feldmedicus, Lehrer der Anatomie, Professor und Beisitzer an dem neugegründeten Collegium medico-chirurgicum und zum Arzt des grossen Friedrich-Hospitals ernannt. Seine Thätigkeit als Arzt und Lehrer an der Charité, seine Mitwirkung an dem Medizinaledikt von 1725, das er mit seinem alten Lehrer Stahl, der inzwischen (1716) an Hoffmann's Stelle nach Berlin gekommen war, ausarbeitete, haben wir schon mehrfach erwähnt.

Eller blieb 36 Jahre, bis zu seinem Tode, in Berlin. Wie er mit Hoffmann und Horch 1734 den schwerkranken, an Podagra und Wassersucht leidenden König behandelte, wie dieser nach seiner Genesung sich dankbar erzeigte und u. A. der Charité 100000 Thlr. schenkte, wurde ebenfalls schon erwähnt. Eller war auch zugegen, als Friedrich Wilhelm I. am 31. Mai 1740 seinen Leiden erlag. Er war seit 1735 der erste Preussische „Generalstabsfeldmedicus" und hatte als solcher die Kontrole über die Feld- und Garnisonmedici, auch eine Art Oberaufsicht über die Lazarethe, zusammen mit Holtzendorff, soweit von einer Aufsicht unter den damaligen Verhältnissen, wo die Lazarethe unter Leitung von Offizieren standen, überhaupt die Rede sein kann. In der in der Einleitung mitgetheilten Instruktion vom 23. April 1734, die als das erste Feld-Lazareth-Reglement angesehen werden kann, war der Hauptmann v. Langeler als Lazareth-Inspektor und Wetzel als Lazareth-Kommissarius verpflichtet, über Utensilien, Verbandgegenstände, Verpflegung, Medikamente den K. Hofrath Dr. Eller und Generalchirurg Holtzendorff zu Rathe zu ziehen. Bei diesen hatten sich auch die Reconvalescenten zu melden, um weitere Verhaltungsmassregeln zu erhalten. Für den ersten und zweiten Schlesischen Krieg stellte Eller als ärztlicher Leiter des Feldlazarethwesens mit dem ersten Feldstabsmedicus Lesser den Etat auf. Ueber seine ärztliche Thätigkeit im Felde hat er Nichts geschrieben. Desto fleissiger war er in den nun folgenden 12 Friedensjahren. Noch unter Friedrich Wilhelm I., 1725, zum Mitglied, 1735 zum Direktor der physikalischen Klasse der Societät der Wissenschaften ernannt, machte er 1743 ihre Reorganisation und Umwandlung zur Akademie mit und betheiligte sich, wie wir gezeigt haben, bis 1756, also wenige Jahre vor seinem Tode, sehr eifrig an den Arbeiten der Gesellschaft. Dass er in stetem Kampfe mit dem Chemiker Pott stand, der auch Mitglied der Societät und Akademie war, ist nicht zu verwundern, da dieser streitbare Herr, wie aus der

Liste seiner Schriften bei Börner-Baldinger hervorgeht, auch mit dem Bergrath v. Justi, dem Chemiker Marggraf u. A. auf dem Kriegsfusse lebte (z. B. Untersuchung der wahren Ursachen, warum J. F. Pott seine Animadversiones wider dessen (Eller's) Erfahrung gerichtet, Berlin 1756). Eller schreibt immer ruhig und sachlich: wenn er eine widerstrebende Meinung zu bekämpfen hat, wird er nie, wie es damals sonst wohl üblich war, ausfallend grob. Das ist um so mehr zu verwundern, als am Schlusse der Eloge, des Nachrufes der Akademie der Wissenschaften (Berlin 1761), seinem Jähzorn die Schuld einiger Zerwürfnisse in der Gesellschaft zugeschrieben wird. Im Uebrigen werden hier seine Verdienste um die Akademie, der er, bei Hofe und bei Friedrich Wilhelm I. beliebt und angesehen, von grösstem Nutzen war, voll anerkannt. Mitglied der Kaiserl. Leopoldinischen Akademie der Naturforscher war er seit 1738. Ausserdem wurde er zuerst als Mitglied, seit 1755 als Vorsitzender des Ober-Collegium Medicum, dem auch Christ. Horch und Cothenius angehörten, gewiss oft in Anspruch genommen. Man kann es wohl verstehen, wenn er schon im J. 1730 in der Vorrede zu seinen „Anmerkungen" darüber klagt, dass er „in seiner Function wegen der ausserordentlich vielen Geschäfte gleichsam überladen sei." Dass er in hohem Ansehen stand, geht u. A. daraus hervor, dass Henckel ihm die 3. Sammlung medic. und chirurg. Anmerkungen (1748; die erste erschien 1747, die letzte, 6te, 1751), zu denen viele andere Militärchirurgen beitrugen, widmete, und dass verschiedene Aerzte oder Chirurgen ihm ihre Arbeiten vor der Veröffentlichung vorlegten und um seinen Rath und sein Urtheil baten. Auch der sehr beschäftigte und geschickte Regimentsfeldscheerer Pröbisch, der zuerst in Königsberg, später in Berlin thätig war, hatte ihm versprochen, seine reichen Erfahrungen zu sammeln und ihm zur Bearbeitung und Publikation zu überlassen; Eller bedauert, dass Pröbisch diese Absicht nicht ausgeführt hat[1]). 1742 hielt er auch wieder Vorträge über Anatomie. Im J. 1755, also im Alter von 66 Jahren, wurde er Geheimrath (Börner u. A. sagen dafür „Geheimbderath") und Direktor des Colleg. medic. chirurg. — Er gehörte zu den angesehensten Leibärzten Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Grossen. Letzterer verlieh ihm, wahrscheinlich um seine Thätigkeit in der Charité zu unterstützen, Sitz und Stimme im Armen-Direktorium, unter dessen Oberleitung dieses Krankenhaus damals stand. Die folgende, in den Charité-Akten befindliche A. C.-O. wurde zu dem Zweck erlassen:

---

[1]) Das scheint später wenigstens z. Th. doch noch geschehen zu sein (s. u.).

Copia.

Von Gottes Gnaden Friedrich König in Preussen, Marggraf zu Brandenburg des heil. Römischen Reichs Ertz-Kämmerer und Churfürst p. p. Unsern gnädigen Gruss zu vor Unser Rath und Lieber Getreuer. Ihr ersehet aus dem copeylichen Beyschluss, aus was Ursachen wir nöthig gefunden, dass Unser Hofrath und erster Leib Medicus Dr. Eller, bey hiesigen Armen Directorio votum et sessionem habe, und befehlen Euch allergnädigst, denselben gehörig zu introduciren und zu seinen Verrichtungen anzuweisen. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Geben

Berlin, den 20ten Januar 1741.

Friedrich.

An
den Würklichen Geheimen Etatsministre
von Brandt umb den Hofrath Dr. Eller
bey dem Armen Directorio als ein membrum
cum voto et sessione zu introduciren.

Als Eller 1724 nach Berlin kam, war er seit 3 Jahren verheirathet mit Kath. Elisab. Burckhard, die 1751 starb. Die Kinder aus dieser Ehe waren früh gestorben. Eller verheirathete sich 1753, also 64 Jahre alt, zum zweiten Male, und zwar mit Henriette Kathar. Rese. Nachkommen von ihm sollen noch in Schleswig-Holstein leben.[1]) Von seiner anstrengenden amtlichen und wissenschaftlichen Arbeit erholte er sich in seinem „Landhause“ vor dem Köpenicker Thore, dem früheren Louysenhof, damals bekannt unter dem Namen: „Eller's Meierei“; es war ein Haus mit einem Garten (vielleicht an der Spree gelegen), die der Herr Hofrath „vortrefflich verbessert hat“. So ist es uns durch Küster in seinem oft citirten „Alt- und Neu-Berlin“ (Abth. 3) überliefert. Sein Haus in der Stadt, wo er seine Bibliothek, seine werthvollen Sammlungen, Instrumente u. s. w. aufbewahrte, lag „medio der Friedrichstrasse auf dem Werder“. Für die 1 Jahr nach seinem Tode vorgenommene Auction dieser Sammlungen wurde (wie ungefähr um dieselbe Zeit bei Laur. Heister) ein Katalog angefertigt; er war 300 Seiten stark.

Eller starb, 71 Jahre alt, nach kurzer Krankheit an „einer heftigen Colica“ am 13. Sept. 1760; seine Nachfolger in der Charité waren bis zum Ende des Jahrhunderts Sam. Schaarschmidt,

---

[1]) A. Nicol. Harzen-Müller in der Wochenschrift der „Bär“, Jahrg. 1898, wo auch über die Vorfahren Eller's, über seine Beziehungen zu Friedrich dem Grossen, über seinen Tod, seinen Nachlass manches Interessante mitgetheilt wird.

Muzell und Selle. — Der Akademie der Wissenschaften hatte er ein Legat vermacht, von dem alle 4 Jahre 50 Dukaten für eine Preisaufgabe verwendet werden sollten (Nicolai, II, S. 707, Anm.). In Moehsen's „Catalogus iconum potissimorum clarissimorum medicorum et eorum, qui artem medicam excoluerunt" (1771) werden 3 verschiedene Bilder von Eller erwähnt; eins war von dem berühmten Pesne 1740 gemalt, auf einem der anderen steht: 1689—1760 (zwei davon besitzt die Kaiser-Wilhelms-Akademie).

Eller und Senff kamen zum Unterricht und zur Leitung der Krankenbehandlung wöchentlich 2 mal zur Charité: in der Zwischenzeit wurden die Kranken von den Pensionair-Chirurgen besorgt. Auch wenn Senff dienstlich verhindert, z. B. einmal „mit dem Corps der Königlichen Gens d'Armes ausmarschiret war" (Eller, S. 253), vertrat ihn der erste Chirurg vom Charité-Lazareth. Der Unterricht war klinisch, d. h. die einzelnen Fälle wurden in Gegenwart der Zuhörer untersucht, Verlauf und Behandlung eingehend besprochen. Wöchentlich 2 mal (je 2 Stunden) war nicht viel: dass man nicht öfter kam, das wird auch noch viel später durch die — zu grosse Entfernung der Charité von der Stadt erklärt. Noch 1789 klagte der Geheimrath Fritze (nicht zu verwechseln mit dem Feldmedicus Fr.) darüber, dass durch die übermässige Entlegenheit des Charité-Lazareths ihm und seinen Zuhörern am neu gegründeten klinischen Institut unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt seien[1]). Nach der Verlegung des Instituts in ein Haus neben dem Joachimsthal'schen Gymnasium waren freilich auch nur 2 Nachmittage für den klinischen Unterricht bestimmt; hier wurden in einem Jahre 76 (!) Kranke behandelt. Bekanntlich wurde die Anstalt später unter Bartels (1828) wieder in die Charité zurückverlegt.

Von der gemeinsamen Arbeit mit Senff sprach Eller noch viele Jahre später gern, als Senff längst gestorben war; er wird nicht müde, seine Geschicklichkeit, seine anatomischen Kenntnisse und seine „Resolution und hardiesse" zu rühmen. Leider ist aber auch Eller der Einzige, der uns über diesen Chirurgen etwas mehr als eine kurze Erwähnung giebt.

---

[1]) Joh. Friedr. Fritze, Nachricht von einem neu errichteten klinischen Institute beim Königl. Colleg. med. chir., Berlin 1789, und Annalen des klinischen Institutes zu Berlin, 1. u. 2. Heft, Berlin 1791 und 1792 (diese Annalen reichen bis 1795). — A. C. O. vom 15. December 1789. — Uebrigens war, wie wir aus Schmucker's Wahrnehm. wissen, auch dieser Fritze, aber schon im siebenjährigen Kriege, als Stabsmedicus im Felde gewesen.



Bouness.

Der Nachfolger Holtzendorff's war J. H. Bouness. Wir wissen nur, dass er 1716 auf 2 Jahre nach Paris geschickt war, und dass für ihn, weil er sich durch besonderen Fleiss hervorgethan hatte, bei Woolhouse, „dem stärksten Lehrer", für 1000 Livres ein besonderer Kursus in der Augenheilkunde belegt wurde. Er wird 1719 wieder zurückgekehrt sein und seine Funktionen als Regimentsfeldscheerer wieder übernommen haben. Während der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. hören wir weiter Nichts von ihm; bei der Errichtung des Colleg. medico-chirurgic., der Gründung der Charité und später bis zum ersten Schlesischen Kriege wird sein Name nicht genannt. In diesem Kriege war er schon Generalchirurg und wurde als solcher von Friedrich dem Grossen nach der Schlacht bei Hohenfriedberg mit dem Leibmedicus, Hofrath Lessner, 50 Lazarethchirurgen und der Königl. Feldapotheke nach Striegau geschickt, um dort die Behandlung der zahlreichen österreichischen und sächsischen Verwundeten zu übernehmen. Er stand damals noch unter Holtzendorff; beide waren im Feldlazareth zu Strehlen, wo Theden (s. u.) als Regimentsfeldscheerer wirkte. Holtzendorff nahm während oder kurz nach dem ersten Schlesischen Kriege seinen Abschied und Bouness übernahm seine Stelle. Nach A. L. Richter (l. c. p. 20) ist er erst 1747 als erster Generalchirurg angestellt und hatte, wie sein Vorgänger, die Vorschläge für Anstellung und Entlassung aller Regimentsfeldscheerer zu machen. Allerdings existirt schon vom 10. Aug. 1746 eine A. C. O. (Preuss, Urkundenbuch V, S. 86), in der Bouness aufgefordert wird, an Stelle eines entlassenen Regimentsfeldscheerers „ein recht tüchtiges Subjectum" vorzuschlagen[1]. In den nun folgenden 10 Friedensjahren scheint er besonders mit der Aufsicht über die am Colleg. medico-chirurgicum studirenden Pensionair-Chirurgen betraut gewesen zu sein. Die früher regelmässig 2 Mal im Jahr abgehaltenen Prüfungen derselben waren allmählich vernachlässigt; Friedrich der Grosse führte sie wieder ein (A.C.O. vom 10. Juli 1750) und bestimmte später sogar, dass die Prüfungen unter Bouness' Aufsicht alle 3 Monate abgehalten werden sollten (A. C. O. vom 18. April 1754). In den siebenjährigen Krieg zog Bouness noch mit; auch Bilguer erwähnt ihn unter den fürtrefflichsten Männern, die im Jahre 1757 vergebens gegen den nach der Schlacht bei Prag so häufigen Tetanus ankämpften. Er starb aber schon 1758. Nach ihm war der Leibarzt Cothenius Leiter des ganzen Militärsanitätswesens und hatte auch die Vorschläge für die Anstellung der Regimentsfeldscheerer zu machen.

Es ist auffallend, dass über Bouness, der 1716 schon Regi-

[1]) A. L. Richter l. c. S. 20.

mentsfeldscheerer und bis zu seinem Tode, 1758, im Dienst war, also mindestens 45 Jahre, und davon 17 als Generalchirurg gedient hat, so wenig Nachrichten aufzufinden sind. Preuss erwähnt ihn nur als den Nachfolger Holtzendorff's; Theden, der in der Einleitung zu seinem „Unterricht für Unterwundärzte" viel von Holtzendorff und Schmucker spricht, erwähnt ihn überhaupt nicht; ebenso Mursinna in seinen historischen Reden bei verschiedenen Stiftungsfeiern der medizinisch-chirurgischen Pepinière. Nur der Stabsfeldprediger Küster spricht in dem schon erwähnten „Bruchstück seines Campagnelebens im siebenjährigen Kriege" (2. Aufl., Berlin 1791) rühmend von ihm, indem er sagt, dass Bouness und Bilguer unter den Chirurgen hochgeschätzt gewesen wären. Sonst habe ich vergebens in den zahlreichen grösseren und kleineren Sammelwerken, von der „Deutschen Biographie" bis zu Joecher's Gelehrtenlexikon, bei Baldinger, Schmucker, Theden, Bilguer, Börner, Kestner und vielen anderen in dieser Arbeit mehrfach citirten Autoren auf den Namen Bouness gefahndet[1]). Es ist, als ob er zwischen seinem Vorgänger und seinem Nachfolger, zwischen Holtzendorff und Schmucker versunken wäre. Und doch muss er ein tüchtiger Mann gewesen sein, da er die unter Friedrich dem Grossen gewiss nicht leichte Stelle des ersten Generalchirurgen so lange ausfüllte.

Als Nachfolger schlug Cothenius noch in der Meldung des Todes von B. an den König den Regimentsfeldscheerer Bilguer vor, weil dieser in Friedenszeiten bei dem Colleg. medico-chirurg. in Berlin Collegia chirurgica halten könnte, wozu er alle Fähigkeit hätte. Der König ernannte aber Schmucker zum 1. und Bilguer zum 2. Generalchirurgen. Von 1765 an hatte Schmucker auch wieder die Personalien der Pensionairchirurgen und Regimentsfeldscheerer zu verwalten (A. L. Richter). Dass er seine Beförderung jenem räthselhaften Pulver (s. u.) zu verdanken gehabt hätte, wie König meint, ist sehr unwahrscheinlich. — Uebrigens wird Bouness auch von König und G. Küster, die sich in dem letzten Theile ihrer Arbeiten gerade mit der Zeit Friedrich's des Grossen beschäftigen, nicht erwähnt. Nur in einem Adresskalender vom J. 1750 fand ich ihn; er wohnte an der Gertraudten-Brücke im Hause des Brauers Lindemann.

---

[1]) Auch in S. Schaarschmidt's mediz.-chirurg. Berlinischen wöchentlichen Nachrichten (1739—1746), die zahlreiche Beiträge von Regimentsfeldscheerern, z. B. von Henckel, Berends, Pallas, Pistor, Schmucker u. A. enthalten, fand sich nichts von Bouness. — Theden erzählt, dass er in Meissen in Gegenwart des Königl. Generalchirurgus „Bounesse" mehrere Amputationen (ohne Ligatur) ausgeführt habe (Schaarschmidt, V, S. 379).



Senff.

Gabriel Senff

lernen wir erst kennen, als er schon Regimentsfeldscheerer bei dem Corps de Gens d'armes, nach König (l. c. IV, S. 39 u. 127) dem „angesehensten Regiment der ganzen Armee", Professor am Colleg. med. chirurg., Lehrer der Chirurgie, sowie Leiter der chirurgischen Abtheilung des Charité-Krankenhauses geworden war („als welcher in accurater Vollführung der allerschweresten und kühnlichsten Chirurgischen Operationen alle behörige Geschicklichkeit besitzet", Eller). Dass man ihm diese wichtigen Aemter an Instituten, die sich der ganz besonderen Fürsorge des Monarchen erfreuten, anvertraute, ist ein Beweis dafür, in welchem Ansehen er damals stand. Der Ruf seiner Kenntnisse und seiner Geschicklichkeit galt aber auch ausserhalb Preussens; sonst würde Heister ihm nicht seinen Sohn zur weiteren Ausbildung in der Chirurgie anvertraut haben. Ein besonderes Kapitel in den Institutiones (1739, p. 985) handelt: de Senfii methodo laterali; Heister sagt darin:

> „Speciatim vero hic adhuc proponam et describam, quid Senffius, chirurgus regius Berolinensis, ibidemque chirurgiae publicus nuper in splendido nosocomio regio charitatis Professor atque operationum chirurgicarum demonstrator dexterrimus, sed proh dolor! haud pridem in magnum chirurgiae detrimentum defunctus, hac in re fecerit et quomodo ille lateralem sectionem feliciter quoque saepius instituerit. Haec vero ex relatione filii mei hic addo, utpote qui per magnam partem anni 1735 et 1736 Berolini degit, atque in arte chirurgica ejus quoque informatione ac manuductione usus est."

Die nun beschriebene Methode unterscheidet sich nur wenig von der Rau's und Cheselden's; Senff nahm einen catheterem sulcatum ex argento confectum; dieses silberne Itinerarium war dünner und stärker gebogen, als die sonst dabei üblichen Instrumente. An einer anderen Stelle (S. 1039, Anm.) berichtet Heister jun., Senff habe im Jahre 1735 bei einem Manne einen Blasenstein entfernt, in dem eine Kornähre gefunden sei. Wie diese in die Blase gelangt war, blieb unklar; der Kranke „wusste Nichts davon", gab aber später, als er genesen war, zu, dass er sie sich selbst 3 Jahre vorher in die Harnröhre geschoben habe (Schaarschmidt Bd. I.). Das sind die Stellen, in denen Heister sich über Senff äussert; wenn wir dazu noch die „Nützlichen Anmerkungen" Eller's und Schaarschmidt's „Nachrichten" nehmen, dann sind unsere Quellen erschöpft; Senff, der bis zu

seinem Tode (1738, nach Küster 1737), also 12 Jahre lang, als erster Chirurg an der Charité und zwar als Lehrer und Operateur einen grossen Ruf hatte, dessen Lehrmethode, Kenntnisse und Geschicklichkeit von seinen Zeitgenossen allgemein anerkannt wurden, hat selbst Nichts geschrieben, Nichts über seine Erfahrungen und Erlebnisse veröffentlicht. Auch in den bekannten Sammlungen von Biographien wird er nur ganz kurz, in der neuesten, dem Biographischen Lexikon hervorragender Aerzte von Wernich und Hirsch (1884) und in den Vorläufern dieses Werkes, z. B. dem Dictionaire des sciences méd., Biographie méd., Paris 1821, in Kestner's Gelehrten-Lexikon (1740), Joecher's Allgem. und compendiösem Lexikon und vielen ähnlichen Sammelwerken überhaupt nicht erwähnt. Mursinna (s. o.) sagt von „Senft" nur, dass er der erste öffentliche Lehrer der Chirurgie am Colleg. med. chirurg. gewesen sei, die Wissenschaft vorzüglich in Frankreich studirt und sich durch Fleiss und Talent schöne Kenntnisse erworben habe. Von seinen directen Nachfolgern, Barteknecht und Neubauer, ist wenig bekannt. Der erstere, von Küster Otto Casimir Barfknecht und Barfeknecht, Hofrath und Leibmedikus genannt, starb schon 1739. Von Letzterem finden sich mehrere Beiträge in Schaarschmidt's „Nachrichten".

Eller berichtet über einige in den ersten Jahren von Senff ausgeführte Operationen; so war die Sectio alta im Jahre 1719 von Douglas in London wieder empfohlen und gemacht. 1726 führte sie in Deutschland zuerst Pröbisch, der „geschickte Chirurg und Regimentsfeldscheerer des löbl. Hollstein'schen Regiments zu Königsberg in Preussen" in mehreren Fällen mit Glück aus.[1]) Eller erzählt weiter: „Bey so bewandten Umständen wolten wir auch allhier in Berlin nicht die letzten seyn, diese Art von Steinschneiden zu untersuchen, absonderlich, da unter den in unserem Charité-Lazareth aufgenommenen Kranken sich zuweilen Calculosi befinden. Herr Senff, der bishero Verschiedene nach dem Grand appareil mit vieler Geschicklichkeit operirt, auch, soweit diese Art von Operiren anschlägt, glücklich verfahren, war selber begierig, Gelegenheit zu bekommen, diese Methode zu bewerkstelligen, wozu ich ihn öfters anmahnte, um so viel mehr, da ich Anno 1719 in London Gelegenheit gehabt, diese Operation mit Success verwirklicht zu sehen." Auch Holtzendorff interessirte sich, wie schon erwähnt, sehr dafür. Ob

[1]) Pröbisch kam später zur Garde nach Potsdam; in der Einleitung wurde schon erwähnt, dass er, „der würdige Greis", auch bei der von Schmucker und Theden an dem Hofrath Zimmermann ausgeführten Herniotomie zugezogen war. Bald nach seiner Versetzung wurde er auch zum wirklichen Leibarzt Friedr. d. Grossen ernannt. Er starb 1778 in Berlin (s. u.).

Senff nach diesen ersten, nicht ungünstig verlaufenden Versuchen (s. o.) die Sectio alta noch öfter gemacht hat, ist unbekannt. Heister, der noch 1718 in seinem Lehrbuche befürchtet, dass die Blasen-Bauchwunde gar zu schwer zu heilen sei, empfiehlt in einer Dissertation vom Jahre 1728 und in den späteren Ausgaben seiner Institutiones die Sectio alta sehr warm. Vielleicht darf an dieser Stelle erwähnt werden, dass 50 Jahre später Peter Camper den merkwürdigen Vorschlag der Sectio alta in 2 Zeiten machte; der Schnitt wurde gemacht, das Heraustreiben des Steines aber der Natur überlassen[1]). Eller hielt den hohen Steinschnitt für viel leichter und einfacher, als die übrigen Methoden. Später hat Senff die Sectio lateralis vorgezogen. S. Schaarschmidt berichtet darüber in seinen Berlinischen Nachrichten vom J. 1738: „Unter den vielen Personen, die der nunmehro selige Herr Prof. Senff, dessen frühzeitigen Tod Jedermann bedauert, und dem selbst der Neid das Lob nicht hat nehmen können, dass er insonderheit zum Operateur gleichsam gemacht gewesen, mit einem mehrentheils glücklichem Erfolge am Blasenstein geschnitten, sind drey Exempel in den Berlinischen Zeitungen No. 122 des 1735. Jahres mit folgenden Worten angeführt.“ (Es handelt sich um 3 Fälle von Sectio lateralis, die Senff zuletzt bevorzugt habe.)

Von anderen, in Eller's Bericht mitgetheilten Operationen sind noch 4 Herniotomien zu nennen, bei denen Eller von der Operationsmethode leider nicht spricht; Herr Prof. Senff hat diese höchst mühsame und gefährliche Operation aber jedesmal mit solcher Geschicklichkeit und so accurat verrichtet, dass alle 4 Kranken in wenig Wochen geheilt waren. Weiter folgt eine partielle Castration (wahrscheinlich bei Tuberculose des Nebenhodens), viele Paracentesen des Unterleibs, hartnäckige Ulcera cruris, die also von jeher in der Charité nichts Seltenes waren[2]); ein grosser Abscess in den Bauchdecken, ein grosser, z. Th. zerfallener Netztumor, ein Abscess in der Herzmuskulatur, ein Abscess am Blasenhalse, einer bei Blasenstein, am Perineum, ein Fall von Nierensteinen. Die vielen Amputationen, Depositiones Cataractae, Ophthalmien, Thränenleiden, Fistulae ani u. s. w. werden nur kurz erwähnt. 2 Fälle von Brustkrebs wurden mit Entfernung der Achseldrüsen operirt (S. 48). Trotz grosser Geschicklichkeit und Akkuratesse traten Recidive in der Narbe auf. Auch nach Entfernung

[1]) Taschenbuch für Wundärzte. 1783. S. 121.

[2]) Der spätere Generalstabsarzt Wiebel schrieb als Dissertation (Erlangen 1795): „Analecta quaedam de ulceribus pedum vetustis“, wohl eine Erinnerung an seine Thätigkeit als Pensionär in der Charité.

eines Tumors am Oberschenkel zeigten sich bald neue Geschwülste. Ein „Krebsschaden" im Gesicht heilte nach verschiedenen äusseren und inneren Mitteln, leider versagten diese aber in anderen Fällen. Bei der Operation der Bubonen wird darauf aufmerksam gemacht, dass hinter dem Bubo eine Hernie liegen kann. Zur Operation der Gesässfistel hatte Senff ein besonderes Fistelmesser, und für Aneurysmen ein neues Compressorium angegeben. — An dem neuen Krankenhause hatte Senff auch wohl öfter zu tadeln; wenigstens finden wir in den Charité-Akten eine A. C. O. vom Jahre 1736, in der dem Major von Kalkstein befohlen wird, die Unordnungen und Mängel in der Charité, über die der Regimentsfeldscheerer Senff geklagt habe, genau zu untersuchen, „damit das Werk nach seiner Stiftung beständig auf gutem Fuss erhalten bleibe."

Die schon erwähnte, von Eller und Senff auf ihren Abtheilungen in der Charité geübte Art des Unterrichts wird fast 50 Jahre später von Schmucker noch rühmend erwähnt[1]). Er beschreibt die schweren Schäden, die ein schlechter Unterricht mit sich bringt und preist sein Schicksal, das ihn in seiner Jugend „in bessere Hände verfallen liess. Der Geheimte Rath Eller, ein Mann, dem die Arzneykunst von mehr als einer Seite wichtige Bereicherungen verdankt, und dessen Schriften auf immer seinen Nahmen der Vergessenheit entreissen werden, nebst den Herren Buddeus und Senf, damalige Professoren des Königlichen Collegii zu Berlin, waren die Lehrer meiner Jugend." Eller und Senff unterrichteten in der Charité am Krankenbette selbst und besprachen in Gegenwart der jungen Schüler die Natur, die verwickelten Zufälle, Kennzeichen und Ausgang der Krankheiten. Das ist, sagt Schmucker, unstreitig die einzige Art, gute praktische Aerzte zu ziehen. Wer diese praktische Ausbildung nicht gehabt hat, wird nachher am Krankenbette durch eine Menge von Dingen verwirrt, von denen in seinem Kompendium kein Wort steht. — Das waren immerhin Anfänge einer klinischen und praktischen Ausbildung[2]), und wenn G. Fischer Alles, was damals in Berlin in der Chirurgie geleistet wurde, als „Barbierchirurgie" bezeichnet, so ist das doch nur dann zutreffend, wenn dieselbe Beurtheilung der ganzen Deutschen Chirurgie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Theil wird. Dafür liefert Fischer selbst eine grosse Zahl von Belegen.

---

[1]) Chirurg. Wahrnehm. 1774, I. Theil, Vorrede.

[2]) Es ist wunderbar, dass es 100 Jahre und länger bei diesen „Anfängen" blieb; vergl. darüber die Rede von Bergmann's vom 27. Jan. 1893: „Die Entwicklung des chirurg. Unterrichts in Preussen." Berlin 1893.

Senff soll seine chirurgische Ausbildung hauptsächlich in Paris erhalten haben; ob er zu den auf Staatskosten dorthin geschickten Feldscheerern gehörte (s. o.) ist nicht festzustellen. Ebensowenig weiss man, bei welchen Truppentheilen, in welchen Garnisonen er vorher war, und ob er dasselbe unstäte Wanderleben zu führen gezwungen war, wie alles, was damals zum churbrandenburgischen und etwas später zum preussischen Heere gehörte, dessen Regimenter, wie wir sahen, bald an der Ostsee, bald in Oberitalien, in Ungarn, am Rhein und in Holland kämpften.

VIII. Christoph Horch.

Ein sehr gutes und in seltener Vollständigkeit erhaltenes Bild dieses Wanderlebens, zugleich aber auch das einer tüchtigen, für jene Zeit jedenfalls mustergültigen Ausbildung in der Medizin und Chirurgie besitzen wir in der Lebensgeschichte von Christoph Horch, einem der Leibärzte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. Er war der Sohn des Andreas Horch, des Freundes und Gevatters von Purmann, des langjährigen Regimentsfeldscheerers der „Leib-Guarda, der auch bei den besten Kennern chirurgischer Geschicklichkeit, einem Joh. von Muralt, Elsholtz u. A. in hohem Ansehen stand“ (Börner). Die Mutter des Christoph Horch war eine Nichte von Martin Weise, der dreier Kurfürsten Leibarzt gewesen war[1]). In der Widmung des Feldscheerers an Andreas Horch rühmt Purmann schon den Fleiss und das Talent des Sohnes. Dieser, 1667 in Berlin geboren, hatte zuerst bei seinem Vater Chirurgie getrieben, dann 1684 in Königsberg 3 Jahre Medizin studirt und ging (1687) auf 1 Jahr nach Breslau, um sich bei Purmann in chirurgischen Operationen zu üben. In Königsberg hatte er, kaum 20 Jahre alt, eine philosophische Abhandlung über das System des Cartesius veröffentlicht. Von Breslau ging er nach Bern zur weiteren Ausbildung, begleitete 1690 als Feldarzt die Schweizerischen Truppen nach Italien, 1 Jahr später die Württembergischen Truppen als Feldarzt und Leibarzt des Herzogs. Im Jahre 1692 promovirte er in Padua, kehrte, da sein

[1]) Dass J. C. Moehsen der Grosssohn von Chr. Horch war, ist schon oben erwähnt. Von M. stammt auch diese Biographie; sie war im X. Bande von Strodtmann's Geschichte jetztlebender Gelehrten enthalten und wurde von Börner benutzt.

Vater starb, nach Berlin zurück, wurde hier Mitglied des Collegium medicum und Mitglied der Kaiserl. Leopoldin. Academie der Naturforscher. In demselben Jahre finden wir ihn als Feld- und Lazareth-Medicus in Brabant unter dem Generalfeldmarschall von Flemming; am Ende des Krieges hatte er ein Lazareth in Lüttich. Im Jahre 1693 als Oberchirurg mit der Aufsicht über alle Regimentsfeldscheerer und Wundärzte betraut[1]), behielt er auch im Frieden sein Gehalt bei, wurde 1696 Churfürstlicher Hofmedicus, reiste mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach Holland, wurde Leibmedicus desselben und begleitete ihn auch 1700 zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Königsberg. 1703 wurde er Hofrath und Leibarzt Friedrichs I. (zusammen mit Krug von Nidda, Gundelsheim, Joh. Jac. Weiss und Hoffmann). Er blieb auch Leibarzt unter Friedrich Wilhelm I. und behandelte ihn noch 1734 mit Hoffmann und Eller an einer schweren Krankheit. Als Börner Horch's Biographie, der diese Angaben zum grössten Theil entnommen sind, schrieb, war Horch 84 Jahre alt; er starb 1754 im Alter von 87 Jahren. — Es ist zu bedauern, dass Christoph Horch uns nicht, wie sein chirurgischer Lehrmeister Purmann, von seinen reichen und vielseitigen Erfahrungen mehr mitgetheilt hat; wir besitzen von ihm nur eine Uebersetzung der „Praxis medico-chirurgica rationalis cum decadibus observationum quatuor“ von Joh. Muys (samt einem Gespräche zwischen Podalirio und Philiatro, Frankf. 1688, Berlin 1698; s. Haller's Bibl. chir. I. 465), und einige Arbeiten in der oben genannten Akademie[2]). Ein Bild von Chr. Horch befindet sich in der von J. C. W. Moehsen dem verehrten Grossvater am 5. November 1746 gewidmeten Dissertatio epistolica prima (über die medicin. Manuscripte in der Kgl. Bibliothek). Horch wird darin bezeichnet als „Med., Phil. et Chir. D., Boruss. Regis Consil. int. et archiater, Colleg. med. supremi seu Colleg. sanitatis et acad. nat. cur. sodalis.“

---

[1]) Näheres ist über diese „Aufsicht“ nicht bekannt; durch Instruktion geregelt wurde sie erst bei Holtzendorff (s. o.).

[2]) Eph. Nat. Cur. Dec. III, 1695: Vuln. sclopetar. curatum, quo abdomen trajiciebatur. — Tumor congenitus frontis feliciter resectus. — Intestinum ileon in nuper nato confervens post 22 diem funestum.



Cothenius.

IX. Christian Andreas Cothenius

war 1708 in Anklam geboren. Sein Vater, der in Holland studirt hatte und lange Zeit Schwedischer Regimentschirurgus gewesen war, hatte sich in Anklam als Pest-Arzt grosse Verdienste erworben. C. besuchte die Schule in Anklam, Stettin und Stralsund, und ging 1728 nach Halle, wo er in nähere Beziehungen zu Fr. Hoffmann trat. Im Jahre 1732 promovirte er mit einer Dissertation: De purpura scorbutica praegresso haemorrhoidum fluxu nimis, machte dann in Berlin die vorgeschriebenen Prüfungen durch und wurde 1738, auf Empfehlung Hoffmann's, Stadtphysikus in Havelberg, Bürgermeister und Hofrath; 1740 bekam er das Landphysikat für die Priegnitz. Hier war seine ärztliche Thätigkeit eine sehr ausgedehnte und angestrengte; sein praktisches Leben war, wie Moehsen sagt, ein beständiges Reisen, indem er von einem vornehmen Kranken zum andern gerufen wurde, in der Altmark, im Magdeburgischen, im Mecklenburgischen, von Adel und Landständen und den vornehmsten Offizieren der verschiedenen Garnisonen. 1743 wurde er Leibmedicus der Herzoglichen Familien in Strelitz und Mirow, musste aber dabei in seinem Amte bleiben. Friedrich der Grosse ernannte ihn 1748 zum Hofmedicus, Medicus des Grossen Waisenhauses in Potsdam und Kreisphysikus des Kreises Teltow und Zauch. Auch in dieser Stellung musste er viele Konsultationsreisen unternehmen. 1751 wurde er Leibarzt Friedrich's des Grossen und 2. Dekan des Obercollegium medicum. 2. Director des Colleg. med. chirurg., Mitglied des Ober-Collegium Sanitatis und Generalfeldstabsmedicus; das Gehalt der zuletzt genannten Stelle wurde erst geschaffen, indem die Stelle des Leibmedicus Horch nicht wieder besetzt wurde (s. o.)[1]. C. wurde der Nachfolger Eller's, der, beim Beginn des 7jährigen Krieges 67 Jahre alt, nicht mehr mit ins Feld gegangen und 3 Jahre später gestorben war; seine Stellung war aber eine andere; Eller und Holtzendorff (später Bouness) hatten gleiche Funktionen, der eine den Aerzten, der andere den Chirurgen gegenüber, Cothenius, der 1757 auch Geheimer Rath wurde, war Direktor aller medizinisch-

[1]) Rede, dem Andenken des Herrn Geheimen Raths Cothenius in der öffentlichen Versammlung der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 29. Januar 1789 gewidmet von J. C. W. Moehsen. — Vergl. den Brief an Baldinger (Anhang) und Baldinger, Von den Krankheiten einer Armee, Langensalza 1765 und dessen Dissertatio de militum morbis, inprimis exercitus Regis Prussiae, Gött. 1763.

chirurgischen Angelegenheiten in den Königlichen Landen; der zweite Feldarzt, bis 1763 Ludolf, dann von Zinnendorf, war sein Vertreter. Die Generalchirurgi hatten wohl die Aufsicht über das „chirurgische Wesen“, aber der erste und zweite Arzt von der Armee besuchten die Lazarethe der Aerzte und Wundärzte, so oft sie es für nöthig hielten. Bei den täglichen Konferenzen in den Lazarethen, die von 11—12 Uhr abgehalten wurden, und wo über die Krankheiten, Ab- und Zugang u. s. w. berichtet wurde, war „der dirigirende Arzt, der Generalchirurgus, die Aerzte und Wundärzte, der Direktor, die Oekonomiebedienten u. s. w.“ (Baldinger) zugegen. Diese Konferenzen hatte Cothenius eingerichtet; er hatte auch eine allgemeine Instruktion für die Heilmethoden in allen Feldlazarethen erlassen, damit die Wundärzte einen Leitfaden hätten, wonach sie sich richten könnten. Die höheren Chargen bekamen ihre Instruktion darüber, was und wie sie unterrichten sollten. Baldinger wurde von dem Herrn Geheimerath Cothenius, „seinem gütigen Gönner“, beauftragt, den Wundärzten die Kurmethode in den Feldlazarethen zu erklären und bekam zugleich einige geschriebene Bogen, die er wirklich mehr denn einmal „unentgeldlich (!) zu seinem grössten Vergnügen“ so erklärte, dass den Wundärzten die Anfangsgründe der Pathologie und Praxis nicht fremd bleiben konnten. B. demonstrirte auch mehrere Male das Skelett und verschiedene Arzneimittel. Dabei hatte er auch oft Stabs- und Oberwundärzte zu Zuhörern. Auch Bilguer und Theden (Baldinger schreibt Theeden) hielten den Wundärzten öffentliche Vorlesungen. Eine weitere Neuerung war die Einrichtung von Laboratorien in den Lazarethen, in denen die zusammengesetzten Medikamente von Feldapothekern zubereitet wurden. Innerlich Kranke und Verwundete wurden in verschiedenen Lazarethen untergebracht, dort von aufsehenden Feldärzten, hier von aufsehenden Wundärzten (Staabs- und Ober-Wundärzten und Pensionärchirurgen) behandelt; der niedere ärztliche Dienst (fast wie der unserer heutigen Lazarethgehülfen) wurde bei Beiden von den Armee-Wundärzten, den ins Lazareth kommandirten Kompagnie-Feldscheerern, versehen. Da war Vieles zu tadeln[1]); Brocklesby nannte die deutschen Lazarethe und Aerzte nachlässig und ungeschickt. Obgleich man den Werth der Reinlichkeit und guter Luft immer betonte, häufte man Kranke und Verwundete oft in schrecklicher Weise zusammen, so dass weder Räucherungen, noch Theden'sche Ventilatoren von Nutzen waren; und nur, wenn der erste Arzt ein Lazareth besichtigte, griff Alles zu

---

[1]) Genaueres bei E. Richter, G. Fischer und Baldinger.

den Besen und Räucherpfannen; aber, sobald er weg war, hörte auch die Reinlichkeit wieder auf. Die niederen Aerzte waren saumselig, oder konnten ihren Befehlen, da Alles maschinenmässig ging, nicht den nöthigen Nachdruck geben (Baldinger). Auch die vielen Reisen, die Cothenius und der zweite Arzt in der Armee unternahmen, um die Lazarethe zu revidiren, konnten wenig helfen, da das ärztliche Personal auf Alles, was nicht die medizinische oder chirurgische Behandlung betraf, keinen Einfluss hatte[1]). Daran konnte auch Cothenius Nichts ändern, obgleich er das volle Vertrauen Friedrich's des Grossen besass. Dieser hatte mit Recht keine sehr gute Meinung von den Aerzten seiner Zeit und würde schwerlich einer Erweiterung ihrer Machtbefugnisse zugestimmt haben. — Im Jahre 1763 kam ein neues Hof-Apothekenreglement heraus. Zur Aufrechterhaltung der Hofapotheke wurde eine besondere Kommission ernannt, zu der Cothenius und der Präsident der Ober-Rechenkammer autorisirt waren (Küster, IV, S. 214). Cothenius besuchte aber auch die Apotheken in der Provinz; das sehen wir aus der Lebensbeschreibung von Becker, Senator und Assessor des Collegii med. provincialis in Magdeburg (Elwert's Nachrichten, S. 26). Er war mit Cothenius bekannt, und da diesem „Becker's und Gallisch's in Leipzig seine Preise anständig waren", so hatten sie die Lieferung der in Sachsen stehenden Preussischen Armeen. Becker war auch betheiligt bei der Lieferung für die Gefangenen (einige Tausend) in Magdeburg, wovon die Apotheker-Rechnung manchen Monat zwölfhundert Reichsthaler betrug. Er hatte täglich 18 Personen in Arbeit. Im Jahre 1762 hatte er die Ehre des Besuchs von beiden Leibärzten, Herrn Geheimen Rath Cothenius und Herrn Hofrath Lesser. Der Besuch galt allerdings, wie B. meint, der Neubesetzung der Hofapotheke in Berlin.

Cothenius blieb nach dem Feldzug noch 5 Jahre in Potsdam und siedelte im Jahre 1768 nach Berlin über; er wohnte in dem bekannten Ephraim'schen Hause in der Nähe des Mühlendammes; seine Bibliothek und sein auserlesenes Naturalienkabinet werden von Nicolai (II, S. 782) unter den Sehenswürdigkeiten Berlins aufgeführt. Er war seit Eller's Tode Direktor des Obercollegii medici, des Colleg. med. chirurgici, seit 1751 Mitglied der Berliner Akademie, wo er

---

[1]) Im J. 1762 musste Baldinger auf Befehl des Prinzen Heinrich die Lazarethe der 2. Armee besichtigen; er wurde dabei schwer krank, wie er glaubt, weil er „die Dünste der Eiterung verschluckt habe". Behandelt wurde er vom Stabswundarzt Heinrici, dessen Sorgfalt und Geschicklichkeit er gar nicht genug rühmen kann.

aber erst nach dem siebenjährigen Kriege (1765) zum ersten Male erschien und in lateinischer Sprache einen Vortrag hielt, der in den „Memoires“ betitelt ist: Sur les préservatifs les plus efficaces contre la petite vérole. Im Jahre 1768 legte er der Akademie eine Abhandlung vor über die Nothwendigkeit einer thierärztlichen Schule und die Art ihrer Einrichtung; 1770 über Thierarzneikunde; 1775 die Beschreibung eines sehr seltenen Krankheitsfalles: man fand in einer weiblichen Leiche eine grosse Menge grosser und kleiner Nadeln in den Eingeweiden. — Obgleich er seit 1783 vollständig erblindet war, fuhr er doch mit Hülfe jüngerer Aerzte fort, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, berichtete 1783 über die Werke von Samailowitz, und in demselben Jahre über Versuche mit der rothen Chinarinde und die chemische Untersuchung derselben; 1784 über verschiedene, der Akademie eingesandte medizinische Arbeiten; 1785 über eine Schrift von Jacquinelle über das Oedem (Hydropisie) der weiblichen Geschlechtsorgane; 1786 über Banau's Beobachtungen verschiedener, gegen faulige, bösartige Fieber empfohlener Mittel. Er wurde später zum Ehrenmitgliede der Akademie ernannt. Mitglied der Kaiserl. Leopoldin. Akademie der Naturforscher war er schon seit dem Jahre 1743; Adjunkt wurde er 1750, Direktor und damit des H. R. R. Edler und Pfalzgraf, Kaiserlicher Rath und Leibmedicus, im Jahre 1770. Dieser Akademie schickte er 1746 eine grosse Abhandlung ein über seine Beobachtungen der Lues bovina im Kreise Priegnitz, mit Vorschlägen zur Verhütung und Heilung dieser Krankheit. — Von einem Beschreiber Berlins, der sonst an der Residenz herzlich wenig zu loben weiss, wird noch im Jahre 1785 unter den „berühmten Aerzten“ Cothenius genannt (Geiger, l. c. S. 552); die anderen waren: Schmucker, Voitus, Selle, Theden, Walther.

Seit 1779 war er auch Mitglied der Société royale de médecine in Paris. Sein „Ruhm in der gelehrten Welt, seine vielen Verdienste um die Preussische Feld-Medizin und Chirurgie, seine Beliebtheit in der Residenz als praktischer Medicus“ wird sogar von dem (anonymen) Verfasser der sonst recht rücksichtslosen „Büsten berlinscher Gelehrten und Künstler“, Leipzig, 1787, voll anerkannt. A. Schaarschmidt widmete ihm 1750 seine Anatomischen Anmerkungen, welche „bei Gelegenheit der wohlverdienten Erhöhung Herrn D. Cothenii nebst schuldigen Glückwünschen“ dargelegt werden; Theden den 2. Theil seines Unterrichts für Unterwundärzte bey Armeen „seinem verehrungswürdigen Gönner; vom ersten Offizier an bis zum letzten, sowohl für Unteroffiziere als Gemeine, den Knecht nicht aus-

genommen, sorgen Sie. Sie haben unseren Lazareth-Anstalten die gehörige Ordnung gegeben."

Cothenius starb nach kurzer Krankheit, bis zuletzt wissenschaftlich und praktisch, soweit es seine Blindheit gestattete, thätig, von Hoch und Niedrig geachtet, 81 Jahre alt, am 5. Januar 1789. — Der Akademie der Wissenschaften hatte er 1000 Rthlr. vermacht; von den Zinsen sollte alle 2 Jahre eine von der Akademie aufgegebene Arbeit über Haushaltung, Ackerbau oder Gärtnerkunst prämiirt werden. Ausserdem vermachte er ihr die vollständigen Acta Eruditorum Lipsiensia. Der Kaiserl. Leopoldinischen Akademie vermachte er ebenfalls 1000 Rthlr.; von den Zinsen sollte eine Medaille geprägt und alle 2 Jahre für die beste medizinisch-praktische, von dem Direktor der Akademie aufgegebene Arbeit verliehen werden. Für verschiedene wohlthätige Zwecke hatte er noch mehr als 2000 Rthlr. ausgesetzt.

Cothenius hatte während des siebenjährigen Krieges als „Generalfeldstabsarzt" sämmtlicher Armeen Friedrich's des Grossen eine sehr wichtige einflussreiche Stellung. Durch eine ausgedehnte praktische Thätigkeit geschult, hatte er gewiss schon lange den schwächsten Punkt des Kriegsheilwesens, die mangelhafte Ausbildung des niederen Sanitätspersonals erkannt und suchte nach Kräften zu bessern und zu helfen. Zu dem Zwecke erliess er schon zu Anfang des Krieges für die Aerzte und Wundärzte kurze Vorschriften und Anleitungen zur Heilmethode in sämmtlichen Feldlazarethen. Nach Baldinger's Meinung sollten dadurch die Aerzte bei einer Menge von Krankheiten einige Erleichterung und die Wundärzte einen Leitfaden haben, wornach sie sich richten könnten; auch wurde es für vortheilhaft erachtet, dass eine fast durchgehends ähnliche Heilmethode möchte beobachtet werden. Diese Vorschriften mussten öfters verändert werden, „nachdem die Umstände es erforderten." Bei dem ganz unsicheren Zustande der Heilkunde jener Zeit konnten sie auch nur vorübergehende Gültigkeit haben; ausserdem hatten sie gewiss den Nachtheil aller schematischen Vorschriften, dass nun erst recht alles eigene Nachdenken aufhörte; trotzdem waren sie damals nothwendig und wurden, bei der anerkannten Autorität des Chefs, auch gewissenhaft befolgt. Baldinger macht auf zwei andere Uebelstände dieser Verordnungen aufmerksam; er nennt keinen Namen, meint aber, auch der Beste könne irren. Der erste Arzt verspricht sich zuweilen die beste Wirkung von einer Vorschrift (S. 34); das trifft nicht zu. Wer will es entdecken, d. h. wer will dagegen nun öffentlich auftreten,

„wenn der Gesetzgeber despotisch denkt und handelt?“ Wer will hier die Wahrheit sagen, wenn ihn dafür nur Verfolgungen erwarten? Das war der eine Fehler dieser Methode; der andere war der, dass auch solche „Feldscheers, die man wegen ihrer Tummheit bey der Armee wohl nur zu Krankenwärtern gebraucht“, sich später für erfahrene Aerzte ausgeben, wenn sie nur „Swieten's oder Cothenius' Recepte besitzen und auf's Gerathewohl verschreiben können.“ — Uebrigens sagt auch Bilguer in seiner Abhandlung von der Vermeidung des Ablösens der menschlichen Glieder, Berlin 1761 (s. u.) am Schlusse der Vorrede, dass die in der Abhandlung befindlichen Arzneiformeln alle „Sr. Königl. Majestät Geheimden Rath, ersten Leibarzt, General-Stabs-Medicum der Königl. Armeen, aller unserer Feld-Lazarether Directeur u. s. w. des Herrn Herrn Doctor Cothenius Wohlgeboren“ zum Verfasser haben und nach deroselben Vorschrift in unsern Feld-Lazarethern allgemein im Gebrauch sind. Aus der Vorrede zu Bilguer's Anweisung zur ausübenden Wundarzneikunst (1763) geht sogar hervor, dass die Wundärzte in ihren Schriften diese offiziellen Recepte nicht ohne Erlaubniss des Generalstabsmedicus veröffentlichen durften[1]). Wenn dabei die übrigen Anstalten, „die man bei einer Armee trifft“, um sie gesund zu erhalten, nicht genügend berücksichtigt wurden, so dass fast 20 Jahre später Fritze noch sein Verdammungsurtheil über das Preussische Kriegsheilwesen aussprechen und wohl begründen konnte, so trifft die Schuld nicht Cothenius. Ein Einfluss des ärztlichen Personals auf Alles, was über die rein medizinische und chirurgische Behandlung hinausging, existirte, wie wir schon betonten, nicht; der Arzt kam nur ganz ausnahmsweise in die Lage, vorbeugende oder hygienische Massregeln empfehlen, oder gar durchführen zu können. Der Preussische Soldat von der Infanterie hatte, wie Baldinger berichtet, auf dem Marsche oft mehr als 65 Pfd. zu tragen. Ausser Montur und Seitengewehr das Schiessgewehr, die Patronentasche mit einer guten Anzahl Patronen, seinen Tornister mit Wäsche und Kleinigkeiten, einen Sack von Linnen, in dem er sein Brod hatte, auf der Brust eine Feldflasche mit Wasser; und „nicht selten ladet man ihm noch Zeltpflöcke, Handbeil und dergleichen Geräthschaften auf.“ Nach gewaltigen Strapazen war er, ohne Mantel, oft Nachts allen Unbilden der Witterung ausgesetzt. Dazu kam die durch keine Belehrung gehemmte Unvorsichtigkeit, der Wechsel zwischen Un-

[1]) Cothenius giebt über diese Dinge selbst genaue Auskunft in einem Briefe, den er 1788 an Baldinger schrieb, und den dieser im 3. Stück des 14. Bandes seines Neuen Magazins mittheilt. Wir werden später auf diesen interessanten Brief zurückkommen.

mässigkeit und grössten Entbehrungen und schliesslich die Unsicherheit der Aerzte in der Beurtheilung, Verhütung und Behandlung innerer, besonders ansteckender Krankheiten — da ist es nicht zu verwundern, wenn der Gesundheitszustand ein sehr trauriger war. Baldinger beobachtete als eigentliche Soldatenkrankheiten im siebenjährigen Kriege am häufigsten „ein Fieber", den Scorbut, die Dysenterie, den faulen Durchfall und die bösartige Krätze; an dieser litt er selbst viele Monate und glaubt, dass ihr kaum Einer in der ganzen Armee entgangen sei. Er giebt keine Statistik; aus seiner Beschreibung kann man aber schliessen, dass der Verlauf dieser Krankheiten durchschnittlich ein sehr bösartiger war. Cothenius wird oft von ihm citirt; bei der Behandlung des Scorbuts, der Krätze, der faulen Fieber und — der Würmer habe er, weil das die antiseptische Kraft der Chinarinde ungemein erhöhe, dieselbe mit einem Zusatze von Kampher verordnet[1]; einzelne Recepte nennt Baldinger nicht; aber der Rhabarber, die Ipecacuanha, und die stärksten Antiseptica, die peruvianische Rinde, die Serpentarie, der Kampher, das Hirschhornsalz, der Essig, die Vitriolsäure, diese wirksamsten Mittel gegen die Feldkrankheiten, sind von den berühmten Aerzten der Armeen, Pringle, van Swieten, von Wolter, Hautesierk, Cothenius und Ludolf[2] aufgenommen. Von der grossen Zahl der „Pestessige" hält Baldinger die einfache Mischung von Essig und Kampher, wie sie Swieten, Cothenius und Hautesierk im Felde eingeführt haben, für das Beste. Ein pulvis vulnerarius internus Cothenii bestand aus Conchae, Salpeter und Chinarinde; eine Ptisana mundificans Cothenii, Balsam. Mastiches C., ein komplizirtes Decoct mit Chinarinde, eine Tinktur gegen die Dysenterie nach Cothenius' Vorschrift u. s. w. werden genannt. Baldinger spricht oft nur von „unseren Formeln, unserem Thee" u. s. w.; damit werden wohl die von Cothenius eingeführten und angeordneten Recepte gemeint sein. Die Feldapotheke Friedrich's des Grossen im siebenjährigen Kriege war jedenfalls von Cothenius zusammengestellt; sie enthielt, wie wir G. Fischer[3] entnehmen, in einem grossen, mit Messing ausgelegten Schrank eine Menge von Purgantien (Rhabarber, Jalappe, Aloë, Bittersalz, Seignettesalz u. a.), Brechmittel, Ipecacuanha, Brechweinstein (sehr geschätzt bei der Ruhr), ferner Hirschhorngeist, Kampher, Moschus, Spiessglanzeisenmittel, Opium und, wie nicht anders zu erwarten, eine Menge jetzt ganz veralteter

---

[1] Baldinger S. 248: Spec. Antiscorb., Elix. Antiscorb. und Pulv. Antiscorb. Cothenii.

[2] Ludolf war zweiter Armee-Arzt und zeitweise Vertreter von Cothenius.

[3] l. c. p. 310.

Mittel. Zu chirurgischen Zwecken befanden sich darin viel Bleizucker, viel Sublimat, peruvianischer Balsam (dessen Verwendung bei der Krätze damals ganz unbekannt war), der Balsam von Mekka, weisser Bernstein u. s. w. Die Hälfte dieser 1758 nach dem Ueberfall bei Hochkirch aufgefundenen Feldapotheke war, wie Fischer berichtet, leer. — Dass unter Cothenius auch wieder Haupt- und Feldlazarethe eingerichtet wurden, wo und wie sie in Wirksamkeit traten, wurde in der Einleitung schon erwähnt. Wenn man bei Baldinger die Beschreibungen einzelner Lazarethe, z. B. derjenigen in Wittenberg oder Torgau, liest, wird man leicht in der langen Reihe der angeführten Missstände, unter denen das Durcheinander verschiedener Krankheiten, die unglaubliche Ueberfüllung der Krankenzimmer eine grosse Rolle spielen, die Wirkung der oft gerügten, nicht sachkundigen Leitung erkennen. Daran wurde auch später Nichts geändert, obgleich nach weiteren 15 Jahren die Erfahrungen im Bayerischen Erbfolgekriege wieder ebenso schlimme waren; auch in der Instruktion von 1781 waren die Aerzte von der Lazarethleitung und von der Durchführung rein hygienischer Massregeln so gut wie ausgeschlossen. Die sonst guten Bestrebungen, für frische Luft zu sorgen, oder die verdorbene Luft durch Räucherungen zu „verbessern", konnten dabei nur wenig nützen. Wenn Fritze alle diese Dinge schonungslos veröffentlichte, wenn er mittheilte, wie gross der Unterschied in der Sterblichkeit der Preussischen und der Sächsischen Truppen (s. o.) gewesen sei, und was Alles dafür verantwortlich gemacht werden müsse, so finden sich diese einzelnen Schäden doch auch schon bei Baldinger, allerdings in seinem Buche zerstreut und oft nicht mit der nöthigen Energie und Entrüstung hervorgehoben.

Es ist sehr zu bedauern, dass über die Schlesischen Kriege, über den siebenjährigen und Bayerischen Erbfolgekrieg so wenig Nachrichten von den Armeekrankheiten existiren. Baldinger und Fritze sind die einzigen, die bei uns ausführlich darüber geschrieben haben; aber der erstere giebt gar keine Zahlen, keine Resultate — diese hätte nur die Armeeleitung auf Grund der regelmässigen Berichte liefern können — und Fritze hatte nur den letztgenannten kurzen Feldzug mitgemacht und konnte auch nur über diesen berichten.



Schmucker.

X. Joh. Leberecht Schmucker.

Zu Anfang des ersten Schlesischen Krieges war Holtzendorff noch mit ins Feld gezogen; ob er den Strapazen nicht mehr gewachsen war, ob er in Ungnade fiel, ist ungewiss; aber noch während dieses zweijährigen Feldzuges wurde Bouness erster Generalchirurg. Die starke Vermehrung des Heeres unter Friedrich dem Grossen hatte zur Folge, dass noch ein 2. und später ein 3. Generalchirurg ernannt wurde. Die 2. Stelle wurde dem Regimentsfeldscheerer Joh. Leberecht Schmucker übertragen, die 3. Bilguer[1]).

In der Lebensbeschreibung Eller's wurde berichtet, wie Schmucker sich dankbar dieses Mannes und anderer Lehrer seiner Jugend, Senff und Buddaeus, erinnert; er gehörte also zu den Feldscheerern, die im Colleg. med. chirurg. ihre theoretische, in der Charité ihre praktische Ausbildung erhalten hatten. 1712 war er geboren[2]). Das ist aber auch Alles, was wir über sein früheres Leben und seinen Bildungsgang wissen. Wir finden ihn dann als Kompagnie-Feldscheerer der grossen Grenadier-Garde und in der von Brandhorst geführten Liste (s. o.) als Königl. Pensionair, der mit Henckel im Juni 1737 auf 2 Jahre nach Paris geschickt wurde[3]). Hier schloss er sich besonders dem als Lehrer und Operateur gleich berühmten Le Dran an, bei dem er auch schwierige Fälle selbstständig untersuchen, im grossen Auditorium operiren und (auf eigene Kosten) bis zur Genesung behandeln musste; z. B. einen Fall von Blasenstein, der in 4 Wochen geheilt war (Wahrn. II 382). Le Dran hielt seine Schüler überhaupt zur Selbständigkeit an, schärfte ihnen die alte Vorschrift Guy de Chauliac's ein, nicht auf Autoritäten zu schwören, sondern selbst die Augen offen zu halten: Amicus Plato, amicus Socrates; magis amica veritas. — Seine übrigen Lehrer in Paris, von denen er mit der grössten Hochachtung spricht, waren

---

[1]) Nach Bouness' Tode, 1758, wurde Schmucker 1., Bilguer 2. und Theden 3. Generalchirurg. Als Schmucker 1786 starb, wurde Theden 1., Bilguer blieb 2. und Voitus wurde 3.; für den letzteren, der schon 1787 starb, trat Mursinna ein. 1796 starb Bilguer; für ihn wurde Mursinna 2. Gen. Chir., 3. wurde Goercke, und 1 Jahr später, als Theden starb, blieb Mursinna 2. und Goercke wurde 1. Gen. Chir.

[2]) 1712—1786; Sprengel hat irrthümlich 1715 bis 1785 angegeben.

[3]) S. die Vorrede zu den Chirurg. Wahrnehm., Bd. I., 1774, der auch die folgenden Daten zum grössten Theil entnommen sind.

Petit, Morand, St. Yves, Huneauld, Buddeau, Andouille, Guerrin, Astouc. Die grossen Pariser Hospitäler, das Hôtel Dieu und die Charité, wurden fleissig besucht und die zahlreichen Krankheitsfälle und Operationen aufmerksam und mit dem kritischen Verständniss eines theoretisch und praktisch gut geschulten Chirurgen beobachtet. Das beweisen u. A. die zahlreichen, in Schmucker's Schriften verstreuten Erinnerungen an jene Zeit (z. B. Wahrnehm. II, S. 380 und I. Band, S. 494).

Als Schm. 1739 aus Paris zurückkam, wurde er Regimentsfeldscheerer des Sydow'schen Infanterie-Regiments; Friedrich der Grosse übergab ihm „hernach allergnädigst Höchst Dero Garde-Regiment und zuletzt die Chirurgische Ober-Aufsicht bey Dero gesammten Armee".

Schm. führt weiter an, dass er in 11 Feldzügen eine unzählige Anzahl der allerverschiedensten Krankheiten beobachtet, in allen unklaren Todesfällen im Beisein der Untergebenen die Sektion ausgeführt habe. Dann fand er entweder „was wir erwartet hatten", oder entdeckte Krankheitsursachen, die er und kein Mensch ohne die Sektion errathen haben würde. Dass er sich weiter als den uneigennützigen, stillen Wohlthäter der Kranken und Elenden schildert, der nicht nur schwere Operationen ohne Bezahlung ausführte, sondern die Kranken auch mit allen Nothwendigkeiten des Lebens versorgte[1]), das ist allerdings, wie G. Fischer richtig bemerkt, etwas starke Selbstberäucherung. Besser klingt es schon, wenn er (Wahrnehm. I, S. 440) sagt, dass er von jeher allen seinen Untergebenen auf das Nachdrücklichste eingeprägt habe, Soldaten und Arme mit allem Fleiss, Genauigkeit und Gelindigkeit zu behandeln, um sie so früh als möglich daran zu gewöhnen, die Pflichten der Menschlichkeit ohne Eigennutz und ohne schädliche Gewinnsucht auszuüben. Man muss wohl dabei berücksichtigen, dass eine schwülstige, empfindsame, in allgemeiner Menschenliebe und Opferwilligkeit schwel-

---

[1]) Die genannte Vorrede, S. 36; Wahrn. II. S. 390, wo er erzählt, dass er i. J. 1739 — also kurz nach der Rückkehr aus Paris — einen 14jährigen Knaben, der an Blasenstein litt, in sein Regimentslazareth aufgenommen und hier mit Glück operirt habe; ebenso verfuhr er mit einem 9 Jahre alten Knaben, den er 17 Jahre später als kräftigen Kanonier wiedersah. Am meisten Mühe machte ihm die gleiche Operation bei einem $4^1/_2$ Jahre alten Knaben. In einem auf Ansuchen seines werthen Freundes und Kollegen Theden operirten Falle fanden sich zwei Steine, von denen der eine in einem Divertikel der Blase lag. — Im Ganzen machte Schm. 12 Lithotomien bei Männern nach le Dran's Methode. (Wahrn. II. S. 435 und Schaarschmidt l. c. V. Theil.)



IOH. LEBERECHT SCHMUKKER
Koenig. Preuſ. erſter Generalchirurgus.
Director der militariſchen chirurgiſchen
Feldhoſpitaeler, Mitglied der Roemiſch
Kayſerl: Academie der Naturforſcher. u. ſ. w.

gende Ausdrucksweise schon damals Mode war: „Möchten doch alle Aerzte die Wollust empfinden, Wohlthäter ihrer Nebengeschöpfe zu seyn“ — u. s. w. Das ist gewiss richtig und schön, man darf es nur nicht selbst sagen! An dieser Stelle ist auch eine andere, in den Schriften unserer Chirurgen — aber auch anderer Autoren jener Zeit — immer wiederkehrende Eigenthümlichkeit zu erwähnen: Sie sind fast alle Schriftsteller wider Willen; der eitle Ruhm, Autor zu sein, reizt sie nicht; ein Arzt kann dem menschlichen Geschlechte auch Dienste leisten, ohne Autor zu sein und ohne das oft erschlichene Lob der Journalisten. Aber die einsichtsvollen Freunde lassen nicht nach; der Praktikus mag wollen oder nicht, er muss seine Beobachtungen der Oeffentlichkeit übergeben. So war es schon bei Purmann, so war es bei Schmucker, Bilguer, Theden und vielen Anderen. Damit in Verbindung stehen dann die Erklärungen, dass man keine Zeit gehabt habe, das Material besser zu sichten und grössere Sorgfalt auf die Schreibart zu verwenden. Das war gar nicht so schlimm, wenn man andere Schriften jener Zeit — einzelne Koryphäen ausgenommen — daraufhin durchsieht. Da herrscht eine wilde Orthographie, die oft nur durch willkürliche Reformbestrebungen erklärt werden kann; wir nennen als Beispiel nur des fleissigen und hochgebildeten Voitus Reden an die jungen Wundärzte, in denen u. A. von einer „Ban zum Rum“ die Rede ist. Allerdings machten sich einige Kritiker gerade darüber her, wie der boshafte Tode in Kopenhagen, dessen Urtheile schon damals, z. B. in dem Taschenbuch für deutsche Wundärzte (1783) für wenig maassgebend erachtet wurden[1]).

Schmucker stand, als er aus Paris zurückkam, sicher in dem Rufe eines geschickten Operateurs; in dem Jahre 1739 sind eine grosse Zahl von Operationen von ihm ausgeführt, Steinschnitte, Bruchschnitte u. a. m., zu denen er von namhaften anderen Aerzten, auch von Theden, aufgefordert war. Auch seine erste Beobachtung des Bisses toller Hunde machte er in diesem Jahre (Wahrn. II, S. 544). Dem sofort ins Lazareth gebrachten Musquetier wurden Strümpfe und Stiefel ausgezogen und verbrannt, die Wunde am Unterschenkel mit lauem Wasser ausgewaschen, durch tiefe Einschnitte erweitert, in die nachher Spanischfliegenpulver eingerieben wurde. Das gab

---

[1]) Diese Kritiken erschienen als „Medicinisch-chirurg. Bibliothek“ in Kopenhagen. Im Taschenbuch für deutsche Wundärzte (1783, S. 149) wird Tode als kritischer Lustigmacher und Possenreisser bezeichnet.

nachher eine grosse faule Wunde, die erst nach 4 Wochen heilte; ausserdem wurde fleissig abgeführt. Der Mann blieb gesund.

In derselben Zeit war er in Vertretung Holtzendorff's damit beauftragt, die Pensionairs und Unterchirurgen für die Charité auszuwählen.

Während des ersten Schlesischen Krieges[1]) war er noch Regimentsfeldscheerer des Sydow'schen Regiments. Als am Tage nach der Schlacht bei Mollwitz alle Verwundeten nach der Stadt Ohlau ins Lazareth gebracht wurden, musste Schm. auf Königliche Ordre sich ebenfalls dorthin begeben (Wahrn. II, S. 503). Noch im Jahre 1751 musste er einem 10 Jahre vorher bei Mollwitz verwundeten Grenadier von der ersten Garde ein Eisenstück aus der rechten Lende herausschneiden, weil es heftige Schmerzen verursachte. „Da Ihro Majestät diesen Menschen sehr gut kannten; so musste ich dieses Stück Eisen vorzeigen, und Sie haben es auch aufbehalten" (Wahrnehm. II, S. 40). Im Jahre 1744 stand er bei dem Blankensee'schen Regimente (W. II, S. 5). Nach der Schlacht bei Kesselsdorf in Meissen thätig, kehrte er nach Friedensschluss in seine frühere Stellung und nach Berlin zurück. 1746 war er beim Dohna'schen Regiment. Schaarschmidt nennt ihn den geschickten, fleissigen, mit vollem Ruhm hier practisirenden Regimentsfeldscheer dieses Hochlöbl. Regiments. Zur Garde kam er erst 1749; er erzählt (Wahrnehm. II, S. 157), dass Ihro Majestät ihn im Jenner d. J. von Berlin nach Potsdam genommen und ihm die Kranken Dero Leibgarde anvertrauet hätten. Weiter geht aus S. 545 hervor, dass er noch 1753 bei der Garde stand. Die Feldscheerer bei der Garde bekamen besondere Zulagen, waren besser gekleidet und hatten damals und noch sehr lange nachher viel bessere Aussichten, vorwärts zu kommen, als ihre Kameraden von der Linie; nur sie konnten Pensionairs und nach der Ausbildung am Collegium und der Charité Regimentsfeldscheerer werden. Als Schm. Kompagniefeldscheerer bei der Garde war (bis 1737), mussten freilich dafür „diese Leuthe, die wegen ihrer ausserordentlichen Grösse und Schönheit von des Höchstseligen Königes Majestät besonders geschätzt wurden, mit aller nur möglichen Treue, Fleiss und Sorgfalt behandelt werden". (Vorrede zu den Wahrnehm., S. 29.) Unter

---

[1]) Wahrnehm. I. 539, Schussverletzung des Oberkiefers aus dem J. 1742; auch in H. Fischer's Kriegschirurgie erwähnt. (S. auch Schaarschmidt l. c. V, S. 340.)

Friedrich dem Gr. wird diese Schätzung nicht mehr ebenso gross gewesen sein.

Schmucker scheute den Kugelregen nicht, wenn es galt, Hilfe zu bringen: es wurde schon erwähnt, dass er bei zwei Gelegenheiten nicht unbedeutend dabei verletzt wurde. Wir lassen ihn selbst berichten (Wahrnehm. I, S. 552 u. 104):

Ich selbst habe es erfahren, mit welchen Beschwerlichkeiten Wunden dieses Theils verknüpft sind, wenn der Knochen auch nicht zerbrochen ist. Denn ich bekam den neun und zwanzigsten September 1745 in der Schlacht bei Soor, da ich einen Officier, einen meiner besten Freunde, welcher durch den Arm geschossen worden, verband, einen Musketenschuss durch den fleischigten Theil des Kinnes mit Berührung des Knochens, so dass die Kugel drey quer finger breit unter dem Kinne wieder herausgieng. Das Regiment, bey welchem ich mich befand, musste einen Berg, welchen der Feind mit sechs Kanonen besetzt hatte, die vielen Schaden anrichteten, ersteigen. Kaum hatte ich diese Wunde empfangen, und wollte mich wieder zurück begeben, so bekam ich auf der linken Seite des Halses, in der Gegend des Musculi Sternomastoidei durch die Halsbinde von neuem einen Schuss, und diese Kugel musste auf der Mitte der Scapula herausgeschnitten werden . . .

Und sodann erzählt Schm.:

Den sechsten May 1761 bekam ich zu Ende der Prager Bataille auf dem kleinen Augenwinkel der linken Seite, gerade auf dem Rande der Orbita, einen matten Flinten-Schuss, nach welchem ich sogleich vom Pferde fiel und einige Minuten sinnlos lag. Es entstand an diesem Orte sogleich eine Geschwulst von der Grösse eines Eyes: vier Tage lang schnaubte und spuckte ich Blut und hatte während der Zeit die heftigsten Schmerzen. Meine vielen Geschäfte erlaubten mir nicht, die gehörige Sorgfalt vor mich selbst anzuwenden, und wer die Verrichtungen kennt, welche einem General-Chirurgus nach einer vorgefallenen Schlacht obliegen, der wird mich gewiss bedauern . . .

Im siebenjährigen Kriege war Schmucker erster Generalchirurg und folgte der Armee des Königs (Bilguer war zweiter und Theden interimistischer Generalchirurg): gleichzeitig wurde er Direktor der chirurgischen militärischen Feldhospitäler. Es ist wohl in das Gebiet der Fabel zu verweisen, dass er nur desshalb Generalchirurg geworden sei, weil er ein in Frankreich erfundenes Pulver verfertigt habe, bei dessen Gebrauch ein Mensch 8 und mehr Tage ohne weitere Nahrungsmittel sich erhalten sollte. Man soll auch praktische Versuche (ein Offizier und drei Grenadiere) damit angestellt haben, die günstig ausfielen. Das Pulver wurde desshalb in grossen Mengen für die Armee hergestellt, nachher aber wenig gebraucht[1]). In den grossen Schlachten

[1]) So erzählt König in seinem Versuch einer historischen Schilderung Berlin's 1798. 5. Theil. 1. Heft. S. 172. — Auch Buchholz erwähnt es im Histo-

und Belagerungen — er war bei denen von Prag, Schweidnitz, Olmütz und Dresden — war die Menge der Verwundeten so gross, dass er sie nicht alle genau beobachten konnte; auch konnten sie oft erst so spät in's Lazareth gebracht werden, dass sie für operative Eingriffe, besonders für die Amputation, schon zu erschöpft waren. Auf dem Schlachtfelde konnten nur Wenige verbunden werden; dass es geschah, beweisen u. A. die „Wahrnehmungen" Bd. I, S. 533 und 535, und die eigenen Verwundungen Schmucker's. Eine ganze Reihe von Mittheilungen von Schmucker, Bilguer, Theden u. a. Chirurgen beziehen sich auf die einzelnen Schlachten, Belagerungen und Gefechte; in den ersten Schlesischen Kriegen, bei Mollwitz und Czaslau; bei Prag, Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf, konnte Schm. nur einzelne besonders interessante Fälle genauer beobachten und beschreiben. Erst im siebenjährigen Kriege hatte er Gelegenheit, eine bestimmte Gruppe von Verletzten, die Kopfverletzten, von den anderen zu trennen, besonders sorgfältig zu beobachten und, wie wir sehen werden, für Wissenschaft und Praxis in für jene Zeit mustergiltiger Weise zu verwerthen.

Zu Anfang des Krieges, 1756, legte Schmucker für die Armee, die unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls Grafen von Schwerin aus Schlesien in Böhmen einrückte, ein Feldlazareth in Glatz an[2]. Dann kam die blutige Schlacht bei Prag, die Niederlage bei Kollin, mit einem Verluste von 13000 Mann (darunter 326 Offiziere; von dem Garde-Regiment waren nur 250 übrig); Schmucker hatte hier u. A. den Kapitän v. Goerne an einem Brustschuss glücklich behandelt; bei Leuthen, wo er sein Lazareth in Neumarck hatte (Wahrehm. II, S. 258 und 509); in Breslau, im folgenden Jahre bei Schweidnitz, Olmütz, Zorndorf (30000 Russen †); bei Hochkirch (Verlust der Preussen 10000 Mann); 1759 bei Kunersdorf (8000 †, 15000 verwundet, 3000 gefangen); in dem „schrecklichen und unnützen Winterfeldzug von 1759/60, nach dem es schien, als solle der 5-Millionenstaat den vereinigten 90-Millionenstaaten unterliegen" (Preuss) werden die vorhandenen ärztlichen Kräfte auch bei äusserster Anstrengung jedes Einzelnen oft genug unzureichend gewesen sein. Im August 1760 in der Schlacht bei Liegnitz fand er seinen Freund Goerne

risch-genealog. Kalender für 1825 in einer „Geschichte von Berlin und Potsdam unter der Regierung Friedrichs des Grossen". — In Schmucker's Schriften ist keine Andeutung über dieses wunderthätige Pulver, das an das Kauen der Cola-Blätter bei den Indianern erinnert, zu finden.

[2]) Wahrnehm. I. S. 361. Bei Lowositz und Pirna scheint Schm. nicht selbst praktisch thätig gewesen zu sein.

wieder mit 11 Wunden, darunter 7 zum Theil schweren Kopfwunden; er wurde geheilt und war nachher Oberst und Intendant von der Armee[1]). Schmucker berichtet weiter, dass nach glücklich erfolgtem Siege sogleich auf dem Schlachtfelde Victoria geschossen wurde, und dass er von des Königs Majestät den Befehl bekam, alle Verwundeten sogleich verbinden zu lassen und auf Wagen zu bringen, weil die Armee an diesem Tage noch 3 Meilen marschiren müsse. Dieses war ein schwerer Auftrag; aber er musste vollzogen werden. In kaum 2 Stunden waren alle Proviant-, Park- und Brodwagen, die sich bei der Armee befanden, mit den Schwerverwundeten beladen; die Leichtverwundeten mussten nebenher marschiren. Es blieben aber noch 500, mehrentheils an den oberen Gliedmassen Verwundete übrig. Durch Vermittelung des ersten Königl. Generaladjutanten v. Krusemarck, durch welchen Schm. alle Königl. Ordres bekam, erreichte er es, dass ein Regiment Dragoner absass und die Pferde, auf die die Verwundeten gesetzt waren, führte. Am 3. Tage kam dieser originelle Sanitätszug in Breslau an. „Vielleicht kann diese kleine Anekdote Einem oder dem Anderen nützlich sein."

Wir können noch mehrere Beispiele dafür nennen, wie Schm. sich bei dem Transport von Verwundeten zu helfen wusste. Ein Kapitain von Wedel, dem eine Kanonenkugel den Fuss zerschmettert hatte, musste sofort in einer Kutsche weitertransportirt und am nächsten Tage a. O. d. W. amputirt werden. Die Armee brach auf, und der König befahl, den Operirten weiter zu bringen. Schm. liess an einem Feldbette zween Bäume befestigen, dass es durch zwey Pferde getragen werden konnte, und liess über dasselbe Bügeldecken legen. So gieng es die ganze Nacht hindurch in einer bergigten Gegend, Umstände, die den üblen Ausgang († am 10. Tage) wohl erklärten. — Bei der Belagerung von Schweidnitz erlitt der Kapitain v. Rüitz einen offenen Bruch beider Unterschenkel. Ausgiebiges Débridement, Verband mit warm gemachtem Spiritus. Nach 6 Wochen wurden alle Verwundeten in die eroberte Festung gebracht. Schm. liess dafür wieder ein Feldbette mit starken Seiten-Bäumen herrichten, so dass die ganze Maschine bequem von zwey Parkpferden getragen werden konnte. Auf dieselbe Weise wurde der Kranke 7 Wochen später von Schweidnitz nach Breslau geschafft. Die ganze Kur dauerte 2 Jahre, aber dieser Herr konnte nachher nicht allein gehen, sondern auch tanzen und reiten. (Wahrnehm. II, 523). — In Striegau wurden alle Verwundeten in einer Kirche untergebracht; bei der Belagerung von Schweidnitz, wo das Lazareth in Neudorf errichtet war, fing es an, in den grossen Scheunen zu kalt zu werden. Schm. liess einen massiven Schafstall reinigen, woran 20 Menschen über 8 Tage lang zu thun hatten: dann wurde eine Reihe von Fenstern darin angebracht, und alle Kranken bezeugten ihre Zufrieden-

[1]) Wahrnehm. I. S. 345ff. Ebenda befindet sich der Bericht über die Fortschaffung von 500 Leichtverwundeten auf Dragonerpferden.

heit und Vergnügen über diese Veränderung. (Einleitung zum 1. Bande der Wahrnehm. Vergl. auch I, S. 404.)

Im Nov. 1760 war die Schlacht bei Torgau; hier war die Besorgung der Verwundeten durch Kälte und Nässe sehr erschwert; in demselben Jahre waren bei Dresden 1478 Todte und Verwundete; (bei Torgau waren 12000 Oesterreicher und 10000 Preussen todt oder verwundet). Das Letzte, worüber Schmucker ausführlich berichtet, sind seine Erfahrungen bei der Belagerung von Schweidnitz durch die Oesterreicher, bei deren Beginn (1761) er das Unglück hatte, mit seinem ganzen Lazareth gefangen zu werden (Wahrnehm. II, S. 135). Nach 5 Tagen wurde er auf Parole entlassen. Die Preussische Belagerung (1762), die mit der Wiedereroberung von Schweidnitz endigte, fing am 4. August 1762 an, und bei dieser etablirte Schm. sein berühmtes Belagerungslazareth. Auf den übrigen Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges, besonders da, wo die Armee des Prinzen Heinrich kämpfte, wirkten Bilguer und Theden.

Der Krieg war zu Ende, der Frieden zu Hubertusburg geschlossen. Preussen hatte 190000 Soldaten und 33000 Einwohner verloren, in 16 Schlachten gekämpft und 8 Hauptniederlagen erlitten; die Oesterreicher hatten 140000 Mann, die Franzosen 200000, die Engländer und ihre Verbündeten 160000, Schweden 25000, das Reichsheer 20000, die Russen 120000 Mann verloren. Friedrich der Grosse kehrte als Sieger zurück, aber nicht als Triumphator; den Festlichkeiten, dem feierlichen Einzug ging er aus dem Wege. Sein erster Besuch galt seinem alten schwerkranken Lehrer Duhan[1]. — Die Leistungen seiner Feldärzte und Kriegschirurgen in den zahlreichen Schlachten wurden von ihm voll anerkannt; sein Tadel, seine Unzufriedenheit über die mangelhafte Ausführung seiner Befehle galt Armeeverwaltungen und Behörden, auf welche die Aerzte damals keinen Einfluss hatten, deren Thätigkeit auch von ihnen scharf verurtheilt wurde. Die gehässigen Angriffe des früheren Generals von Warnery, und die unglaublichen, von Gift und Galle strotzenden Schmähungen, die ein wahrscheinlich österreichischer Anonymus i. J. 1790 erscheinen liess[2], sind längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen, obgleich ein Theil derselben noch i. J. 1867 (2. Aufl.) von Onno Klopp wieder vorgebracht wurde. J. D. E. Preuss berichtet 1833 (Friedrich

---

[1]) Preuss, Erinnerungen an Friedrich den Grossen in Bezug auf seine Armee. Berlin 1854. Vergl. König's histor. Schilderung. 1786. Bd. V. — Nach Buchholz (l. c. p. 148) hat dieser Besuch schon 1745 stattgefunden.

[2]) Lexikon aller Anstössigkeiten und Prahlereyen, welche in den sogen. Schriften Friedrich des Grossen vorkommen. Leipzig 1790. — Vergl. dazu u. A.

d. Gr., Bd. II, S. 378), dass Warnery's Verläumdungen schon im Jahre ihrer Veröffentlichung (1788) von Baldinger, später von Horn und Theden zurückgewiesen seien. Baldinger's Schrift ist von Archenholtz aufgenommen. Auch der Feldprediger Küster und Cothenius weisen die Angriffe W.'s energisch zurück[1]).

Schmucker, der Königl. Preussische Erste Generalchirurgus von der Armee, kehrte reich an Erfahrungen und Erfolgen als berühmtester Chirurg in Deutschland zurück; auch Männer, wie Richter in Göttingen, erkannten nachher sein Wissen und seine Geschicklichkeit öffentlich an. Neben einer ausgedehnten praktischen Thätigkeit sorgte er in seiner amtlichen Stellung für die bessere Ausbildung der Feldscheerer; auf seine Vorstellung wurde 1777 die Zahl der Pensionäre von 9 auf 12 erhöht; später auf 16, wodurch die französischen Pensionairs, von denen Poirier einer der letzten war, ersetzt wurden.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Schmucker, abgesehen von einzelnen Beiträgen für die mediz. und chirurg. Berlinischen wöchentlichen Nachrichten (1739—48) von Schaarschmidt, im Alter von 62 Jahren; im J. 1774 erschien (Berlin u. Stettin) der erste und zweite Band seiner „Chirurgischen Wahrnehmungen"; die 2. Auflage wurde 1789, also 3 Jahre nach seinem Tode, herausgegeben. Unter dem Titel: „Wahrnehmungen aus der Wundarzneikunst" erschien 1792/93 in Frankenthal ein einfacher Nachdruck der letzten Auflage.

Im J. 1774 kam auch der erste Band seiner „Vermischten chirurgischen Schriften", dem 1779 der zweite und 1782 der dritte Band folgte, heraus; in zweiter Auflage wurde 1785 und 1786, also kurz vor seinem Tode, nur der erste und zweite Band fertig.

Den Inhalt des ersten Theiles der Wahrnehmungen, die Haller in der Bibl. chir. II, S. 588, als egregium opus bezeichnet, bilden fast ausschliesslich Fälle von Kopfverletzung, die Schm. in dem Belagerungslazareth zu Neudorf vor Schweidnitz 1762 beobachtet hatte. In der Einleitung schildert er das Lazareth, die Art der Vertheilung der Kranken, die für den ärztlichen Dienst getroffenen Bestimmungen, die Listenführung u. s. w. Hier hatte er zum ersten

G. Fischer, Knorr und G. Jost, Gesammelte Werke Friedrichs des Grossen, sowie Preuss, Geschichte des Friedr. Wilh.-Instituts, Berlin 1819 und v. Richthofen, I. S. 77, wo auch Baldinger und Theden citirt werden.

[1]) Der bereits Seite 168 erwähnte, von Baldinger mitgetheilte Brief des Cothenius ist hinten als Anhang abgedruckt.

Mal Gelegenheit und genügende Hülfe, um genaue Beobachtungen anzustellen. Die Oeffnung seiner zwölf ersten an Haupt-Wunden verstorbenen Kranken brachte ihn auf den Gedanken, kalte Fomentationen anzuwenden, „welche er hernach in der Folge beständig nützlich und wirksam fand.“ In frischen Fällen konnte dadurch nicht selten die Trepanation vermieden werden. Schm. würde am liebsten Eis genommen haben; es war aber nicht zu beschaffen. Das Wasser wurde mit Weinessig und Salmiak vermischt und an einem kalten Orte aufbewahrt. Den Kopfverletzten wurden auch bei anscheinend geringen Verletzungen die Haare abrasirt, die Wunden erweitert und verbunden; darüber kam ein dicker, in die kalte Fomentation eingetauchter, den ganzen Kopf deckender Frieslappen. Diese Umschläge mussten auch nach der Trepanation, die nach Schm. immer noch sehr häufig, z. B. auch bei Hiebwunden, nöthig war, fortgesetzt werden. Für den Verband selbst wurde sein Liquor meningum (Schusswasser, Balsam. Commendatoris und Rosenhonig) gebraucht. Dieses „Baume de Commandeur“ bestand allein aus 11 Substanzen. Seine Erklärung der Wirkung dieser Umschläge steht natürlich nach heutigen Begriffen auf schwachen Füssen; ebenso die der Häufigkeit von „Vereiterungen der Leber“ bei Kopfverletzungen (S. 159). Ausser den 12 Todesfällen berichtet Schm. in diesem ersten Theile noch über 26 z. Th. recht schwere Kopfverletzungen, die durch Trepanation geheilt wurden, auch über einen Fall von heftigem, anhaltendem Kopfschmerz an einer umschriebenen Stelle, bei dem nach der Trepanation, obgleich nichts Krankhaftes gefunden war, doch eine Jahre lang bestehende Heilung eintrat. Am Schluss kommen dann noch einige Fälle, bei denen er sein „gewöhnliches Augenwasser“ mit grossem Nutzen gebraucht hatte; er hielt es geheim und sucht diese „Geheimnisskrämerei“ mit vieler Mühe zu erklären und zu entschuldigen:

Es stärkt nicht allein die Augen, sondern heilt und zertheilt auch die Flecken, welche oftmahls nach Entzündungen in der durchsichtigen Hornhaut zurückbleiben. Ich weiss nicht, ob man es einem Arzte eben verdenken kann, wenn er ein solches Mittel, von dessen Würkung er durch viele glückliche Proben überzeugt ist, vor sich behält. Wäre das Publicum billiger gegen die Aerzte gesinnt, so würde ein jeder rechtschaffene Mann eine solche Zurückhaltung unbillig finden. Unterdessen habe ich noch das Beyspiel anderer grosser Aerzte vor mir — — — (S. 515).

Der zweite Theil der Chirurgischen Wahrnehmungen handelt von den Verwundungen und Krankheiten der Brust, des Unterleibes und der übrigen Gliedmassen, und besteht aus 50 Beobachtungen; in

der Einleitung betont Schmucker, dass nach seinen Versuchen der Schierling beim Krebs ohne Nutzen sei; er weist auf seine Methode der Bruchoperation (Abbinden hoch oben, Abschneiden des Bruchsackes nach sorgfältiger Ablösung vom Funiculus), auf Flurand's (Fleurant's) Methode des Blasenstichs vom Mastdarm aus, die auch von Bouness und Theden empfohlen war, auf den Steinschnitt nach le Dran und seine Vorzüge hin und erklärt, dass er eine besondere Abhandlung über die Amputation schreiben werde. Dieselbe bildet den Anfang der „Vermischten chirurgischen Schriften." Man ist seiner Meinung nach mit der Verwerfung der Amputation zu weit gegangen; wenn auch einige französische Wundärzte diese Operation zu unvorsichtig und in Fällen, wo sie gar nicht nöthig war, ausgeübt haben; wenn es auch oft gelingt, schwer verletzte Glieder zu erhalten, wie Schm. selbst durch mehrere mitgetheilte Fälle (z. B. S. 506 u. 524) beweist, so bleiben doch noch genug Fälle übrig, in denen sie das einzige Mittel ist, den Verletzten am Leben zu erhalten. — Vier durchbohrende Brustschüsse mit Ausgang in Heilung trotz Lungenverletzung geben ihm Gelegenheit, Prognose und Behandlung, auch der Komplikationen, wie des Emphysems u. s. w., zu besprechen. Die Verbände sind schnell anzulegen, damit die Luft nicht an die Wunde kommt; das Zimmer muss — auch bei der Thoracocentese — warm sein: Kopf-, Brust- und Bauchwunden, wie auch die mit zerschmetterten Gliedern, lässt Schm. nie ohne Kohlenfeuer verbinden; ähnlich verfuhren auch Theden und Bilguer. Dadurch sollte auch die Luft verdünnt werden. In der Herstellung der nöthigen grossen Plumaceaux mussten schon die jungen Chirurgi in der hiesigen Königl. Charité, aber auch ihre vorgesetzten Pensionair-Chirurgi, und im Felde alle Untergebenen Schmucker's sich eine grosse Fertigkeit aneignen. — Pistor theilt eine interessante Schussverletzung des Unterleibes durch 2 Kugeln, eine eiserne und eine bleierne, mit, von denen die erstere erst nach 16 Jahren Beschwerden machte und entfernt wurde. — 2 Lanzenstiche im Hypochondrium mit Netzvorfall heilten glatt. — Die übrigen Beobachtungen beziehen sich auf die Operation des Brustkrebses, für den Schm. ein besonderes Instrument, den „chirurgischen Pfriem" bevorzugte, der Hernien, der Hydrocele, des Steinschnittes, ferner auf verschiedene Schussfracturen und zum Schluss auf eine Reihe von theils von ihm selbst, theils von anderen Aerzten mitgetheilten Fällen vom „tollen Hundebiss und der Wasserscheu."

Die „Vermischten chirurgischen Schriften" bestehen, ähnlich wie unsere heutigen zwanglosen Hefte und, bis auf das regelmässige Er-

scheinen, wie unsere Zeitschriften, aus einer Reihe von Beiträgen des Herausgebers und anderer Chirurgen, von denen die grosse Mehrzahl als Regimentsfeldscheerer in persönlichem und dienstlichem Verhältniss zu Schmucker stand. Dieser wollte dadurch unter den Wundärzten unserer Armee eine nähere Vereinigung stiften, um sie aufzufordern, mit ihm das Ihrige zur Ausbreitung der Chirurgie in unserem Vaterlande beyzutragen. Er fängt selbst an mit einer Untersuchung über die Abnehmung der Glieder, die schon oben erwähnt wurde, und mit einer Abhandlung über die Blutigel; dann kommt J. A. Theeden, dritter Generalchirurgus des Königs, mit einer Beschreibung seiner Maschine (Schienenverband) zur Heilung der Brüche des Oberschenkels. Von den übrigen 52 Beiträgen des ersten Bandes, die fast nur aus kurzen Krankengeschichten bestehen, ist noch von Bingert eine Hernia epigastrica nach Stoss, Netzvereiterung, Laparotomie, ein Degenstich durch den Leib mit spontan heilenden Kothfisteln, von Conradi eine durch einen Stein entstandene Kothfistel, ein Mastdarmpolyp, zwei geheilte Gelenkwunden (Nutzen des kalten Wassers), von Schumacher eine Hüftluxation, von Engel ein Fall von Gangrän der Genitalien, eine schwere Schussverletzung des Hinterkopfes, ein Fall von Gehirntumor (Steatom) links zwischen Dura und Pia, bei der Sektion gefunden; von Wurm eine Trepanation bei extraduralem Hämatom, von Köhler eine Hirnerschütterung mit üblem Ausgang, der, wie der Herausgeber hinzufügt, durch die Anwendung warmer Umschläge verschuldet ist; von Ramdohr, Bergchirurgus zu Zellerfelde[1], ein Schädelschuss, bei dem die Kugel durch einen Sinus frontalis in's Gehirn eingedrungen war; Tod nach 4 Monaten, Sektion; ferner einige Fälle von Wirbelluxation von Sellin und Rüdiger, bei denen theils durch Extension und Druck, theils durch Druck allein Heilung erzielt wurde, von Spornzer eine Schusswunde durch beide Lungen mit Zerschmetterung der Scapula (es war nur die linke Lunge durchbohrt), ein von Bloch mitgetheilter Fall von Verschlucken zahlreicher Glas- und Eisenstücke, Haarnadeln, Knöpfe, Schnallen, Nägel, Stecknadeln und Tabacksöl. Im Laufe eines halben Jahres gingen 157 Glasstücke, 102 Stecknadeln, 150 Nägel u. a. m. mit dem Stuhlgange ab. Köhler berichtet ferner über eine Infusion von Brechweinsteinlösung in eine Armvene bei Erstickungsgefahr durch ein im Oesophagus

---

[1]) R. ist bekannt durch seine Darmnaht. Den obigen Fall behandelte er 1759 als Regimentschirurgus des Luckner'schen Regiments in einer Affaire unweit Münster; er spricht hier von seinem fliegenden Lazareth, in das der schwer verwundete Husar gebracht wurde.

festgeklemmtes Fleischstück. Nach $1/2$ Stunde Erbrechen, welches so heftig wurde, dass das Stück 8 Fuss weit wegflog. Dieselbe Art kasuistischer Mittheilungen enthält auch der 2. und 3. Band; wir können, ohne zu weitschweifig zu werden, nur noch hinweisen auf eine schwere Herniotomie und einige schwere Kopfverletzungen von Schmucker, mehrere Mittheilungen von Ollenroth (Stichverletzung der Lunge, des Herzbeutels und der Herzspitze; Nutzen des Kalkwassers bei Nephritis und Cystitis u. a. m.), von Horn (Missbrauch des Aderlassens bei forcirten Märschen oder bey heissen und schwülen Tagen)[1], von Völker (Bauchschuss und Abgang der Kugel mit dem Stuhlgang), von Budeus (Nutzen der Amputation bei entkräfteten Kranken), von Sellin (Heilung eines grossen Kropfes, der in Eiterung übergegangen war), von Völker (Schädlichkeit des Branntweins) u.s.w. Viele dieser Mittheilungen, auch noch im letzten Bande, werden durch angefügte Bemerkungen Schmucker's erläutert und von ihm durch selbst beobachtete ähnliche Fälle erweitert; manche darunter haben heute jeden Werth verloren; aber viele sind berühmt geworden und geblieben bis auf unsere Zeit. In der Biographie médicale heisst es von Schmucker's Werken: „Il serait à désirer que nos chirurgiens les consultassent quelquesfois.“

Die chirurgischen Rathschläge Schmucker's waren die Früchte seiner reichen Erfahrungen; er hat zwar grossen Respekt vor der Theorie, vor den Hypothesen, die er für sehr nützlich und nothwendig hält; aber ein Quentchen Erfahrung überwieget allemal viele Pfunde glänzender Theorie, und ein planer Vortrag wird eher begriffen, als eine ausgeputzte Theorie, die vor dem Krankenbette nichts hilft[2]. Das passte schlecht in eine Zeit, in der die Philosophie und ihre Systeme die ganze Wissenschaft beherrschten. Mursinna sagt desshalb auch 1804 in seiner Geschichte der Preussischen Chirurgie, es habe Schmucker an philosophischen und ächten medizinischen Kenntnissen gefehlt, daher auch durch ihn nur die Operativ-Chirurgie verbessert und bereichert worden sei. Die grossen Verdienste Schmucker's um die Behandlung der Kopfverletzten, besonders durch die Einführung der kalten Umschläge, wurden schon erwähnt.

---

[1]) Beobachtung aus dem Feldzuge 1760. Der König hatte befohlen, alle Wagen aus der Umgegend zusammenzubringen, um die umgefallenen Soldaten fortzuschaffen: allein wegen der Menge wollte dieses doch nicht zureichen. Man erzählte damals, dass wir bei diesem Marsche 300 Mann (durch Hitzschlag) verloren hätten; das hält Horn allerdings für übertrieben.

[2]) Aus dem 1782, als Schm. 70 Jahre alt war, erschienenen 3. Bande der Vermischten chir. Schriften.

Ein Aneurysma nach Aderlass heilte er durch doppelte Unterbindung und Durchschneidung (Wahrn. II, S. 490), sah eine Schnittwunde der Speiseröhre heilen, ein fast ganz abgetrenntes Stück der Nase wieder anwachsen (Wahr. I, S. 533); Blutungen aus der Art. intercostalis stillte er durch Tamponade; entstand trotzdem Haemothorax, dann empfahl er, ähnlich wie A. G. Richter (Anfangsgründe der W. A., IV), die Paracentese H. U. — Bei grossen Hydrocelen wurde, auch wenn die Radikaloperation beabsichtigt war, erst punktirt, bei Ascites in einzelnen Fällen sehr oft, 50—70 Mal in mehreren Jahren das Wasser abgelassen. — Von seinen Steinoperationen war schon die Rede; die Operation „à deux tems", wovon die Franzosen viel Wesens machen, hält er für überflüssig; ja, ein Fall, in dem er dazu genöthigt war, (Verm. Schrift III) verlief tödtlich. Er beobachtete auch Blasensteine nach Schussverletzungen, deren Kern eine Gewehrkugel oder ein anderer Fremdkörper war (Wahrn. II, S. 369). Sonst entstehen Blasensteine aus kleinen Nierensteinen. Die Zertrümmerung des Steines von der Dammwunde aus war Schm. wohl bekannt. — Bei der Castration unterband er den Samenstrang in toto; er sah nie Convulsionen danach eintreten und hielt dieses Verfahren desshalb für besser, als die Tamponade nach Theden. Auch Mursinna glaubte nicht, dass die Unterbindung des ganzen Samenstranges gefährlich sei; er machte sie 64 Mal und sah 2 Mal Trismus darauf folgen[1]). — Beim Brustkrebs hilft nur das Messer; den Schierling u. a. Arzneimittel versuchte er Anfangs oft und lange, fand aber, dass sie alle nur schädlich waren. Sichere Kennzeichen dafür, ob ein Tumor Krebs sei, oder nicht, giebt es nicht; Schm. glaubte beobachtet zu haben, dass Kranke mit Krebsgeschwülsten die Operation nicht mehr vertrügen, wenn sie an Entzündung der Lidränder litten; dann war die Krankheit keine örtliche mehr (Wahrn. II, S. 121 u. 140). Der Brustkrebs giebt ihm Gelegenheit, gegen die Schnürbrüste à la Pompadour bei Männern und Weibern und gegen andere Mode-Narrheiten mit grosser Energie zu Felde zu ziehen; die Schnürbrüste hält er für eine der Ursachen des Brustkrebses[2]).

Seine Ansichten über die Amputation wurden schon erwähnt; er nimmt darin eine vermittelnde Stellung ein. Die Exartikulation im

---

[1]) Die Furcht vor der Ligatur des Samenstrangs, wegen der Gefahr des Tetanus, der häufigen Complikation der Castration bei Pferden (daher eine Zeit lang l'origine équine du tet.) hat sich auch nach Entdeckung des T.-Bacillus noch lange erhalten.

[2]) Vergl. auch die Erklärung über die Entstehung des Skirrhus im Taschenbuch für Deutsche Wundärzte. 1783. S. 61 u. 87.

Ellenbogen und Kniegelenk hielt er für falsch, weil die Bedeckung nur mit Haut nicht genügend sei; die Exarticulatio humeri und femoris liess er gelten; letztere zog er Anfangs sogar der hohen Amputation vor; später überzeugte er sich, auch durch Versuche an Leichen, von der grossen Schwierigkeit dieses Eingriffs und nannte sie die grausamste Operation in der ganzen Chirurgie (Verm. chir. Schriften. I. p. 48). Für die Blutstillung bei der Amputation bevorzugte er bei grösseren Arterien die Zange, weil man mit ihr das Gefäss besser isoliren könne, als bei der Umstechung; bei kleineren Gefässen genügt die Tamponade, am besten mit Agaricus, was erst 1744 in dem zweiten Kriege bei unserer Armee eingeführt wurde. Schmucker erzählt, dass er die Tamponade als Blutstillungsmittel bei Operationen im Jahre 1741 durch den Stadtchirurgen von Schweidnitz, Namens Peterwitz kennen gelernt habe; auch sein Kollege, Herr Theeden, habe es dort zuerst gesehen, und seitdem sei es bei uns allgemein eingeführt und durch die Verwendung des Agaricus noch verbessert[1]. Bei Schussfracturen des Oberschenkels ist nach Schm. die Amputation in und dicht über der Mitte zu empfehlen, von der in der Nähe des Knies ist abzurathen. Unterhalb des Tourniquet's schnürt er den Oberschenkel noch einmal mit einem Bande fest ein und macht dann einen mehrzeitigen Cirkelschnitt; die Muskeln werden durch ein gespaltenes Stück Pergament noch einmal kräftig zurückgezogen und der Knochen durchsägt.

Schm. benutzte ein Sichelmesser für den Weichtheilschnitt, nahm es aber kleiner, als sonst damals üblich war. Auch die Säge und andere Instrumente liess er kleiner und einfacher, ohne jede überflüssige Verzierung anfertigen, sodass sie bequem in einem leicht zu transportirenden Besteck verpackt werden konnten. — Sallaba behauptet in Baldinger's Neuem Magazin für Aerzte, Bd. XIV, 1. Stück, p. 60, Schmucker hielte die Amputatio femoris über der Mitte immer für tödtlich. Dass irgend ein anderer Wundarzt Schmucker aus Erfahrung widersprechen könne, glaubt Sallaba nicht; folglich werde man den Kranken lieber seinem Schicksale überlassen, als über der Mitte des Schenkels zu amputiren.

Am besten wäre es, gleich auf dem Schlachtfelde zu amputiren; Abreissungen der Glieder durch grobes Geschütz heilen oft auffallend gut, weil die Soldaten in der Schlacht noch gesund sind — nachher in den Lazarethen ist das anders. Freilich ist es im Felde ein

---

[1]) Vermischte chir. Schriften. I. S. 61. — Bei der Amputatio mammae rieth Schm., wie Theden, die Blutung durch Schwammcompression zu stillen.

sehr betrübter Umstand, dass man die Verwundeten nach einer Feldschlacht nicht gleich unter die Hände bekommt; es vergehen oft 4, 6 Tage, bei Prag z. B. 8 Tage, ehe die letzten Verwundeten in's Lazareth gebracht wurden. Dann waren sie fast alle durch den Transport, Entzündung, Schmerzen und Fieber so entkräftet, dass eine Operation nicht mehr vorgenommen werden konnte.

Von dem Einheilen der Gewehrkugeln meint Schmucker, dass sie in anderen Theilen des Körpers (nur nicht in der Schädelhöhle) viele Jahre ohne sonderliche Schmerzen sich aufhalten können, wenn sie keine nervichten Theile berühren[1]. Er berichtet weiter, dass er drey General-Lieutenants von der Armee kenne, die mit kleinen Kugeln in den Unterleib geschossen waren, und wo die Kugeln vermuthlich in dem Fette liegen müssen, weil sie diesen Herren fast gar keine Unbequemlichkeiten verursachten. Viele andere werden noch in der Armee dienen, welche noch bis itzt Kugeln in ihrem Körper herumtragen. Zuweilen muss man nach langen Jahren noch an die Entfernung gehen, weil die Kugel dann noch Entzündung erregen kann.

Die berühmteste Operation Schmuckers, die Herniotomie an dem Hofrath Zimmermann aus Hannover im Jahre 1771, haben wir in der Einleitung schon beschrieben.

Als der geheilte Patient von Friedrich dem Grossen empfangen wurde, war Schmucker zugegen, nachdem der König sich schon vorher von ihm über die Operation und den Verlauf nach derselben hatte berichten lassen.

Um das schädliche Weitertransportiren frisch Verwundeter zu vermeiden, schlägt Schmucker in seiner Untersuchung über die Abnehmung der Glieder (p. 55) schon Verträge zwischen den Krieg führenden Mächten vor zur Sicherheit der Lazarethe und ihres Personals. Das war freilich schon öfter geschehen; im 17. Jahrhundert ein Mal zwischen Frankreich und Spanien, 1743 zwischen dem Grafen Stair und dem Herzog v. Noailles, wie Pringle und nach ihm Baldinger berichten[2]. Im Allgemeinen waren aber diese ersten Spuren der Genfer Convention selten. Die Aerzte und die Lazarethe mit ihrem ganzen Material wurden vom Feinde aufgehoben, wenn sie nicht rechtzeitig benachrichtigt waren. Konnten sie fliehen, dann traf die transportablen Kranken der ganze Nachtheil eines überhasteten

---

[1]) Wahrnehm. I. S. 311 und II. S. 43.

[2]) Vgl. Gurlt's Geschichte der freiwill. Krankenpflege; ferner G. Fischer, l. c. p. 352 u. 355, Baldinger, l. c. p. 26 u. 113, Uetteroth zu Scharffenberg, Zur Geschichte der Heilkunde. Berlin 1875.



Bilguer.

Transportes; wurden sie gefangen, dann wechselte gewöhnlich das ganze Personal und damit auch die Behandlung. Die Aerzte und Wundärzte mussten, nachdem sie ausgelöst waren, sich ihre ganze Ausrüstung an Medikamenten, Instrumenten u. s. w. neu beschaffen und konnten erst nach längerer Zeit ihre alten Stellungen und Arbeiten wieder aufnehmen. Grössere Lazarethe waren sehr schwer zu etabliren und mussten entweder stark gesichert werden, oder so liegen, dass sie leicht aufgehoben und verlegt werden konnten.

Es ist wahr, sagt Baldinger, dass die öftere Transportirung dem Kranken schädlich ist, sowohl zu Wasser als zu Lande, da aber die Menschenliebe noch nicht so hoch gestiegen ist, dass die Feldlazareths sichere Freystellen wären, so ist der Transport unvermeidlich.

Schmucker behielt Kraft und Frische bis in sein hohes Alter; noch kurz vor seinem Tode arbeitete er an der zweiten Auflage der Vermischten chirurgischen Schriften. Er starb, 74 Jahre alt, am 5. März 1786, nur wenige Monate vor seinem Königlichen Herrn, den er in 11 Feldzügen und in fast allen Schlachten des siebenjährigen Krieges begleitet hatte.

XI. Joh. Ulrich von Bilguer

wurde am 1. Mai 1720 in Chur, Graubünden, als Sohn des Chirurgen und Zunftmeisters Joh. Lucius Bilger geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und vom 17. Jahre an die Universität zu Basel, wo er 1 Jahr blieb und sich besonders dem s. Z. berühmten Arzte Zwinger anschloss. Im Jahre 1738 ging er nach Strassburg, wo er bei dem Demonstrator der Anatomie, Vaquin, wohnte und 3 Jahre hindurch alle Theile der Arzneikunst studirte, auch in der späteren Zeit seines Studiums in den dortigen Lazarethen vielfach praktisch thätig war. Da er die Chirurgie mit besonderer Vorliebe trieb, liess er sich ordnungsmässig in die Zahl der Strassburger Wundärzte aufnehmen und praktizirte eine Zeit lang als Chirurg, ging aber, um sich weiter in dieser Kunst zu vervollkommnen, bald nach Paris. Lange kann er hier nicht gewesen sein, denn er folgte schon 1741 einem Ruf als Regimentsfeldscheerer (Chirurgien-Major) des Reiter-Regiments Herzogin von Württemberg, nachdem er in Tübingen von Mauchart, Hoffmann, Backmeister, Bauer und

Simon examinirt war. Als dieses Regiment der Preussischen Armee einverleibt wurde (1742), musste Bilguer in Berlin sich noch einmal von Eller, Schaarschmidt und Lesser prüfen lassen. Seine Kriegsthätigkeit beginnt mit dem 2. Schlesischen Kriege. Nach der Schlacht bei Kesselsdorf 1745 hatten Pröbisch und Bilguer in Meissen die Behandlung der Kranken und Verwundeten zu beaufsichtigen und alle wichtigen Operationen zu besorgen[1]). Während dieser Zeit war er zum Gessler'schen (später Schmettow'schen) Kürassier-Regiment versetzt und besonders noch in Prag, Breslau und Dresden im Felde und in den Lazarethen thätig. Bei Kesselsdorf waren 3158 verwundete Preussen und wohl eben so viele Sachsen zu versorgen. Nach dem Friedensschlusse blieb er im Dienst und wurde 1758, als Bouness starb, zweiter Generalchirurg (Schmucker wurde erster). Im siebenjährigen Kriege gehörte er zur Armee des Prinzen Heinrich, besorgte die Lazarethe in Liegnitz, Jauer und Striegau, bei der Belagerung von Schweidnitz und nach der Schlacht bei Kunersdorf die zahlreichen nach Küstrin und Stettin transportirten Verwundeten. Nach der Schlacht bei Rossbach hatte er die verwundeten Franzosen und kurz darauf in Breslau die in der Schlacht bei Leuthen Verwundeten zu versorgen; in dieser Schlacht waren es allein 6000 Oesterreicher (s. o.), bei Kunersdorf 15000 Preussen, Russen und Oesterreicher[2]). Auch nach der Schlacht bei Torgau war B. thätig; hier hatten die Oesterreicher 12000, die Preussen 10000 Todte und Verwundete (s. o.). Noch während des Krieges, der ihm Anregung und Material dazu reichlich gegeben hatte, schrieb er, wie er in der Vorrede sagt, aus dem Stegreif, auf einem vierwöchentlichen Marsch in der grössten Unruhe, seine Dissertation, die ihn in kurzer Zeit berühmt machte, die, wie G. Fischer sagt, eine von den wenigen Raketen war, welche die deutsche Chirurgie im 18. Jahrhundert aufsteigen liess. — Es war die „Dissertatio de amputatione membrorum carissime administranda aut quasi abroganda", Halle, 1761. B. veröffentlichte in demselben Jahre eine deutsche

---

[1]) Siehe die Vorrede zu der Anweisung für Feldwundärzte. 1783. Auch Schmucker war hier thätig (s. o.).

[2]) E. Richter, l. c. und H. Frölich, Ueber Menschenverlust im Kriege. Oesterr. mil. ärztl. Zeitschr. 1888. — B. war auf die Erfolge in den Lazarethen stolz; er sagt in der Einleit. zur „Erinnerung für die Bemerkungen" etc., dass man im 7jährigen Kriege Wunden geheilt habe, die noch vor 50 Jahren für unheilbar gehalten wurden. Trotzdem habe sich gezeigt, dass auf die Bildung der Wundärzte mehr verwendet werden müsse. Die Vorschläge Theden's seien bisher leider fromme Wünsche geblieben.

Uebersetzung, die in Berlin und eine, die in Frankfurt und Leipzig erschien (2. Aufl. 1767). Tissot übersetzte sie 1764 in's Französische unter dem Titel: Sur l'inutilité de l'amputation des membres, par Mr. Bilguer; traduite et augmentée de quelques remarques par Mr. Tissot. In demselben Jahre erschien eine englische; 1781 in Nymwegen eine holländische und 1782 von Lopez de Vega in Madrid eine spanische Uebersetzung. Das war eine Ehre, die seit Heister's Zeiten keiner deutschen wissenschaftlichen Arbeit zu Theil geworden war. B. liess darin fast keine von den damals herrschenden Anzeigen zur Amputation, auch nicht die Schussverletzungen der Gelenke, gelten, erst der vollendete, trotz multipler Einschnitte auftretende Brand sollte dazu berechtigen; dann wurden die Hauptgefässe im Gesunden vor der Amputation unterbunden (s. die Einleitung). Dieser extreme Standpunkt, der ihn aber doch zum „Vater unserer konservativen Chirurgie" für alle Zeiten gemacht hat, rief eine grosse Zahl von Gegenschriften hervor. Von seinen Kriegsgefährten Schmucker und Theden wurde ihm allerdings im allgemeinen zugestimmt; doch wollten sie in der Verwerfung der Amputation nicht so weit gehen, wie er[1]). Schmucker hatte in Paris 1738 gesehen, wie beide Oberschenkel wegen einfacher Fractur amputirt wurden, die französischen Wundärzte hatten das „dutzendweise Abschneiden von Armen und Beinen", wie Friedrich der Grosse sich ausdrückte, in die Preussischen Lazarethe mitgebracht; dass die von Bilguer auf Grund grosser Erfahrung dagegen eingeleitete Reaction wieder etwas zu weit ging, war natürlich. Gefässverletzungen, Knochenzerschmetterungen, Caries sollten an sich noch keine Gründe zur Amputation sein; zu dieser war man, wie schon erwähnt, nach B. nur dann berechtigt, wenn ein Glied gar nicht mehr zu erhalten war[2]). Die Einzigen, die rückhaltlos für ihn eintraten, waren Tissot, Mehée, Portal und Kirckland; namentlich die Zustimmung des Letzteren in seinen „Thoughts on amputation", London 1786, war für die Verbreitung der neuen Lehre von grossem Werthe. Ein eifriger Vertheidiger Bilguer's war der Dänische Landesphysikus in Süderditmarschen, Dr. Salchow, der in seinen „Chirurg. Beobachtungen" 3. Auflage, Leipzig 1791 (die erste war 1761 erschienen), mehrere Beispiele „zur Bestätigung der Wahrheit der von dem Herrn

---

[1]) S. Sprengel, Geschichte der Chir., Schmucker, Vermischte Schriften, Bd. I, S. 10, Gurlt, S. 18.

[2]) Vergl. Gurlt, l. c. S. 19ff. — Die Dissertation und mehrere andere Schriften Bilguer's werden ausführlich von A. v. Haller in seiner Bibl. chir. II, p. 474 besprochen.

Dr. Bilguer angegebenen unnöthigen Amputation" anführt. Er nennt B. den unstreitig grössesten Wundarzt unserer Zeit. — Nach Baldinger heilte auch Benj. Gooch „fast ebenso wie Herr Bilguer." Ebenso betrachtete Desault die Amputation nur für das äusserste Hilfsmittel (G. Fischer l. c. S. 267). B. selbst führt den Dionis an, nach dem diese Operation vielmehr von einem Fleischhauer, als von einem Wundarzte verrichtet werden sollte! In der Vorrede zu der Schrift über Faulfieber und Ruhr (s. u.) spricht er von Neid und Missgunst in Berlin, von seichten irrigen Begriffen schwacher stumpfer Geister, die seinen Vorschlägen über die Amputation widersprachen, bis der grosse englische Wundarzt Kirckland auf seine Seite trat und die Gegner verstummten. „Ein inneres aus edlen Trieben hervorsprossendes Vergnügen!" Benjamin Bell blieb dabei, bei schweren Knochenverletzungen, Aneurysma, Gliedschwamm und kaltem Brand zu amputiren; Percival Pott, der im 2. Theile seiner Chirurgischen Werke Bilguer's Arbeit besprach, gab zu, dass es im Allgemeinen segensreicher, wenn auch schwieriger sei, die Amputation zu vermeiden, liess aber doch dieselben Anzeigen dafür gelten, wie B. Bell. Auch Moraud und de la Martinière empfahlen die Amputation bei grösseren Verletzungen und Zerschmetterungen; auch, wenn ein Glied ganz abgerissen sei, sollte man sie vornehmen, weil sonst die Schusswunde brandig werden würde (für diese Fälle stand Schmucker auf Bilguer's Seite). Noch abweisender äusserte sich Dav. von Geescher, für den die Amputation nur bei heftiger Enzündung verboten war. Das war ungefähr auch der Standpunkt, den die Académie de chirurgie und Faure, Breville und Boucher 1754 vertreten hatten.

Es bleibt trotz dieser Widersprüche ein grosses Verdienst Bilguer's, das zu häufige Abnehmen der Glieder, besonders nach Schussfrakturen, eingeschränkt zu haben. Er selbst berichtet (§ 27), dass er nach der Schlacht bei Torgau von 6618 Schwerverwundeten nur 653 verloren, aber 5557 vollständig geheilt, und 408 als Invalide (195 Halb-, 213 Ganzinvalide) entlassen habe. Von den Gestorbenen seien auch nur 408 an den Folgen schwerer Verletzungen der Gliedmaassen gestorben. B. glaubt versichern zu dürfen, dass in dem siebenjährigen Kriege von den wegen schwerer Verletzungen zu rechter Zeit und auf die behörige Weise Amputirten „kaum Einer oder der Andere beym Leben erhalten worden ist". Nach Boucher kam von 3 Amputirten nur einer mit dem Leben davon; 165, deren zerschmetterte Glieder man nicht abgenommen hatte, blieben alle am Leben. So glücklich sei er selbst, sagt Bilguer, freilich nicht ge-

wesen. — Bei Schussbrüchen des Oberschenkels in der Mitte oder noch höher will B. lieber exartikuliren, als die hohe Amputation machen, weil der Knochen gewöhnlich doch bis ins Gelenk gespalten ist. Die Resultate werden durch den Mangel an Reinlichkeit, der gesunden Luft, der zuträglichen Kost und der nöthigen Betten, sowie dadurch so sehr verschlechtert, dass zu häufig Transporte und Wechsel in der Person des behandelnden Arztes vorgenommen werden. — Im März 1761 befanden sich noch 300 Schwerverwundete in Torgau, die nicht amputirt waren, und voraussichtlich alle zur Heilung gebracht wurden (S. 232 der deutschen Ausgabe). B. behandelte (s. S. 302) auch den Prinzen Heinrich, dem eine Flintenkugel die Knochen des Mittelfusses zerschmettert hatte, mit langen und tiefen Einschnitten; der Fuss blieb erhalten. — Die deutsche Ausgabe dieser Schrift über die Amputation ist „denen unter den Fahnen Friedrich des Grossen, Königes in Preussen fechtenden, und ob schon verwundeten, doch nicht überwundenen Kriegsmännern überreicht, und zwar denen Höheren in gebührender Ehrfurcht, denen Uebrigen mit freundschaftlichem Herzen“. — Eine natürliche Folge dieser konservirenden Methode war die häufige Ausführung partieller Resektionen, für die der Regimentsfeldscheerer Köhler eine grosse Zahl verschieden geformter Sägen angegeben hatte (s. u.).

Von grossem Interesse sind die Aeusserungen Baldinger's über Bilguer, weil er ihn genau kannte, oft operiren sah und, wie aus seinen „Krankheiten einer Armee“ vielfach zu ersehen ist, auch seine wissenschaftlichen Leistungen voll anerkannte. Er nennt ihn schon „verschiedener Akademien Mitglied“; wirklich hatten in dem auf seine Promotion folgenden Jahre die Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, die Kaiserl. Leopoldinische Akademie der Naturforscher zu Wien, und die Churmainzische gelehrte Gesellschaft zu Erfurt ihn zum Mitglied ernannt; 1762 wurde er zu Wittenberg Magister der Philosophie. Baldinger, der Schmucker nicht kannte, weil dieser bei der Armee des Königs selbst, er aber mit Bilguer und Theden (B. schreibt Theeden) bei der Armee des Prinzen Heinrich thätig war, glaubt, dass alle drei gleiche Posten gehabt hätten, und dass Bilguer „die erste Stelle dermalen bekleidet habe“[1]). Dann beschreibt er die Lazarethe zu Torgau und Wittenberg, welche wieder leicht auf dem Wasserwege nach Magdeburg eva-

[1]) Bilguer war aber zweiter, Schmucker erster, und Theden dritter Generalchirurg während des siebenjährigen Krieges, wenigstens seit 1758, seit Bouness' Tode.

kuiren konnten. In Torgau und Leipzig war Bilguer sehr beschäftigt; im Winter 1762 hielt er (wie auch die anderen Generalchirurgen) seinen Wundärzten täglich „unentgeltlich“ Vorträge, aus denen später die „Anweisung zur ausübenden Wundarzneikunst in Feldlazarethen“[1]), mit einer Widmung an den Prinzen Heinrich, entstand.

Der gelehrte Baldinger sagt über die Amputation, dass Herrn Doctor Bilguer, der die Kennzeichen des bevorstehenden Brandes vollständig angegeben hatte, die Ehre vorbehalten gewesen sei, aus der weitläufigsten Praxi durch die Erfahrung, und nicht durch blosse Demonstration zu erweisen, dass man sowohl bey brandigen Gliedern, als auch in anderen schweren Fällen, die Amputation nicht nöthig habe und die zerschmetterten und brandigen Glieder erhalten könne[2]). Eine Lehre, die unserem Jahrhundert zur Ehre gereicht und den allgemeinen Beifall gelehrter Kunstrichter erhalten hat! Man verhütet alle Folgen des Brandes, der Fäulniss bey zerschmetterten Gliedern, wenn man frühzeitig die gehörigen Einschnitte vornimmt und bey dem inneren Gebrauch der Peruvianischen Rinde äusserlich diejenigen Fomentationen anwendet, welche Herr Bilguer in seinem Buch von der nicht nothwendigen Abnehmung der Glieder, aus der Erfahrung als vorzüglich wirksam angepriesen hat. Bilguer, von dem Baldinger so oft spricht, erwähnt diesen in seinen Schriften gar nicht; auch von Schmucker und Theden finden wir nicht viel mehr, als eine Erwähnung in der Vorrede zu der Anweisung für Feldwundärzte, (1783), wo er sie beide als berühmte und überaus geschickte Wundärzte bezeichnet, die den ersten Rang unter allen grossen Wundärzten mit Recht behaupten. Theden's schon 1774 erschienene Unterweisung für Unterwundärzte der Armee erwähnt er nicht, obgleich er ihn a. a. O. seinen theuersten Freund nennt. In der Erinnerung zu den Bemerkungen etc.“ (s. u.) nennt B. seine Kollegen Schmucker, Theden und Mursinna unter den grossen Entdeckern in „unserem Zeitalter“. — Brüggemann erzählt[3]), dass eine nichtswürdige Verleumdung ihm geheime Beweggründe seines Urtheils (über die Am-

---

[1]) Glogau und Leipzig 1763 in 8 (Vorrede, 868 Seiten und Register), Glogau 1784 in 8. Ebenda 1793, französische Uebers. 1764.

[2]) Soweit ging Bilguer bekanntlich nicht. In der „Bemerkung zur Erinnerung etc.“ 1791, S. 43 Anm. erzählt er selbst, dass er in dem letzten Kriege eine Amputation wegen Sphacelus mit glücklichem Erfolge ausgeführt habe.

[3]) Biographie der Aerzte. Aus dem Französischen, mit einigen Zusätzen, von Aug. Ferd. Brüggemann, M. D. Halberstadt, 1829. — Bilguer hatte sich, wenigstens in späteren Jahren, überhaupt keiner allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen; man höre nur die kurze, aber boshafte Notiz über ihn in den „Büsten

putation) untergelegt habe; doch sei diese Behauptung so albern, dass sie kaum eine Anführung verdiene.

Kurz nach Friedensschluss, noch im Jahre 1763, erschien sein drittes Werk: Chirurgische Wahrnehmungen, welche meistens während des letzten Krieges in den königl. preussischen Feldlazarethen von verschiedenen Wundärzten aufgenommen und gesammelt sind, mit einigen hinzugesetzten Erläuterungen und etlichen Kupfern. Berlin 1763. Frankfurt, Leipzig 1768. Engl. London 1764. Es ist Friedrich dem Grossen gewidmet und enthält auch mehrere Beiträge von Theden, dem „liebwerthesten Collegen und theuersten Freund", mit dem Bilguer im letzten Kriegsjahre nach dem Siege bei Freiberg in den Lazarethen von Torgau und Leipzig wieder zusammen gewirkt hatte. Von den übrigen Mitarbeitern nennen wir den von Baldinger sehr hochgeschätzten Henrici, ferner Buddaeus, May, Bayer, Conradi. — Ausser verschiedenen chirurgischen Abhandlungen, die er der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, den Jahrbüchern der Göttinger und Erfurter Akademie einsandte, veröffentlichte er noch Nachrichten an das Publicum in Absicht der Hypochondrie. Kopenhagen 1767. Das Buch ist dem Flügeladjutanten Quintus Icilius gewidmet und enthält ausser der Vorrede von 70 Seiten, auf denen der Werth der Medizin für das Volkswohl und die Wichtigkeit einer geordneten Sanitätspolizei gründlich erörtert wird, eine Sammlung von Aussprüchen bekannter Aerzte über jenen halb kranken, halb gesunden Zustand, „die hypochondrische und hysterische Krankheit, oder das Nerven-hypochondrische und hysterische Uebel" auf 936 engbedruckten Seiten. Eine 2. Auflage hat das Buch nicht erlebt.

Berlinscher Gelehrten und Künstler mit Devisen" B. 1787 (der Verf. war kein Arzt). Nach der Devise: „Quid miser egi, quid volui" kommen B.'s Titel, einige Werke und dann folgendes: „Ein Mann, der auch die Bestandtheile des Rheinweins gut kennt, sowie er sich auch auf den böhmischen Ochsenhandel verstand, und die Prager Tischlerarbeit zu schätzen wusste, deren speculative Vortheile jedoch durch die Gerechtigkeitsliebe des kommandirenden Prinzen missglückten, und ihn noch das Retourporto kosteten. Da er nicht das Vergnügen hatte, in dem letzten Kriege eine Schlacht zu erleben, und an 8000 Blessirten seine chirurgischen Talente zu zeigen (ein menschlicher Wunsch eines Arztes und brandenburgischen Patrioten, wenn er nicht etwa Feinde meinte) begonnen seine Compagnie-Feldscheers eine Fehde mit den Wittenberger Studenten, welcher er denn aber doch durch Zureden und Complimente ein Ende machte und sich beim Vivat der jubelnden Bursche für einen Caesar im Triumphwagen hielt." Das ist, wie gesagt, offenbar Nichts, als boshafter Klatsch; beweist aber, dass er persönlich nicht überall beliebt war.

Zahlreiche eigene Beobachtungen, besonders die schwere Kopfverletzung eines von Friedrich dem Grossen sehr geschätzten Offiziers und die mehrere Male von der Pariser Akademie der Chirurgie gestellte Preisaufgabe über die Theorie des Contre-coup bei Kopfverletzungen veranlassten ihn, die „Medicinisch-chirurgischen Fragen, welche die Verletzung der Hirnschale betreffen", herauszugeben (nebst einem Versuch zur Beantwortung der Aufgabe: die Theorie von den Contrafissuren in den Verletzungen des Kopfes, und die praktischen Folgen, welche man daraus ziehen kann, zu bestimmen. Berlin 1771. Dem Geh. Cabinets-Rath von Coeper gewidmet).

Er besprach in diesem Werke hauptsächlich die Diagnose der subcutanen Fracturen, Fissuren, Extravasate und ihre Behandlung und trat dabei mit Wärme für die Trepanation ein, die sehr nothwendig und nützlich, während die Amputation sehr oft unnöthig und unnützlich sei. Kopfverletzte wurden damals, wenn es irgend ging, von anderen Verwundeten und Kranken getrennt (Schmucker) und mit besonderer Sorgfalt behandelt. Bilguer und seine Kriegsgefährten Schmucker und Theden trepanirten viel und möglichst früh, nicht nur am Stirn- und Seitenwandbein, sondern auch am Occiput; die Dura wurde, wenn man ein Extravasat unter ihr vermuthete, ausgiebig geöffnet (Wahrnehm. I.). Einmal fand B. eine Gewehrkugel im Sinus frontalis. Bei einer Eiteransammlung im Becken legte B. am Steissbein (wohl am unteren Theil des Kreuzbeins) mit dem Trepan 2 Gegenöffnungen an (Praktische Anweisung p. 135). — Das viele Drücken und Sondiren an den Wunden wird von B. scharf getadelt. — Bei Speichelfisteln wird mit Lapide infernali stark geätzt, und wenn das nicht hilft, ein Troikar durchgestossen bis in die Mundhöhle und dieser neue Kanal mit Bleiröhren offen gehalten (Ebenda p. 35). Bei Dünndarmresectionen machte er die Ramdohr'sche Invagination mit Befestigung an der Bauchwunde; das sollte am Dickdarm nur mit einem durch das Gekröse gezogenen Faden geschehen. Bei der Castration räth B., um Convulsionen zu vermeiden, die Unterbindung des Samenstrangs erst zu machen, wenn die Nerven beiseite geschoben waren, was Heister nicht für möglich gehalten hatte (Wahrnehm.). — Eingeklemmte Hernien sollen möglichst früh operirt werden. — Blutungen aus grossen Gefässen stillt er durch Unterbindung, aus kleinen durch Tamponade. Der Nutzen allgemeiner, auch permanenter Bäder, allerdings häufig mit allerlei „antiseptischen" Zusätzen, wird von B. bei jeder Gelegenheit betont.

Im Bayerischen Erbfolgekriege (1778) stand er wieder bei der Armee des Prinzen Heinrich und ging mit ihr nach Sachsen und Böhmen. Die traurigen Gesundheitsverhältnisse der preussischen, dieses Mal mit der sächsischen verbündeten Armee sind durch Fritze's Schrift (s. Einleitung) bekannt geworden. Die enorme Sterblichkeit des Preussischen Corps an Ruhr und Typhus, im Taschenbuche für Wundärzte[1]) auf Witterung und andere Umstände, von Bilguer selbst hauptsächlich auf die geringe Erfahrung und Aufmerksamkeit der Oekonomiedirektion zurückgeführt, veranlasste ihn zur Herausgabe der Schrift: Versuche und Erfahrungen über die Faulfieber und Ruhren; dem häufigen Sterben bey den Armeen und in den Feldlazarethen künftighin Grenzen zu setzen. Berlin, 1782 (dem Kriegsminister von der Schulenburg gewidmet). Er rühmte darin den Gebrauch des Weins und die Bäder aus Kamillen-Aufguss, Eichenrinde und Salpeter; empfahl aber auch mit grossem Nachdruck die Verbesserung der Luft, die Errichtung leichter und luftiger, aus Brettern zusammengeschlagener Häuser (p. 93), deren Nutzen auch Brocklesby erkannt hatte, und stimmte dem Letzteren bei, der gefordert hatte, dass die Macht des Arztes und auch des Wundarztes im Feldlazarethe soviel gelten sollte, als diejenige des obersten Befehlshabers im Lager!

Im Jahre 1783 gab Bilguer noch den ersten, die Schusswunden behandelnden Theil einer Praktischen Anweisung für Feldwundärzte, mit angehängtem Dispensatorium in Berlin heraus[2]) und endlich, als 71jähriger Mann, die dem „gütigsten und wohlthätigsten

[1]) Altenburg, 1783, S. 42.

[2]) Hier nennt er seine Titel: „der Weltweissheit, Arzneygelahrtheit und Wundarzneykunst Doctor; Sr. Königlichen Majestät von Preussen und bey dero Armeen bestallter General-Chirurgus; Ihro Königl. Majestät der regierenden Königin Leibwundarzt; der Römisch-Kaiserl. Academie der Naturforscher; der Königl. Grossbritannisch-Göttingischen und der Kurmaynzischen Societät der Wissenschaften Mitglied und Correspondenten." Mit Widmung an den General-Lieut. von Möllendorf. Man kann dieses Buch auch als eine erweiterte Auflage der 1763 erschienenen Anweisung zur ausübenden Wundarzneykunst im Feldlazarethe (s. o.) ansehen. — Uebrigens hätte der Versuch, energisch in den Schlendrian und in die Unordnung bei der Lazarethverwaltung einzugreifen, unserem Bilguer beinahe — Festungshaft eingebracht. Das geht aus einem bei Richthofen (I, S. 61) mitgetheilten Schreiben Friedrichs des Grossen aus dem Lager bei Schatzlar, den 21. Sept. 1778, hervor. Er hatte sich erdreustet, über das Feldlazareth sich einer unumschränkten Herrschaft anzumassen, hatte sich selbst in Oekonomie- und Cassen-Sachen gemenget — das sollte streng gerügt werden!

Monarchen, meinem allergnädigsten König und Herrn Friedrich Wilhelm II." gewidmete „Erinnerung für die Bemerkungen zur Erweiterung der medicinischen und chirurgischen Erkenntniss; nebst einer Abhandlung vom Hundskrampfe (Spasmus cynicus) bei Wunden", Berlin, 1791.

Dieses Werk enthält eine Menge interessanter Notizen, ist aber wie man nach dem Titel schon fürchten muss, noch schwieriger zu lesen, als die Nachrichten über die Hypochondrie. Schmucker und Theden schreiben viel klarer. Bilguer, der doch akademische Bildung hatte, ist oft kaum zu verstehen, oft wieder merkwürdig einfach. So glaubt er sicher, dass unsere Nachkommen tausend Sachen ausführen werden, an die wir jetzt nicht einmal dächten; in den ersten Anfängen der Wundarzneikunst hätte man wohl nicht geglaubt, dass Wunden, die von Pulver und Bley entstehen, heilen können; die Ursache ist, dass sie dazumalen gänzlich unbekannt waren. — Uebrigens muss, wie wir heute sagen würden, die Erde in Böhmen besonders reich an Tetanus-Bacillen sein. Wie H. Fischer in seiner Kriegschirurgie mittheilt, wurde dort auch nach den Schlachten von 1866 auffallend häufig Tetanus beobachtet.

Er empfiehlt gegen den nach Schlachten so häufigen Spasmus cynicus, an dem z. B. nach der Schlacht bei Prag (1757), obgleich die fürtrefflichsten geübten Männer wie Cothenius, Ludolf, Bouness, Schmucker u. A. zu helfen suchten, einige Tausend leicht Verwundete starben, tiefe und grosse Einschnitte, um die Spannung zu beseitigen, und erweichende Umschläge, sowie innerlich Oel und kleine Gaben von Mohnsaft. Dasselbe in der „Anweisung" p. 42; wo es „einige Hundert" sind.

Seit 1763 war Bilguer Leibarzt der Königin; 1794 erhielt er vom Kaiser das Adelsdiplom und starb am 6. April 1796, im Alter von 76 Jahren, nach 55jähriger Dienstzeit. Er hatte 12 Feldzüge, 3 als Regimentsfeldscheerer, 9 als Generalchirurgus mitgemacht. So wird überall angegeben; er selbst sagt (1783) in der Vorrede zu der Anweisung für Feldwundärzte: „Da ich nun die Königlich Preussischen siegreichen Armeen Friedrich des Grossen in Zehen Feldzügen, in sieben als General-Chirurgus und in dreyen als Regimentsfeldscheer zu begleiten die Ehre gehabt". (A. a. O. spricht B. selbst von 12 Feldzügen).

In den letzten 10 Jahren war er wenig hervorgetreten; schon in der Einleitung zu dem Taschenbuch für Wundärzte vom Jahre 1783, wo Richter, Theden, Schmucker, Pallas und Voitus als Aerzte genannt werden, auf die jeder Deutsche mit Ehrfurcht und Entzücken

blickt, wird Bilguer nicht genannt, obgleich in demselben Hefte seine Lebensbeschreibung steht. — Als Schmucker 1786 starb, rückte nicht Bilguer in seine Stelle, sondern Theden wurde erster, Bilguer blieb zweiter, Voitus wurde dritter Generalchirurgus.

Mursinna sagt von ihm in der Geschichte der Preussischen Chirurgie im 18. Jahrhundert, Berlin, 1804, er habe mehr Gelehrsamkeit und überhaupt richtigere Erkenntniss der Wahrheit und Wissenschaft gehabt (als Schmucker), aber wenig Fleiss und Stetigkeit; er sei desshalb zuletzt in der neueren verbesserten Chirurgie sehr zurückgeblieben und habe also weniger zur Verbesserung derselben beigetragen, als man erwartet hatte. „Indessen hat er sich dadurch ein ewiges Denkmal gestiftet, dass er die Ursachen zur Absetzung der Glieder einschränkte."

Die „lästige gezwungene Musse kann ich nicht vertragen", sagt Bilguer 1791. Er wollte noch thätig sein; fünfzig Jahre königliche Militairdienste und zwölf beigewohnte Feldzüge hätten seinen Körper nicht stumpf gemacht; er besässe noch alle Leibes- und Seelenkräfte, den Dienst eifrig vorzustellen, wenn er dazu von seinem allergnädigsten König aufgefordert werde. Das scheint freilich nicht mehr geschehen zu sein.

Von Bilguer's Privatleben wissen wir wenig oder Nichts; aus einzelnen Stellen, z. B. in den Nachrichten über die Hypochondrie, könnte man schliessen, dass er verheiratet war. Genaueres ist nicht bekannt. — Es ist auch auffallend, dass weder sein 50jähriges Dienstjubiläum (1791) noch sein 70. Geburtstag (1790) besonders gefeiert wurde — wenigstens ist Nichts darüber veröffentlicht. Wir sahen, dass es bei Schmucker ähnlich war und werden sehen, dass nur „Vater Theden" in diesen Tagen unter allgemeiner Theilnahme gefeiert wurde.

XII. Johann Anton Christian Theden.[1])

Theden wurde am 13. September 1714 in Steinbeck bei Wismar geboren, als sein Vater Philipp Th. 69, seine Mutter Sophia Polchow, eines Lehrers Tochter, 40 Jahre alt war; wie er selbst berichtet (s. u.), war er das elfte Kind dieser Ehe. Die Familie, früher wohlhabend, war durch Krieg und Brand gänzlich verarmt. Als Th. drei Jahre alt war, starb sein Vater; die Mutter lebte mit ihrer Kinderschaar von der Unterstützung mitleidiger Verwandter und Freunde. Die älteren Geschwister mussten in Dienst oder zu Handwerkern in die Lehre gehen; dasselbe war bei unserem Th. der Fall. Er war bis auf Masern im 8. und Pocken im 12. Lebensjahre gesund, besuchte in Bützow die Schule vom 9. bis zum 13. Jahre, wo er als Diener und Schreiber zu einem Sekretair der Herzogin von Mecklenburg kam. Nach 4 Jahren verliess er diesen Dienst, versuchte eine Zeit lang, bei einem älteren Bruder das Schneiderhandwerk zu erlernen, wusste es aber durchzusetzen, dass er 1731 bei dem Stadtchirurgus Schmidt in die Lehre kam. 1734 ging er als Geselle

---

[1]) Bilguer hiess eigentlich Bilger, Theden soll eigentlich Thede geheissen haben. Die Widmung seines „Unterrichts" an den Gen.-Lieut. v. Meier (1774) unterschreibt er: J. C. A. Thede; auf dem Titelblatte steht: Theden. Auch das Sendschreiben an Richter in Göttingen, 1777, ist von dem Königl. Preuss. General-Chirurgus Thede sowohl am Titelblatte, wie am Schluss gezeichnet. Baldinger, der viel mit ihm zusammen war, schreibt stets: Theeden, ebenso Schmucker, sein Vorgesetzter, an mehreren Stellen (s. o.). Im Taschenbuch für Deutsche Wundärzte (1783 und 1785) heisst er bald Thede, bald Theden (s. S. 105, 132 und 133); auch Schaarschmidt bringt 1746 Mittheilungen des „geschickten und fleissigen Pensionär-Chirurgus Thede". Sogar auf einer der Jubiläums-Medaillen (s. Mayer) steht: Thede. — Er selbst hat an den 3 Stellen, an denen ich die eigenhändige Unterschrift fand, in Eller's Anmerkungen (2) und der Widmung eines Gedichtes an Goercke i. J. 1796 (in Büchern aus der Kaiser Wilhelms-Akademie), immer deutlich: Theden geschrieben. Die zuletzt genannte Widmung ist nicht leicht zu entziffern, aber Th. war auch 82 Jahre alt, als er sie schrieb.

Für die vorstehende Biographie ist u. A. die Jubiläumsschrift von J. C. A. Mayer, Berlin 1787, das Taschenbuch für Deutsche Wundärzte (s. o.), die „Büsten Berlinscher Gelehrten", Leipzig 1787, Elwert's Nachrichten, Hildesh. 1799, viele Stellen aus Theden's Schriften, besonders das 7. Cap. des 3. Theils seiner „Neuen Bemerkungen", 1795, wo er recht ausführliche Mittheilungen über seinen Lebenslauf macht, benutzt. Sprengel lässt ihn statt von 1714—1797, von 1712—1791 leben.



Theden.

nach Rostock. Er hatte, wie er selbst sagt, in seiner Lehrzeit herzlich wenig gelernt. In Rostock hörte er ein anatomisches Kollegium über Heister's Lehrbuch und siedelte 1735 (nach Mayer Anfang 1736) nach Hamburg über, wo er sich das daselbst übliche Theetrinken so stark angewöhnte, dass er jeden Tag, Morgens und Nachmittags, jedesmal noch über zwey Quart des vermaledeyeten Theewassers mit einem guten Theil Milch genoss. Das bekam ihm schlecht: und da ihm auch andere Dinge, die „daselbst üblich waren", bedenklich wurden, ging er im folgenden Jahre nach Lübeck und fuhr mit dem ersten segelfertigen Schiff, das er traf, nach Danzig. Wenige Wochen später trat er in Riesenburg bei dem Buddenbrockschen Kürassier-Regiment als Eskadron-Chirurgus in Preussische Dienste. Sein Regimentschirurgus Heise bereitete fast alle Arzneien selbst; Theden hatte deshalb Gelegenheit, sich im Laboratorium, der Medizin-Kammer und auf dem Kräuter-Boden fleissig zu beschäftigen und den Grund zu seinen praktischen Kenntnissen in der Zubereitung von Arzneien zu legen. Diese Arbeit brachte ihn auch wohl über seine hypochondrischen Anwandlungen, in denen er oft versucht war, sich ins Wasser zu stürzen, hinweg. Auf seine allgemeine Bildung war besonders der Verkehr mit einem Prediger Wendland und einem Kornet seines Regiments, von Studnitz, von grossem Einfluss. — Schon im Jahre 1739 sollte Th., von dem Friedrich Wilhelm I. bei einer Besichtigung des Regiments gesagt hatte: „Der Junge gefällt mir", nach Berlin kommen und Pensionair-Chirurgus werden; sein Regimentsfeldscheerer wusste es aber auf 1 Jahr zu verschieben. Da starb der König, und von der Berufung Theden's war nicht mehr die Rede bis zum Jahre 1745.

Im ersten Schlesischen Krieg war er im Lazareth zu Strehlen (er selbst spricht von Striegau) thätig und lernte dort den damaligen Leibmedicus Schaarschmidt, den General-Chirurgus Holtzendorff und dessen Nachfolger Bouness kennen. Bei der Pflege von Fleckfieberkranken wurde er angesteckt und, da die Armee weiter marschirte, von seinem damaligen Rittmeister, dem späteren General-Lieutenant von Maier als Schwerkranker nach Breslau geschickt. Bald wieder genesen, ging er zum Regiment zurück und mit ihm in die Winterquartiere nach Böhmen, besorgte im Frühjahr 1742 nach der Schlacht bei Czaslau die Verwundeten im Lazareth zu Kuttenberg, wo er zum ersten Mal Trismus und Tetanus beobachtete[1]). In Schweidnitz, wohin er die Leiche des Majors

---

[1]) Als Unterwundarzt; s. Neue Bemerk., 2. Theil, S. 38, wo er auch er-

von Buddenbrock begleitet hatte, lernte er die Wasserkur des Dr. Hahn kennen, dessen Grundsätze er sich zu eigen machte und sowohl bei sich selbst, als auch bei anderen genau befolgte. Dem fleissigen Wassertrinken schreibt er es zu, dass er seit seinem 48. Jahre nie krank war und ein so hohes Alter erreichte. Er lernte hier aber auch, wie Mayer an einer anderen Stelle erzählt, den Wundarzt Peterwitz kennen, der die Gefässunterbindung durch die Kompression ersetzte, „und dieses gab schon damahls seiner eigenen Meinung über die Absetzung der Glieder ein grösseres Gewicht".

Theden selbst erwähnt die Begegnung mit Peterwitz nur in dem Beitrage zu Schaarschmidt's Nachrichten (Bd. V.); er stellt es später immer so dar, als sei er selbstständig auf diesen Gedanken gekommen und könne sich deshalb vielleicht rühmen, der Erste gewesen zu sein, der das Unterbinden der Pulsadern glücklich abgeschaffet hat (Einleitung zum 1. Theil der Neuen Bemerkungen). Schmucker erzählt aber, dass sie Beide diese Methode in Schweidnitz kennen gelernt hätten. Uebrigens verwarf Petit schon im J. 1739 die Unterbindung und suchte sie durch die Tamponade zu ersetzen.

Nach Friedensschluss meldete sich Theden für die Stelle des Regimentsfeldscheerers beim Hollstein'schen Regiment in Burg; aber ein Anderer wurde ihm vorgezogen und der Kommandeur v. Polster wollte ihn seiner Grösse wegen mit Gewalt zum Füsilier machen. Es gelang ihm nur durch schleunige Flucht sich dieser Auszeichnung zu entziehen.[1]) In Berlin nahm ihn Samuel Schaarschmidt, der ihn in Strehlen kennen gelernt hatte, freundlich auf, beschäftigte ihn in seiner Praxis (vielleicht als „Patientengeselle", wie man das nach Elwert's Nachrichten wohl nannte) und sorgte dafür, dass er in seinen Studien vorwärts kam. Als nach 2 Jahren der zweite Schlesische Krieg ausbrach, 1744, wurde Theden Regimentsfeldscheerer der drei Grenadier-Bataillone v. Geist, Graf v. Finkenstein und v. Biela. Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg waren in Striegau 7000 verwundete Oesterreicher zu behandeln; da gab es viele Amputationen, und Th. machte dabei, wie er oft erzählt,

---

wähnt, dass viele Verwundete in Folge von Ueberfüllung der Zimmer und ungenügender Reinlichkeit gestorben wären. Auch wussten seine Vorgesetzten nicht recht mit dem Trepan umzugehen.

[1]) Er erzählt (Neue Bemerk., I, S. 127), dass sich Jemand als Rekrut meldete, obgleich er fieberte, eitrigen Auswurf und frische Lues hatte; der Mann war aber 5 Fuss 9 Zoll gross und wurde desshalb eingestellt. Uebrigens wollte derselbe gern Soldat werden, um — sich auskuriren zu lassen. Dieselbe Absicht führte einen an alten Unterschenkelgeschwüren leidenden 23 J. alten Mann dem Soldatenstande zu, wie Jasser in Schmucker's chirurg. Schriften, Bd. III, S. 138, erzählt. Er wurde eingestellt, denn er hatte 5 Fuss 11 Zoll!

seine ersten praktischen Erfahrungen mit der Blutstillung durch Tamponade, ohne Unterbindung. Bei dem Rückmarsch aus Böhmen hatte er seine ganze Ausrüstung zum ersten Male verloren. Noch während seiner Thätigkeit in Strehlen (Striegau) bekam er auf Bouness' Empfehlung die Stelle eines Pensionair-Chirurgus, auf die er also 6 Jahre hatte warten müssen. Im J. 1745[1]) kam er nach Berlin und studirte hauptsächlich unter Buddaeus, Ludolf, Neumann und Schaarschmidt. Er arbeitete Tag und Nacht beym Thee und Tabakrauchen mit äusserstem Eifer in der Anatomie „von faulenden Theilen der Leichname in seiner Stube umgeben" und brachte es zu einer so grossen Fertigkeit, dass ihm der berühmte Leibmedicus Vogel in Göttingen für 50 Rthl. von seinen Augenpräparaten abkaufte. Freilich war er seit langen Jahren schon von ructibus und Schwindel geplagt, bei diesem Leben äusserst elend und einem Schatten gleich geworden.

Im Alter von 34 Jahren, im J. 1748 wurde er Regimentsfeldscheerer des Alt-Treskow'schen Infanterie-Regiments in Stettin, und im Jahre darauf verheirathete er sich mit der Tochter seines früheren Wohlthäters, des Stadtsecretairs Engel in Bützow; sie starb nach 29 Jahren; von ihren 4 Kindern waren 2 Söhne früh gestorben, eine Tochter an den Geheimrath Mayer, eine an den Major im Feld-Artillerie-Corps Hartmann verheirathet. Später heirathete Theden eine jüngere Schwester seiner ersten Frau.

Während seines Aufenthaltes in Stettin hatte er eine ausgedehnte Praxis und arbeitete, wie aus zahlreichen Stellen seiner Mittheilungen hervorgeht, sehr viel mit dem Prof. Rhades, einem berühmten Stettiner Arzte, zusammen.

Im J. 1756 begleitete er sein Regiment nach Böhmen und war nach der Schlacht bei Prag in dem Lazareth zu Kloster Margarethen thätig, wo ihn Cothenius kennen lernte und ihm den Auftrag gab, während des Winters in Breslau den Lazarethfeldscheerern Unterricht in der Chirurgie zu ertheilen. Im Frühjahr 1757 hielt er sich in Zittau auf (Neue Bem. I, S. 102). Nach der Schlacht bei Leuthen (1757), auf dem Wege zum Lazareth in Neumarck, wurde er von österreichischen Husaren gefangen und verlor zum zweiten Mal seine Feldequipage, Arznei und Instrumente, und als er, im nächsten Frühjahr ausgewechselt, mit seinem Regiment nach Hochkirch ging, verlor er sie hier bei dem bekannten Ueberfall zum dritten Mal. Fried-

[1]) Nach den Neuen Bemerk., Theil I, S. 47, hat er noch 1746 in Meissen eine Amputatio femoris gemacht.

rich d. Gr., der ihn am Krankenlager des Generals v. Geist gesehen und angesprochen hatte, liess ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit 300 Rthl. wegen des erlittenen Verlustes auszahlen, gab ihm freie Medicin zur nächsten Campagne und ernannte ihn im nächsten Jahre (1758) auf Vorschlag von Cothenius zum dritten (interimistischen) Generalchirurgus der Armee. Er hatte besonders die Aufsicht über die Lazarethe in Pommern und über die Wundärzte der in Pommern unter dem General-Lieutenant Grafen von Dohna stehenden Armee. Diese marschirte im Sommer 1759 nach Polen, und Theden, der ihr folgen wollte, wurde auf der Reise von Kosaken gefangen und hätte seine Ausrüstung zum vierten Male verloren, wenn die Russen ihm nicht Alles, „keine Kleinigkeit ausgenommen", wieder zur Verfügung gestellt hätten. Er war dafür in der bis zum Jahresende dauernden Gefangenschaft in Posen sehr thätig und half mit seinen Kenntnissen und Fähigkeiten, wo er konnte. Die Anstrengungen des Krieges und der Kummer über dreimalige Gefangenschaft und Verlust der kostspieligen Ausrüstung hatten ihn aber so angegriffen, dass er zu seiner alten Hypochondrie mit Schwindelgefühl noch intermittirenden Puls und Verdunkelungen des Gesichtsfeldes bekam, und glaubte, „sein Ende sey vorhanden". Darum entschloss er sich, als er, gegen Weihnachten ausgewechselt, nach Stettin zurückkehrte, am Neujahrstage 1760 alles warme Getränke bey Seite zu setzen, und dagegen Morgens, Nachmittags und Abends ein Berliner Quart Wasser zu trinken und dabey nur auf den Mittag zu essen, und bey der Nachtzeit nur zwey Gläser Wein zu trinken. Später trank er manchen Tag sechs bis sieben Quart Wasser und glaubt, dadurch alle Gichtmaterie, alle Hypochondrie weggespült zu haben, so dass er in seinem 81. Jahre munter und vergnügter sei, als in seinem 50sten, ob er gleich in einem Gewühl von mehreren und wichtigeren Geschäften lebte.

Nach der Schlacht bei Torgau (1760) wurde Theden zum Herzog Eugen von Würtemberg nach Schwedt gerufen, den er schon einmal wegen einer Wunde am Fuss behandelt hatte. Auf der Reise warf der Postillon um, und Theden brach sich den linken Oberarm, eine Handbreit über dem Ellenbogengelenk. Er musste wieder nach Berlin zurückkehren, wo ihn Henckel in 6 Wochen sehr geschickt heilte. Nachdem er dann in Rostock den Herzog Eugen mit Erfolg behandelt hatte, ging er zu seinem Lazareth nach Stettin zurück. Im J. 1761 befand er sich in Rostock (Neue Bemerk. III, S. 60). 1762 wurde das Stettiner Lazareth aufgehoben und Theden nach Torgau geschickt, wo es, wie auch Baldinger erzählt, sehr viel

Arbeit gab[1]); hier war eins der vornehmsten Feldlazareths, das von der Armee nicht zu nahe und nicht zu weit entfernt war; ein Magazin, die Feldbäckerei und die Kasse befanden sich dort, so dass die Kranken durch die leeren Proviant- und Magazinwagen leicht nach dem Lazareth gebracht werden konnten. Wegen der Kasse und des Magazins war Torgau gedeckt, das Lazareth deshalb in grösserer Sicherheit; ausserdem war die Elbe bequem, das Lazareth zu Wasser nach Wittenberg und Magdeburg zu senden.

Nach dem Friedensschluss kehrte Theden nach Stettin zurück und wirkte hier, bis er 1768 nach Berlin versetzt wurde, um neben seinen Pflichten als 3. Generalchirurg, die im Frieden wohl gering waren, die Stelle eines Regiments-Feldscheerers des sämmtlichen Artillerie-Corps zu versehen, ein Amt, das er fast 30 Jahre lang, bis zu seinem Tode, verwaltet hat. Dass er im J. 1771 bei der Herniotomie, die Schmucker an Dr. Zimmermann ausführte, behülflich war, ist mehrfach erwähnt; 1773 ernannte ihn die Kaiserl. Akademie der Naturforscher zu ihrem Mitgliede. Im J. 1774 zog er sich bei der Operation einer Mastdarmfistel eine Infection am rechten Zeigefinger zu, die trotz einer von Voitus gemachten Incision zu Drüsenschwellung am Ellenbogen führte. Energische Eiswasserumschläge beseitigten Schmerz und Entzündung in wenigen Tagen[2]). — Kurz vor dem Bayerischen Erbfolgekriege, 1778, behandelte er Friedrich den Grossen an einem Abscess am Schenkel und stellte ihn in kurzer Zeit wieder her, begleitete ihn dann in den Krieg, in dem bekanntlich sehr wenig Verletzungen, aber eine grosse Menge von schweren Infectionskrankheiten zu behandeln waren.

Als Schmucker 1786 starb, ernannte Friedrich der Grosse noch kurz vor seinem Tode Theden zum ersten Generalchirurgus in der Armee; Bilguer, der schon lange die zweite Stelle bekleidete, wurde dabei übergangen. Man muss aber berücksichtigen, dass er 6 Jahre jünger und auch später in den Dienst getreten war als Theden.

Friedrich Wilhelm II., der als Kronprinz von Theden 2 mal in gefährlichen Krankheiten behandelt war, ernannte ihn noch 1786 zum Mitgliede des Königl. Ober-Collegium medicum.

Im J. 1787, im Alter von 73 Jahren, feierte Vater Theden,

---

[1]) „Ich habe die Herrn Generalchirurgos, Bilgver und Theeden, in dem Feldlazareth zu Torgau die wichtigsten Operationen selbst verrichten sehen. Sie corrigirten die Wundärzte freundschaftlich, nur bisweilen führten sie das Bistouri selbst“. (Krankheiten einer Armee S. 16.)

[2]) Neue Bemerk., Theil II, S. 236.

wie er allgemein genannt wurde, sein 50jähriges Amtsjubiläum. Geheimrath Mayer, einer seiner Schwiegersöhne, hat im Anschluss an eine kurze Biographie Theden's, die in Elwert's „Nachrichten“ ziemlich wörtlich abgedruckt ist, diese grossartige Feier beschrieben. Sie dauerte 4 Tage und zeigte, wie beliebt Theden bei Hoch und Niedrig war. Da erschienen: Verschiedene Jubiläums-Medaillen, ein Kupferstich von Chodowiecky, ein von der medizinischen Fakultät zu Frankfurt a. O. ausgestelltes Diplom als Doctor med. et chir., die Glückwünsche des Hofes — der Kronprinz und Prinz Ludwig waren an einem der Tage zum Gartenfest erschienen — die des Feld-Artilleriecorps und seiner Wundärzte, der medizinischen Collegien, ein von den General- und Regimentschirurgen veranstaltetes, von Bilguer geleitetes Festmahl, ein von den Wundärzten der Garnison und von Studirenden dargebrachter Fackelzug, ferner eine grossartige Feier in der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln, der Theden seit 1742 als hochangesehenes Mitglied angehörte[1]), die Glückwünsche vieler auswärtiger Logen, der Mittwochs-Gesellschaft, des Montagsclubs, eine grosse Zahl dichterischer Zuschriften, darunter eine von Mursinna und mehrere, die der Jubilar sofort in Reimen erwiderte, wie er auch am ersten Tage mit seiner Familie einen Ehrentanz mit der Munterkeit eines Jünglings tanzte; ferner einige Gedichte, die ihn an seine alten Gönner, Cothenius und Schaarschmidt, erinnerten und eine Ode von Gedike mit dem schönen Verse:

„Nahst Du einst spät, o Tod, dem frommen Greise,
So führ ihn nicht den rauhen Weg
Der Schmerzen; küsse Du die schöne Seele leise
Aus ihrer Hülle weg!“ —

Theden lebte noch 10 Jahre in angestrengter Thätigkeit; er versah beim Artillerieregiment den regimentsärztlichen Dienst, leitete das Lazareth dieses Truppentheils, das seiner guten Einrichtungen wegen berühmt war, arbeitete 1787 mit Fritze das neue Lazarethreglement aus, machte 1787, 1788 und 1790 und im Juni 1795 als erster Generalchirurgus verschiedene Vorschläge, um eine bessere Ausbildung des militärärztlichen Nachwuchses möglich zu machen[2]) und schrieb 1795, als 81jähriger Greis, den 3. Band seiner „Neuen Be-

---

[1]) In den Räumen dieser Loge, die damals in ihrem bei Mon-Bijou belegenen Garten feierte, hängt noch jetzt Theden's Bild in Lebensgrösse. Auch von Cothenius befindet sich hier ein lebensgrosses Portrait.

[2]) Diese der Kosten wegen nicht durchgeführten Pläne sind in der Einleitung besprochen.

merkungen und Erfahrungen", den er dem Könige widmete als die letzte gelehrte Arbeit, die er zum Besten der Wissenschaft dem Druck selbst übergeben könne. — Er war inzwischen noch von der Dänischen Akademie der Chirurgie und von der Helvetischen naturforschenden Gesellschaft zum Mitgliede ernannt worden. In der Berliner Akademie der Wissenschaften hatte er einmal „als Gast" über seine Versuche mit dem elastischen Harz, dessen Auflösung in Naphtha Vitrioli, und der Herstellung von Kathetern und anderen Maschinen daraus[1]) Vortrag gehalten.

Am 1. Sept. 1796, dem ersten Stiftungstage der von Goercke eingerichten „Königl. Preussischen Militairisch-Chirurgischen Pflanz-Schule", war auch der 82jährige Theden zugegen[2]). Er hatte für die Feier ein Gedicht verfasst, das wohl hier Platz finden darf:

Nicht mehr vom fernen Seine-Strande
erhält die deutsche Chirurgie
der Wahrheit Licht, das fremde Kunst ihr lieh;
jetzt schimmert sie im theuren Vaterlande,
der Menschheit segenreiche Kunst,
durch weiser Männer thätiges Bestreben
und edler Fürsten milde Gunst,
nud schützt voll Klugheit Menschenleben!

Sie heilt die Wunden, die das Schwerdt
des Krieges schlägt, übt Menschenliebe,
und ihre Priester sind geehrt,
wenn sie, wie Goercke, voll mitleidsreicher Triebe,
sich ihrer Kunst mit heissem Eifer weyhn,
und sich des süssen Lohnes freun,
auch für die künftige Welt noch Schüler zu erziehen,
die sich mit strengem Fleiss bemühen,
ganz ihres Lehrers werth zu seyn.

---

[1]) Neue Bemerk. und Erfahr., 2. Theil, S. 143, und das Sendschreiben an A. G. Richter. Es entspricht der damals üblichen Redeweise, wenn Theden dabei sagt: „Es hat noch niemand ein so nützliches Werkzeug von dieser Art bekannt gemacht, deswegen schmeichle ich mir, den gnädigen Beyfall einer hocherleuchteten Akademie zu erlangen. Diese einzige Belohnung ist mir wünschenswerth, und sie allein kann mich antreiben, mehrere Versuche mit diesem anzustellen und davon fernere Nachricht zu geben."

[2]) Vergl. auch Preuss, Geschichte des Institutes, S. 86.

Ihr aber, die Ihr jetzt der Lehren
des besten Mannes Euch erfreut,
o widmet Eure ganze Lebenszeit
dem Fleiss, der Menschenlieb' und Thätigkeit,
die Kunst, der Ihr Euch jetzo weiht,
durch tausend gute Werke hoch zu ehren,
und trocknet spät der Menschheit Jammerzähren,
durch Eifer und Geschicklichkeit,
dass unsere Wissenschaft stets hoch und höher steige,
und ich, ein Greis von drei und achtzig Jahr,
dann meines Hauptes silbergraues Haar
mit frohem Muth zum Grabe neige.

Das mir vorliegende Exemplar aus der Bibliothek dieser Pflanzschule, unserer Kaiser Wilhelms-Akademie, trägt Theden's eigenhändige, aber fast unleserliche Widmung an Goercke:

„Edler, guter Menschenfreund,
Nimm, was hier der Freund dir bringet,
Nimm's! Denn es ist treu gemeint,
Was mein redlichs Herz Dir singet.

Die Feier des Stiftungstages der von mich seit dem ausmarsch nach Schlesien gewünschten und durch Sie Zustande gebrachten Pepinière zeigte mir überzeugend, mit welcher Bravour und Eifer Sie bester Freund! selbige bearbeiteten. Diess bewegte mein gantzes Herz so, dass ich die Empfindungen darüber in diess Gedicht fliessen lies: und heute hör' ich noch zu meiner innigsten Freude zwey Reden, welche mich so wie der Vortrag überzeugen, dass diese Anstalt die heilsamste und nützlichste, sowohl für die Militair-Chirurgie, als dem ganzen Staate unseres geliebten Königs werden wird. — O bester edler Freund! fahren Sie mit ihrem eifrigen Bemühen fort und erwerben sich die Krohne des Verdienstes um die Chirurgie, zu welcher ich nur den Entwurf machen konnte und lieben Sie ferner ihren zwar alten, doch redlichen Freund

Berlin, den 22. October 1796. J. C. A. Theden."

Fast genau ein Jahr später, am 21. Oktober 1797, starb Vater Theden, bis zuletzt thätig, nach 60jähriger Dienstzeit im Alter von 83 Jahren. Er hat von dem Dreigestirn Schmucker, Bilguer, Theden das höchste Alter und — den höchsten Ruhm erreicht. Seine Berufsgenossen im weitesten Sinne, nicht allein die Militär-Chirurgen, begleiteten ihn und seine Leistungen und Erfindungen mit fast allgemeinem, ungetheiltem Beifall. Der kritische Mursinna sagt, er habe zwar weniger Gelehrsamkeit, aber mehr Erfahrung (als Bilguer) gehabt; was ihm an Talent und Erziehung abging, habe er durch seinen eisernen Fleiss in seinen 60 Dienstjahren ersetzt und sei ewig thätig, wissbegierig und wirksam gewesen. Dadurch habe

er sich einen Schatz echter Erfahrungen gesammelt und noch in seinem hohen Alter die Medizin und Chirurgie bereichert. — Der öfter erwähnte, den Aerzten nicht sehr wohlgesinnte Verfasser der „Büsten Berlinscher Gelehrten und Künstler“ macht bei Theden (und bei Selle) eine Ausnahme; unter der Devise:

„Er setzt der Kriege Grau'n durch weise Heilkunst Schranken
Und stützt Verwundete, die schon zum Grabe sanken“

stellt er ihn geradezu als Muster, als Ausnahme unter den Aerzten seiner Zeit hin. — A. G. Richter in Göttingen widmete ihm den 4. Band seiner „Chirurgischen Bibliothek“; der bekannte Regimentsfeldscheerer Ollenroth seine Schrift über die Unterwundärzte (s. o.). Das Taschenbuch für Deutsche Wundärzte spricht nur in Ausdrücken höchster Verehrung von ihm. — Am Schlusse seiner „Schilderung eines Wundarztes“, einer den Studirenden des Colleg. med. chir. im Jahre 1787 gehaltenen Rede, sagt Mursinna von ihm (wärmer, als 17 Jahre später, s. o.):

„Gott erhalte uns diesen verehrungswürdigen Greis noch lange zur Stütze, zum Vorbilde und zur Aufmunterung und kröne sein Alter mit Gesundheit und Glückseligkeit! — Dieser verehrungswürdige Mann, gleich gross an ächten chirurgischen Wissenschaften und an Herzensgüte und Menschenliebe, hat es durch sein langes ehren- und ruhmvolles Leben bewiesen, was ein rechtschaffener Mann, was ein guter Wundarzt der leidenden Menschheit leisten kann.“

Fürst Blücher, der 1814 und 1816 der Stiftungsfeier der Pepinière beiwohnte und jedesmal Gelegenheit nahm, die Leistungen der Preussischen Militärärzte in den voraufgegangenen Kriegen rühmend hervorzuheben, blieb vor Theden's Bildniss stehen und sagte: „Auch er war ein tüchtiger Mann; ich kenne ihn wohl, er hat auch mich unter seinen Händen gehabt im siebenjährigen Kriege, als mir ein Schuss durch das Bein ging.“ [1])

Albrecht v. Haller, der in seiner Bibl. chir. (II, p. 569) mehrere Schriften Theden's bespricht, nennt ihn: „Chirurgus Berolinensis, vir plurima expertus“.

Als Schriftsteller trat Theden erst im Alter von 57 Jahren, nachdem er 34 Jahre gedient hatte, auf; natürlich unter den üblichen Entschuldigungen und Erklärungen. Männer von Einsicht hatten es ihm zur Pflicht gemacht, seine Beobachtungen mitzutheilen — darunter Zimmermann in Hannover und Rhades in Stettin. Seinen ersten Arbeiten war dann mehr Ehre erwiesen, als er selbst je nach seiner Erziehung, Schulwissenschaft und Bildung zum Arzte hoffen konnte.

---

[1]) Preuss, l. c. S. 113.

Im Jahre 1782, mit dem 2. Bande seiner „Neuen Bemerkungen" wollte er seine Autorschaft beschliessen; „so wird Lob und Tadel desto gleichgültiger sein"[1]. Wir sahen, dass er noch 13 Jahre später den 3. Band herausgab und nun zum letztenmal von dem ihm immer verehrungswürdig gewesenen Publikum, von seinen theuren Freunden und auch von seinen, dennoch von ihm geliebten Feinden, dankbar Abschied nahm.

Sein erstes Werk, dem König gewidmet, war der erste Band der „Neuen Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Medicin", Berlin und Stettin 1771; er erschien 1776 in 2., und, zugleich mit der ersten Ausgabe des 2. Bandes, 1782, in 3. Auflage. Als der 3. Band im Jahre 1795 herausgegeben wurde, waren auch Abdrücke des 1. und 2. Bandes, also in 4., resp. 2. Ausgabe, erforderlich. — Die erste Ausgabe des 1. Bandes war mit einem Titelkupfer geschmückt, das Th. von seinem Freunde J. C. Moehsen bekommen hatte; es stellt die Scene dar, wie Democedes die Geschenke des Darius zurückweist; die anderen Bände und Ausgaben sind ohne dieses Titelbild. — Die erste Ausgabe des 2. Bandes (1782) widmet Theden seinem verehrungswürdigsten Freunde Schmucker, der ihm während seiner Studien vielfach behülflich gewesen war, und dem er das Verdienst zuschreibt, eine Pflanzschule aus jungen fähigen Köpfen errichtet zu haben, die besten und würdigsten, die sich am meisten gebildet, aus diesen herauszuziehen, sie weiter zu befördern und endlich mit ihnen die Armee als mit würdigen Regiments-Chirurgis, zu versehen. Th. wird damit die von Schmucker durchgesetzte Erweiterung des Pensionair-Instituts im Jahre 1777 gemeint haben.

Sein zweites Werk, der „Unterricht für die Unterwundärzte bey Armeeen, besonders bey dem Königlich Preussischen Artilleriecorps", war aus Vorlesungen entstanden, die er seinen Untergebenen hielt, und musste von Allen, die er anstellte, sorgfältig studirt werden. Den ersten Theil widmete er dem General-Lieutenant von Maier, seinem Lebensretter (s. o.) und den zweiten dem General-Stabs-Medicus Cothenius, dem Manne, der „unerkauft mein Gönner geworden; dem ich es zu verdanken hatte, dass Se. Königl. Majestät die Stelle eines Generalchirurgus mir anvertrauten; dadurch ward ich

---

[1]) Das Taschenbuch für Deutsche Wundärzte, 1783, sagt dazu: „Aus wahrem Gefühl und dankbaren Empfindungen werden Deutschlands Wundärzte wünschen, dass die Drohung des würdigen Greises, mit diesem zweiten Bande seine Autorschaft zu beschliesssn, unerfüllt bleibe."

den Beschwerlichkeiten der Feldzüge entzogen. Dadurch haben Sie mir das Leben erhalten"[1]). Beide Widmungen sind „J. C. A. Thede" unterschrieben. — Die Vorrede zu diesem „Unterricht" ist dadurch wichtig und interessant, dass Theden in ihr eine auf die eigenen Erlebnisse und langjährigen Erfahrungen begründete Darstellung des elenden Standes der Wundärzte seiner Zeit, ihrer Vorbildung, ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse, und im Anschluss daran ausführliche Vorschläge zur Beseitigung dieser Uebelstände (i. J. 1774!) giebt. Als Einleitung des Werkes folgt dann eine Darstellung des „Zustandes der Wundarzneykunst unter der Preussischen Armee, besonders zu Berlin." Die Regimentswundärzte machen ihre geschickten Compagnie-Wundärzte dem ersten General-Chirurgus, welche Stelle gegenwärtig der vortreffliche Herr Schmucker bekleidet, bekannt, welcher sie alsdann unter die Königliche Garden versetzet. Aus diesen werden, wenn eine Pensionair-Stelle ledig wird, Sr. Majestät die geschicktesten und ältesten vorgeschlagen, und hierauf werden sie unter die Pensionairs aufgenommen. Sie werden auf Königliche Kosten unterhalten und unterrichtet und rücken später als Regiments-Wundärzte wieder in die Armee ein; diese Stellen sind anderen Wundärzten nur ausnahmsweise zugänglich, wenn sie im Felde gedient, ihren Cursus und die Examina mit Auszeichnung absolvirt haben. Theden beschreibt dann den Unterricht und die regelmässigen Prüfungen der Pensionärs, die Ausbildung der 6 in der Charité thätigen Feldscheerer, die vorher die theoretischen Collegia schon gehört haben müssen und nach 1 Jahr zu ihren Regimentern zurückkehren. Bei guter Führung können sie später als Pensionärs zum Collegium und zur Charité zurückkehren und ihre Studien vollenden. Die Oberaufsicht über diese Anstalten, deren Gründung durch Holtzendorff auch Theden erwähnt, hatte damals Cothenius, die Pensionärs standen aber speciell unter Schmucker. Geht die Armee zu Felde, dann gehen alle mit bis auf einen, der in der Charité zurückbleiben muss. Die Thätigkeit der verschiedenen Feld- und Wundärzte in den Lazarethen haben wir bei der Lebensbeschreibung von Cothenius besprochen; die Notizen Theden's decken sich hier mit denen Baldinger's. Er schliesst mit den Worten: „Wenn diesem allen nach dem Willen

[1]) Cothenius hatte Theden zuerst dazu ermuntert, eine Anleitung für Unterwundärzte zu schreiben. — Die erste Ausgabe des „Unterrichts" erschien 1774 bey Friedrich Nicolai, Buchhändler unter der Stechbahn; die zweite 1778, die dritte 1782 und die letzte 1783. (Nach Mayer kam die 2. Ausg. 1779, die 3. 1782 heraus; im Katalog der Kaiser Wilhelms-Akademie steht eine 2. Ausg. von 1781 verzeichnet.)

des Königs in aller Strenge nachgelebet würde, so hätte man in unseren Ländern eben nicht nöthig, über gar schlechte Wundärzte zu klagen."

Die in dem Buche gelehrte Physiologie, Pathologie, Anatomie und Chirurgie entspricht dem Stande des Wissens jener Zeit; Haller, Zimmermann, Tissot, Henckel, Pallas u. A. sind dabei zu Rathe gezogen. — Im Jahre 1782 erschien von Schrage in Amsterdam eine holländische Uebersetzung: Genees- and heelkundig underwys etc., vermehrt durch Vorschriften für Schiffsärzte.

Im Jahre 1777 veröffentlichte Theden sein „Sendschreiben an den berühmten Herrn Professor Richter in Göttingen, die neu erfundenen Catheter aus der Resina Elastica betreffend"[1]. Er beschreibt darin, ähnlich, wie in dem Vortrage vor der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, die mühsame Zubereitung der elastischen Catheter u. s. w., und erklärt sich bereit, jedes einzelne Stück für „6 Rthlr. in Conventionsgelde oder den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, alle 4 Stück zusammen aber für 3 Louisd'or zu lassen." Er hatte auch schon elastische Kanülen für den Luftröhrenschnitt daraus hergestellt.

Im Jahre 1782 verfasste Theden die Vorrede zu Lewison's Beschreibung der Londonschen medizinischen Praxis, den deutschen Aerzten vorgelegt (Berlin, bei Nicolai) und ein Schreiben an den Herausgeber des Frankfurter medic. Wochenblattes.

In Bilguer's Wahrnehmungen, in Schmucker's vermischten chirurg. Schriften finden sich mehrere Beiträge von Theden. Berühmt war s. Z. die Beschreibung einer sehr einfachen Maschine zur Heilung der Brüche des oberen Schenkels, die er auch später in seine „Neuen Bemerkungen" aufnahm[2].

Im Jahre 1795 schrieb Theden noch einen offenen Brief über die Preussischen Feldlazarethe. Ein Physicus Böttcher hatte ein 1790/91 in Bischoffstein etablirtes Lazareth und besonders den Regimentschirurgus Balk öffentlich angegriffen. Dieser wies in einer kleinen Schrift: „Rechtfertigung der Lazarethanstalten in Preussen" u. s. w., Berlin, 1796, nach, dass Böttcher ganz ungenügend und falsch orientirt gewesen war. Theden bestätigt die Richtigkeit der Zahlen und übrigen Angaben seines Untergebenen und nimmt ihn kräftig in Schutz. Der Brief, vom 3. Oktober 1795 datirt, ist der Schrift

---

[1]) Hier heisst er wieder, sowohl auf dem Titelblatte, als auch am Schluss: Thede.

[2]) Vergl. auch das Taschenbuch für Deutsche Wundärzte 1783, wo einige kleine Abweichungen von Theden's Schienen angegeben werden. Hier findet sich auch die Notiz, dass Pikkel in Würzburg ebenfalls elastische Katheter à 6 Rthl. fabrizire; dieselben sollten sich aber leicht abnutzen.

Balk's vorgedruckt. — Auch sonst war Theden gern zu helfen bereit; die nach vollendeter Ausbildung in Berlin zu ihren Regimentern gehenden Wundärzte hatten die Erlaubniss, in schwierigen Fällen an ihn zu schreiben und ihn um seinen Rath zu bitten.

Theden hat eine Reihe von Verbesserungen in die chirurgische Technik eingeführt, die z. Th. noch heute ihren Werth besitzen. Wenn er selbst ihnen eine zu allgemeine Gültigkeit und Wirksamkeit zuschrieb, so ist das wohl zu entschuldigen; die Zeit hat diesen Fehler beseitigt.

Betrachten wir zuerst die Einwicklung der Glieder. Die Verletzungen der Art. brachialis beim Aderlass waren damals ziemlich häufig; die operative Beseitigung der Folgen dieser Verletzung durch doppelte Unterbindung und Durchschneidung wurde ebenfalls nicht selten ausgeführt, galt aber doch für schwierig und nicht unbedenklich. Die methodische Einwicklung des ganzen Gliedes von der Peripherie her, mit direkter Kompression des zuführenden Theiles durch eine schmale Rolle, genügte in der Mehrzahl dieser Fälle, um Heilung herbeizuführen. — Der Nutzen der Einwicklungen bei Varicen, die Theden übrigens in einem Falle vorher durch Schnitt entleerte, und bei „alten Beinschäden" ist auch heute noch anerkannt. Es war ihm bekannt, dass eine trocken angelegte Binde sich noch mehr zusammenzieht, wenn sie nachher angefeuchtet wird. Bei Panaritien, bei denen er die „Zertheilungsversuche" nicht über den 3. Tag ausdehnt, machte er die Incision selbst in das Periost ohne sonderlichen Schmerz, nachdem er vorher Finger, Hand und Vorderarm etwas fest eingewickelt hatte[1]).

Seine Arquebusade (oder Schusswasser), der er eine fast unfehlbare Wirkung bei den verschiedensten Verletzungen zuschrieb, hielt Theden geheim. Er suchte das zu vertheidigen, und seine Freunde unterstützten ihn dabei. Voitus, dem die Thatsache bei seinem Vorgesetzten offenbar sehr peinlich war (s. o.) gab zu, dass man ein Mittel geheim halten dürfe, um es dadurch, dass es unbekannt bleibt, in grössere Aufnahme zu bringen. Auch Schmucker hielt ja sein Augenwasser geheim: überhaupt muss die Versuchung, eigene, besonders wirksame „Mittel" zu erfinden, für Aerzte, die sich ihre Medikamente häufig selbst zubereiteten, sehr gross gewesen sein.

[1]) Theden machte auch die interessante Beobachtung, dass bei Wassersucht die innerlichen Medikamente viel besser wirkten, wenn vorher die oedematösen Glieder nach seiner Methode eingewickelt waren. — Uebrigens wurde die Theden'sche Einwicklung von Desault in Frankreich eingeführt (G. Fischer, l. c. S. 267).

Er hatte zwar die Bereitung „grösstentheils“ in Bilguer's Wahrnehmungen mitgetheilt, behielt aber eine Verbesserung derselben für sich; erst in dem 2. Theile seiner „Neuen Bemerkungen“ theilt er in der Vorrede mit, dass dasjenige, was er Sauerampferwasser genannt habe, Weinessig sei. Es war ein Gemisch von Spiritus, Essig, Zucker und verdünnter Schwefelsäure; Th. ermahnt oft zur Vorsicht bei Verwendung dieses Allheilmittels, weil es auch ätzende Eigenschaften besässe. Es wurde bei offenen und subcutanen Verletzungen gebraucht, auch bei Verbrennungen sollte es ausgezeichnete Dienste leisten; lange ehe er Goulard's Schriften kannte, versetzte er seine Arquebusade schon mit Bleimitteln und verordnete sie am häufigsten kalt, nachdem er sich überzeugt hatte, dass das heisse Fomentiren, besonders bei Schusswunden, mehr Schaden als Nutzen stifte, „welches auch unser würdiger erster Königl. Generalchirurgus, Herr Schmucker, zum öfteren bemerket hat, den ich hiermit öffentlich ersuche, uns mit der Bekanntmachung seiner vortrefflichen Beobachtungen bald zu erfreuen“ [1]). Von dieser Arquebusade ist allerdings nichts übrig geblieben, als der Name, wenn auch Weingeist und Weinessig noch vielfach bei Verletzungen und Entzündungen gebraucht werden.

Die Wirkungen des kalten Wassers bei äusserlicher Anwendung, z. B. beim Fieber in Form von kalten Abwaschungen und Einwickelungen [2]), ebenso bei eingeklemmten Hernien, Entzündungen u. s. w., mehr aber noch den Nutzen des reichlichen Wassertrinkens hatte Th. 1742 während des Aufenthaltes in Schlesien bei Dr. Hahn kennen gelernt und, wie wir sahen, auch an sich selbst erfahren. (Dr Joh. Sigm. Hahn, Unterricht von Krafft und Würkung des frischen Wassers in die Leiber des Menschen, Breslau, 1743). Winternitz hat eine frühere Schrift von Joh. Hahn, die wunderbare Heilkraft des frischen Wassers (1737) im J. 1898 neu herausgegeben.) Er nahm seit der Zeit die vielgeschmähten Wasserdoctoren in Schutz und handelte nach den Vorschriften dieses ärztlichen Vorläufers von Priessnitz; freilich „um denen aus Neid entspringenden bösen Nach-

---

[1]) Sie erschienen (s. o.) 1774, also 3 Jahre später.

[2]) Neue Bemerk., I, S. 134: In bösartigen Fiebern, wo der Puls sinkend war, und der Tod so zu sagen auf der Zunge sass, liess ich kaltes Wasser über den Unterleib und das Scrotum mit Compressen überschlagen, die Brust, Arme, Füsse, auch das Gesicht waschen, die gewaschenen Theile gut abtrocknen und den Patienten gut zudecken. — Die klugen Weiber verbieten die Rose nicht zu netzen, und wer darf es wagen, diesen zu widersprechen? Aber ich habe bei einigen die rosenhaften Entzündungen mit Auflegung des kalten Wassers nach vorausgegangenen Aderlässen in drey bis vier Tagen hergestellt.

reden zu entgehen“, nicht so getrost und allgemein, wie Hahn selbst.

Um die Nachtheile der oft unvermeidlichen starken Belegung der Krankenzimmer, auf die auch Pringle und Brocklesby aufmerksam gemacht hatten, zu mildern, liess Theden eine besondere Art der Ventilation einrichten, bei der durch eine hölzerne Röhre am Fussboden die frische Luft in's Zimmer trat, während die schlechte und verdorbene durch einen im oberen Winkel der Decke angebrachten Trichter austreten sollte [1]).

Diese Methode wurde auch in Oesterreich officiell eingeführt; wir finden ihre Wirksamkeit von Baldinger in seinen „Krankheiten einer Armee“ (p. 29) bestätigt. Die lästigen und die Luft nur verändernden, aber nicht bessernden Räucherungen wurden. freilich nicht überall, aufgegeben.

Die Verdienste Theden's um die Herstellung elastischer Katheter, um die Einführung der Bleipräparate, der der Form des Beines nachgebildeten Hohlschiene aus Nusshaumholz für die Behandlung der Oberschenkelbrüche sind schon erwähnt. Viel Werth legte er auf die von ihm selbst hergestellte neue Spiessglanztinctur, die z. B. bei Tumoren eine ganz besondere auflösende Kraft haben sollte [2]). Uebrigens führte er in der Behandlung der Lues, trotz seiner günstigen Erfahrungen mit Sublimat und anderen Quecksilbersalzen das von dem 1757 verstorbenen Sächsischen Generalstabsarzt Zittmann angegebene Decoct bei uns ein. Nach Gründer hatte Theden es durch Pröbisch, dem Zittmann davon Mittheilung gemacht hatte, kennen gelernt.

Bei Gelenksteifigkeit liess er hauptsächlich Tropfbäder gebrauchen; die Tropfen mussten aber aus beträchtlicher Höhe herabfallen, zu welchem Zwecke die Maschine, d. h. der Behälter mit Flüssigkeit z. B. 4 Stock hoch angebracht wurde. „Bei dem Brunnen zu Ronneburg ist eine 45 Fuss hoch vorhanden“, in Torgau drei Stock unter dem Dache in freier Luft. Eine gelähmte Kranke sass auf dem Feuerheerd, und der Apparat hieng oben im Schornstein. Th. hatte oft Ankylosen nach Kriegsverletzungen zu behandeln und glaubt, viele davon durch die Tropfbäder geheilt zu haben.

Eine „Neuerung“, auf die er das grösste Gewicht legte, war die schon erwähnte Ersetzung der Arterien-Unterbindung durch die Tam-

---

[1]) Neue Bemerk., I, S. 148, im Cap. über die Mundklemme oder dem tetano.

[2]) Ebenda, II, S. 184. Vergl. auch das Jahrbuch für Deutsche Wundärzte 1782.

ponade. Vielleicht war er schon durch seinen Freund und Lehrer Schaarschmidt, der den Verschluss der Gefässe, z. B. nach Amputationen, durch ein Blutgerinnsel annahm, vorbereitet, als er 1742 die Methode des Schweidnitzer Chirurgen Peterwitz kennen lernte. Erst 3 Jahre später fand er nach den blutigen Kämpfen des zweiten Schlesischen Krieges Gelegenheit, sie in grösserem Maasse anzuwenden, und war so sicher von ihrer Wirksamkeit überzeugt, dass er Nadel und Faden zum Umstechen, besonders aber die vermaledeyte Arterienzange, an die er nur mit Schaudern denken kann, ganz verbannte und Amputationen, Geschwulstexstirpationen, Castrationen u. s. w. ohne Unterbindung, nur mit der Tamponade ausführte. Auch in der Charité hat er nach geendigtem zweyten Kriege diese Operation verrichtet[1]). Er scheute sich nicht, diese methodische Kompression auch bei der Amputatio femoris anzuwenden. Es war eine äusserst mühsame und langwierige Procedur: 6, 8 bis 24 Stunden, Tag und Nacht musste der tamponirte Gefässstumpf vom Gehülfen comprimirt werden, und doch hatte Th. „zween Fälle, wo eine Verblutung nach der Tamponade erfolgt ist". Natürlich war jede schnelle Heilung oder gar erste Vereinigung dabei ausgeschlossen; im Gegentheil, die Resultate waren, allerdings auch aus anderen Ursachen, sehr mangelhaft. „Unter vielen, die an den Schenkeln amputirt worden, sind nur zween erhalten". Bei einem 60 Jahre alten Tambour fand sich bei der Amputation die Arterie verkalkt; hier steckte Th. eine Wicke in dieselbe hinein und verhinderte die Verblutung. Der Kranke starb nach einiger Zeit an unerwarteten Komplikationen. — In zwei Fällen von Verletzung der Rippenschlagader wurde diese ganz durchschnitten und mit einem Tampon stark zurückgeschoben; die Blutung stand. — Baldinger (p. 254) berührt die Frage der Blutungen nur kurz; nach seiner Meinung sind „die Tampons von dem Herrn Generalchirurgus Bilguer und Theeden so nützlich allgemein eingeführt, dass diese Herren beynahe die Ehre der Erfindung verdienen. Obgleich das Unterbinden der Schlagadern eine höchst sichere und ganz unschädliche Sache ist, wie wir jetzt ganz gewiss wissen, so ist doch in vielen Fällen die Blutstillung durch den Druck und durch Tampons vorzuziehen." An dem Irrthum der ausschliesslichen Anwendung dieser „unblutigen Blutstillungsmittel" hat Theden 50 Jahre lang — so lange er lebte — festgehalten.

---

[1]) Theden sagt 1782, im 2. Bande der Neuen Bemerk. S. 247, dass „in unseren berlinschen Schulen die Nadel und Faden, mithin auch die Arterienzange, abgeschafft sind"; das ist offenbar auf seinen Einfluss zurückzuführen.

Aehnlich wie Schmucker, vielleicht noch energischer und eingehender, trat er für eine Vereinfachung des chirurgischen Handwerkszeugs, speciell der Instrumente, ein. Cornelius von Solingen hatte schon gegen die vielen, mit überflüssigen Zierrathen („Rustnestern") geschmückten Instrumente gewettert; durch Fabr. von Hilden und Laur. Heister waren aber eine grosse Zahl derselben beschrieben und abgebildet, die vielleicht in grossen Instituten interessant und nützlich, aber für den täglichen Gebrauch des praktischen, namentlich des Feldchirurgen, vollständig überflüssig waren. Theden tritt für eine gründliche Reform und Vereinfachung des Instrumentariums ein; verwirft die Scheeren, weil sie nicht glatt schneiden, sondern kneifen[1], nur die Cooper'sche lässt er gelten, indem man wildes Fleisch damit aus dem Grunde wegnehmen kann. Wenn er an die famöse Arterienzange denkt, schaudert ihm noch die Haut. Seitdem man so glücklich ist, das Bluten der Pulsadern ohne Unterbindung zu stillen, seitdem ist auch deren Gebrauch ziemlich aus der Mode gekommen. — Eine Reihe von Zangen und Haken, namentlich bei der Amputatio mammae, sind überflüssig und schädlich; man soll den Krebs nicht verletzen, um die darin enthaltenen Säfte nicht in die Wunde zu bringen, und mit den genannten Instrumenten ist das nicht zu vermeiden. Die Specula oris, uteri et ani, das Bistouri herniaire und die Flügelsonde, alle besonderen Instrumente zum Ausziehen der Kugeln, eine Menge verschieden geformter Cauterisireisen, Elevatorien, Tire-fonds und Haken bei der Trepanation, Compressorien bei Aneurysmen, ein besonderes Syringotom für die Fistula ani u. a. m. sind nach ihm theils überflüssig, theils schädlich.

Bei der Behandlung der Schusswunden tritt Theden, ähnlich wie Bilguer und Schmucker, Anfangs noch mit Wärme für die Erweiterung ein, die womöglich schon auf dem Schlachtfelde geschehen soll. Durchschossene Muskeln wurden quer durchschnitten, um den Kanal freizulegen. Die Reaktion gegen dieses eingreifende Verfahren kam noch zu Lebzeiten Theden's, der später die Anzeigen zu diesem ausgiebigen Débridement bedeutend einschränkte; Hunter verwarf die Erweiterung überhaupt.

Die Bleimittel, die er in seinem Korps von 6000 Mann sehr

[1]) Im 1. Theil der Neuen Bemerk. findet sich freilich manches Beispiel, wo er sie selber gebraucht hat.

häufig brauchte, hält er für sehr nützlich, und wünscht, dass man deren Gebrauch nicht aus Kaprize unterlasse[1]).

Die Trepanation hielt Th. für sehr nützlich und nothwendig, empfahl aber bei Kindern, die dünne und ziemlich weiche Schädeldecke mit Glas abzuschaben. In den Neuen Bemerk. ist eine ganze Reihe von interessanten Schädelverletzungen, die theils von ihm selbst, theils von Anderen (z. B. Pröbisch, I, S. 73) trepanirt waren, mitgetheilt.

Ein besonderes Kapitel widmet Th. „dem Trepaniren anderer Theile, als des Cranii", besonders bei Caries.

Einen Nasenpolypen unterband er mit einem besonderen Schlingenträger hinter dem Gaumensegel, dessen Spaltung er verwirft; die Blutung stillte er ebenso, wie Bellocq, nur nahm er statt des besonderen Röhrchens ein Wachsbougie.

Bei der Radikalkur der Hydrocele folgte er Pröbisch, der am abhängigsten Punkte öffnete, entleerte und durch eingeschobene Bourdonnets die Eiterung unterhielt; das Haarseil und die Excision der Tunica fanden seinen Beifall nicht.

Bei der Totalunterbindung des Samenstrangs zur Castration fürchtete er den Zustand, der als Krämpfe, Lähmung, Epilepsie bezeichnet, wohl Tetanus gewesen ist. Diese durch das ätiologische Dunkel über Tetanus zu erklärende Furcht spukte vor Kurzem auch bei uns noch, obgleich man jetzt wissen sollte, dass die Ligatur allein dabei ganz unschuldig ist. Derselben Meinung waren damals schon, wie oben erwähnt, Schmucker und Mursinna. — Th. machte die Castration 11 mal ohne Misserfolg.

Die Mundklemme, den Tetanus, seu spasmus maxillae inferioris, also den Trismus lernte er zuerst im Lazareth zu Kuttenberg kennen. Theden bemerkte, dass dieser Krampf sich nicht in denen Zimmern äusserte, in welche man täglich frische und reine Luft führete. Das brachte ihn auf seine einfache Ventilation durch Zugröhren.

Bei eingeklemmten Brüchen versuchte er Klystiere mit kaltem Wasser und Essig, und machte, wie Schmucker, energisch Eis-

---

[1]) Bilguer war dagegen: in seiner letzten Schrift, der Einnerung für die Bemerkungen zur Erweiterung u. s. w., 1791, sagt er am Schluss der Vorrede: „Noch muss ich, obwohl es in einer Vorrede nicht recht schicklich, die Wundärzte bei den Feldlazarethen pflichtmässig ermahnen, den so allgemeinen schädlichen Gebrauch der Bleymittel einzuschränken, sie sind nicht nur unwirksam bei den meisten Fällen, sondern sie geben auch, insonderheit bei offenen Schäden, die nächste Ursach zu einem unvermutheten tödlichen Ausgang, unfehlbar ab."

umschläge; die Operation verrichtete er selten mit Excision des Bruchsackes (Schmucker), und nie mit Abschnüren des Bruchsackhalses; er reponirte den Inhalt, skarifizirte den Annulus und überliess das Uebrige der Schwärung. An dem abgeschnittenen Netz wurde Nichts unterbunden.

Bemerkenswerth ist ferner: Eine mit Erfolg operirte Gelenkmaus im Knie[1]), eine ohne Amputation, zu welcher Th. und Schmucker einen vermittelnden Standpunkt einnehmen, geheilte schwere Schussverletzung des Kniegelenks; ein merkwürdiger Sektionsbefund 7 Jahre nach einer spontan geheilten Durchschneidung des Querdarms mit Abtrennung eines Stücks der Leber: Die Lumina waren durch einen kurzen Kanal verbunden, den das übergewachsene Netz gebildet hatte; die Leberwunde war kaum aufzufinden.

Den Steinschnitt hat Th. nie gemacht, obgleich sein Freund Pröbisch ihn mit den Methoden, besonders der Sectio alta, bekannt gemacht hatte; auch den Blasenstich über der Symphyse führte er nie aus, desto häufiger aber und mit bestem Erfolge die Punktion vom Mastdarm aus mit dem Fleurant'schen Troikar.

Trotz des, wie Th. selbst sagt, starken Gefühles von Neid, das ihn von Jugend auf beherrschte, scheint sein Verhältniss zu dem zwei Jahre älteren Schmucker doch ein recht gutes gewesen zu sein; er musste allerdings bei der Zimmermann'schen Operation die Zurückweisung seiner Arkebusade erleben und meinte deshalb, mit derselben würde die Heilung schneller erfolgt sein; man findet aber in seinen Werken sehr häufig erwähnt, dass er seinen erfahrenen Freund in schwierigen Fällen zugezogen hat. Auch der alte Pröbisch wurde oft von ihm um Rath gefragt.

Von dem, was Theden im Interesse des Heilpersonals der Armee, namentlich der Feldscheerer, that, ist in der Einleitung schon die Rede gewesen. Schon 1787 wollte er das Badergewerbe ausschliessen und einen anderen Bildungsgang einführen. 1790 wurde auf sein Betreiben der Name „Feldscheer" abgeschafft und in „Chirurg" umgewandelt (der Name: Regimentsarzt kam erst 1815 auf). Noch 1797 trat unter ihm die Verbindung der Pepinière mit der Charité ein; das 9. halbe Jahr — seit 1802 ein ganzes Jahr) sollten die Eleven zur praktischen Ausbildung in die Charité geschickt wer-

---

[1]) Ein zweiter Fall betraf einen geschickten Regimentsfeldscheerer, der sich selbst eine Gelenkmaus aus dem Knie schnitt und nach 2 Tagen wieder Dienst that. Der dritte Fall verlief unglücklich; der Kranke starb, ohne Zufälle an der Wunde, an einem malignösen Fieber. (Neue Bemerk., I, S. 100.)

den. Er nahm auch regen Antheil an der Errichtung des klinischen Institutes an der Charité; Fritze sagt in seinen Nachrichten (1789) darüber: „Um diesem sichtbaren Mangel abzuhelfen, ist jetzt, vorzüglich durch die Bemühungen des würdigen und verdienstvollen Chefs der medicinischen Anstalten, des Oberkonsistorialpräsidenten H. Freiherrn von Hagen und durch den thätigen Rath des auch um die preussische Arzneikunst verdienten General-Chirurgus Theden, ein klinisches Institut errichtet worden."

Als ein Beweis seiner Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen ist auch zu erwähnen, dass er und Mursinna 1790 mit den übrigen Berliner Regimentschirurgen eine Privatpensionskasse gründeten, zu der 1796 auch eine Kasse für die Bataillonschirurgen hinzukam. Theden war Vorsteher, Goercke Rechnungsführer. Diese Kassen wurden 1801 von Goercke bedeutend verbessert.

XIII. Henckel, Pröbisch, Pistor, Jasser, Voitus u. A.

Aus den Lebensbeschreibungen der drei grossen Preussischen Generalchirurgen geht ohne Zweifel hervor, dass das wissenschaftliche Leben unter den Chirurgen im 18. Jahrhundert, soweit davon bei dem Stande unserer Wissenschaft überhaupt die Rede sein konnte, lange nicht so darniederlag, wie das vielfach angenommen wird. In Schaarschmidt's Nachrichten, Schmucker's Wahrnehmungen und vermischten chirurg. Schriften, in Bilguer's Wahrnehmungen, Theden's Neuen Bemerkungen und Erfahrungen finden wir eine grosse Zahl von Regimentsfeldscheerern als Mitarbeiter. Aber auch in den von Henckel, Loder, Muzell, v. Siebold, A. G. Richter, Baldinger, Mursinna, Arnemann und Hufeland herausgegebenen Zeitschriften, im Tagebuch für Deutsche Wundärzte u. a. m. finden wir viele Mittheilungen von ihnen. Und wenn es in der Mehrzahl nur einfache Krankengeschichten waren, so ist das für jene Zeit nur zu loben; denn für wissenschaftliche Erklärungen, die man heutzutage überhaupt lesen könnte, waren die ätiologischen und pathologisch-anatomischen Anschauungen und Kenntnisse auch bei den gelehrten Aerzten jener Zeit doch gar zu gering! Man versuche es nur, Bilguer zu lesen, wenn er den einfachen Praktiker ausgezogen hat und philosophisch und gelehrt wird; man studire Eller's, Baldinger's und anderer Koryphäen Werke und halte die einfachen Krankengeschichten der Feldscheerer dagegen — ich glaube,

mancher wird den letzteren den Vorzug geben und finden, dass viele von diesen einfachen Beobachtungen noch heute einen praktischen Werth besitzen.

Den genannten Sammelwerken nahe verwandt ist die „Chirurgische Geschichte" von Leberecht Ehregott Schneider, Wundarzt in Mittweida, die, nur eigene Beobachtungen enthaltend, von 1762 bis 1788 in 12 Bänden erschien. Der Verfasser hatte, nach praktischer und theoretischer Ausbildung, verschiedene Jahre bei der Armee und in Hospitälern, wie auch nunmehr 30 Jahre im Civilstande die praktische Wundarzneikunst ausgeübt.

Von den bekannteren Churbrandenburgischen und Preussischen Kriegschirurgen waren aus dem Feldscheer-Stande hervorgegangen: Purmann, Horch sen., Brandhorst, Holtzendorff, Senff, Pröbisch, S. Schaarschmidt, Pallas, Schmucker, Theden, Henckel, Voitus, Roloff, Mursinna, Goercke und Wiebel — eine stattliche Reihe verdienter Männer, die man um so höher achten muss, je mehr sie sich emporgearbeitet haben, je grösser die Schwierigkeiten waren, die sich dem verachteten Barbiergesellen, der die Lücken seiner Bildung und seiner Kenntnisse mit aller Kraft auszufüllen bestrebt war, entgegenstellten.

Und nun vergleiche man das, was die oben genannten Männer und viele ihrer nicht so bekannt gewordenen Berufsgenossen geleistet haben, nicht mit unserer Zeit — das wäre ungerecht — aber mit der Zeit der Befreiungskriege und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts! Es dauerte doch recht lange, bis die neue Art der Annahme und Ausbildung unserer Feldärzte soweit gewirkt und genutzt hatte, dass sie als solche mit ihren Leistungen wieder so an die Oeffentlichkeit treten konnten, wie es ihre gering geachteten Vorgänger gethan hatten. Wir kehren zu diesen noch einmal zurück, um auch einige der weniger Berühmten, die sich mit dem Dreigestirn Schmucker, Bilguer, Theden nicht messen können, kennen zu lernen.

Mit Schmucker im gleichen Alter (1712 geboren) war Joachim Friedrich Henckel. Bei seinem Vater, der Stadtrichter, Postmeister und Wundarzt in Preuss. Holland war, erhielt er die erste Ausbildung und ging dann nach Königsberg und Danzig und 1731 nach Berlin, wo er im Colleg. med. chir. studirte und in der Charité unter Senff und Eller thätig war. 3 Jahre war er Kompagniefeldscheerer beim Kleist'schen Regiment, bis er von Brandhorst zur Garde versetzt und 2 Jahre später Pensionair wurde. Als solcher reiste er auf Königl. Kosten 1737 über Holland nach Paris,

arbeitete dort hauptsächlich bei le Dran, St. Yves und Ferrein, und wurde bei seiner Rückkehr Regimentsfeldscheerer des Leibregiments. Als solcher behandelte er Friedrich Wilhelm I. in seiner letzten Krankheit und war bei der Einbalsamirung zugegen. Er machte den ersten und zweiten Schlesischen Krieg mit, zuletzt beim Corps der Gensd'armes, wirkte u. a. in den Schlachten bei Striegau (Hohenfriedberg) und Soor und wurde nach dem Frieden Oberwundarzt der Charité und 1771 Professor der Chirurgie. Als solcher hielt er viel besuchte Verbandkurse und chirurgische Vorlesungen, was er, allerdings nicht ohne Anfeindungen, privatim schon zwischen dem 1. und 2. Schlesischen Kriege gethan hatte. 1744 promovirte er in Frankfurt a. O. Im J. 1756 erschien seine, hauptsächlich auf die Bandagenlehre von Bass (Halle)[1]) gegründete „Anweisung zum verbesserten chirurg. Verbande“: 1767 in 2., 1779 in 3. und 1790 (als Abdruck) in 4. Ausgabe. Ausserdem gab Henckel 1747 seine Medicinischen und chirurgischen Anmerkungen heraus, von denen bis 1751 sechs Sammlungen mit Beiträgen verschiedener Aerzte und Feldscheerer erschienen, und die bis 1763 fortgeführt wurden: im J. 1751 die Anmerkungen von widernatürlichen Geburthen zur Verbesserung der Hebammenkunst: 1769 und 1772: Neue medic.-chirurg. Anmerkungen und 1779, kurz vor seinem Tode (1780): Medicinische und chirurgische Beobachtungen und Abhandlungen. Seine „Anmerkungen“ wurden schon im J. 1747 (Berlin) von einem „Liebhaber der Wahrheit“ heftig angegriffen; seine in 3 Bänden 1763, 1770 bis 1776 erschienene Abhandlung von den chirurgischen Operationen wurde von A. G. Richter ungünstig kritisirt, wofür er von Henckel einen groben Brief bekam (G. Fischer, S. 190 u. 236). Inzwischen hatte H. 1759 auch eine Abhandlung von Beinbrüchen und Verrenkungen geschrieben. — 1760 machte er als Erster in Deutschland den Kaiserschnitt in der Linea alba mit Erfolg.

Henckel war Dr. med. et chir., Professor der Chirurgie und Geburtshülfe, 1. Chirurg an der Charité, Arzt („und Operator“ steht unter seinem Bilde) des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Mitglied der

---

[1]) Aus der Bandagenlehre von Bass war die Henckel's hervorgegangen. Diese wurde 1802 von Stark und 1829 von Dieffenbach vermehrt und verbessert herausgegeben: Bass hatte nach Verduc (1703) gearbeitet. Berühmter war s. Z. noch der „Erläuterte Nuck“ von Heinr. Bass, eine Uebersetzung der „Chirurgischen Handgriffe“ des Leydener Professors mit zahlreichen Anmerkungen und einer sehr interessanten Vorrede von Friedrich Hoffmann. (Halle im Magdeburgischen 1728.)

Berliner Akademie der Wissenschaften, der Kaiserl. Leopoldin. Akademie und schon seit 1750 der Pariser Académie de chirurgie. — Seine grosse Instrumentensammlung ging nach seinem Tode in den Besitz des Colleg. med. chir. über; es existirt darüber ein Katalog von A. Schaarschmidt aus dem J. 1750. — Mursinna sagt, seine Zuhörer hätten bei ihm viel gehört, aber wenig gelernt, weil es ihm an der richtigen Urtheilskraft fehlte, das Gute vom Schlechten abzusondern.

Sein litterarischer Gegner A. G. Richter sagte nach Henckel's Tode von ihm: „Er war ein thätiger, geübter und gelehrter praktischer Wundarzt, ein Mann voll Erfahrung, Belesenheit und Eifer für die Wissenschaft, der ungeachtet des Mangels einiger schriftstellerischer Talente sich um die Deutsche Wundarzneikunst sehr verdient gemacht hat.“

Mit welcher Hochachtung Purmann von seinem 20 Jahre älteren Freunde, dem Regimentschirurgen Horch, dem Vater des Christoph Horch, spricht, wie er ihn als den geschickten, erfahrenen Arzt und Chirurgen schildert, dem er manchen guten Rath, manche nützliche Anregung zu verdanken hatte, ist in Purmann's Lebensgeschichte erwähnt. Auch einige Feld- und Berufsgenossen Purmann's, die ihm halfen, so gut er ihnen oft assistirte, wurden dabei genannt. So der Regimentsfeldscheerer Rumphtun, der 1671 eine Exarticulatio cubiti machte, eine Operation, die Ambroise Paré 1536 ausgeführt hatte, die aber später in Misskredit gerieth. Beyer machte, wie bei Bilguer zu finden ist, 1762 eine, wenn auch atypische Handgelenksresection. In seiner Schrift über die Amputationen erzählt Bilguer, dass der „bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinz von Preussen Infanterie stehende geschickte, erfahrene und unermüdete Regimentsfeldscheerer“ Herr Köhler sich wie in anderen Stücken so auch noch besonders darin um die Wundarzney gar sehr verdient gemacht, da er theils hierzu schickliche Sägen (sc. zur Resection) angegeben, theils selbst verfertiget und mit den glücklichsten Erfolgen unter Anderem auch den Gebrauch davon gemacht, dass er mit solchen kleinen Sägen bey verschiedenen Umständen sogar grosse Knochen-Umkreise von der Hirnschale abgesägt. Ueber den erfolgreichen Versuch desselben Chirurgen, durch eine Infusion von Brechweinstein in die Vena basilica einen im Oesophagus festgeklemmten Fleischklumpen nach aussen zu befördern, wurde schon berichtet.

Von dem alten Pröbisch, der (s. o. die Liste bei Brandhorst) als Pensionair-Chirurg, wie Kluge sagt, des schnelleren Avancements wegen, nicht in der Charité angestellt gewesen war, aber den Krankenbesuchen und Operationen beigewohnt hatte, und der als Regiments-

chirurg in Königsberg zuerst in Deutschland die Sectio alta mit bestem Erfolge in mehreren Fällen ausführte[1]), der später zur Garde nach Potsdam und Berlin kam, Leibarzt wurde und unter seinen Berufsgenossen in höchster Achtung stand, war schon mehrfach die Rede. Auch Schmucker und Theden versäumten es in schwierigen Fällen, wie aus zahlreichen Stellen ihrer Schriften hervorgeht, nie, den Rath dieses geschickten und erfahrenen Mannes einzuholen. Mursinna sagt von ihm, dass er sein ganzes Leben der Wissenschaft und der Menschenliebe gewidmet habe und gleich gross als Mensch und als Arzt gewesen sei. Er starb 1787 in hohem Alter, „von allen Edlen geliebt und nach seinem Tode beweint“.

Eine ähnliche Stellung scheint der Regimentsfeldscheerer Carl Philipp Pistor eingenommen zu haben. Er war 1737, als Schmucker nach Paris ging, zur Armee nach Ungarn geschickt, um die dortigen Lazarethe kennen zu lernen und kriegschirurgische Beobachtungen zu machen. Später lieferte er manchen Beitrag zu Bilguer's und Schmucker's Sammelwerken; Bilguer erzählt in der oben erwähnten Schrift (S. 301), der Obristwachtmeister von Rothkirch und der Rittmeister von Krockow, beide durch das Schultergelenk geschossen, seien der erste von „dem geschickten und erfahrenen Manne, meinem gar sehr guten Freund, den Regimentsfeldscheerer Herrn Pistor“, und der andere von Bilguer selbst in elf Monaten geheilt. — Pistor wird in Seyffart's Geschichte des Prinz Friedrich von Braunschweig Infanterie-Regiments, bei dem er stand, als sehr geschickter Chirurg gerühmt. Er starb 82 Jahre alt, im Jahre 1781.

Auch Ollenroth wurde schon als Verfasser einer sehr ideal gehaltenen Schrift für die Unterwundärzte genannt. Dass er auch ein guter Praktiker war, beweisen seine Arbeiten in Schmucker's vermischten chirurgischen Schriften; er gab ein Instrument an zum Ausziehen fremder Körper aus der Speiseröhre, machte die Paracentese der Brust mit Eintreiben warmer Dämpfe, gab bei Nephritis und Cystitis die Mischung von Kalkwasser mit Milch, beobachtete einen Fall von Herzbeutelwunde und einen von zweimaligem Steinschnitt an demselben Patienten.

Der Regimentswundarzt Evers verbesserte die Brasdor'sche

---

[1]) W. H. Pröbisch, Vom Steinschnitt über dem Ossi pubis. Königsberg 1727. — Schaarschmidt theilt im I. Bde. der „Nachrichten“ die schwierige, aber mit gutem Erfolg von Pröbisch ausgeführte Operation eines Anus imperforatus mit. 4 Zoll tief musste incidirt werden; nachher Einlegen eines Bleirohrs.

Binde zum Schlüsselbeinbruch und gab für die Fontanellen eine einfache Methode an (kleines Blasenpflaster und dann die Erbsen, s. Taschenbuch für Deutsche Wundärzte 1783). Ebenda wird die von dem Regimentswundarzt Kühn in Brandenburg erfundene Maschine beschrieben, deren man sich statt eines Pferdes bedienen kann; durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt, ahmte sie die Bewegung des Trabes nach. Sie sollte namentlich bei Hypochondrie und Leibesverstopfung nützlich sein. Also ein wenig schwedische Heilgymnastik von einem Regimentswundarzt des vorigen Jahrhunderts! (Von Tissot's Werk über die medizinisch-chirurgische Gymnastik war 1782 in Leipzig eine Uebersetzung erschienen.)

Der Vorgänger Henckel's in der Charité, Prof. S. Pallas (1694—1770), hatte lange als Regimentswundarzt mit grossem Beifall gedient (Mursinna) und war 1741 Professor und Ober-Wundarzt der Charité (s. u. Seite 256). Er schrieb eine „Anleitung zur praktischen Chirurgie", Berlin und Stralsund 1763, 2. Ausg. 1770; sein Sohn A. F. Pallas, ein Schüler Haller's, gab (Berlin 1764) eine Chirurgie oder Abhandlung von äusserlichen Krankheiten (2. Ausg. 1776) heraus. Von S. Pallas stammt noch aus dem Jahre 1770 (Berlin und Stralsund) eine Praktische Anleitung, die Knochenkrankheiten zu heilen. Sein 2. Sohn, Peter Simon Pallas, trat in russische Dienste und hat als Reisender und Naturforscher Ausgezeichnetes geleistet. Berühmt, und von Nicolai (II, S. 827) unter den Sehenswürdigkeiten Berlins aufgeführt, war seine ausgezeichnete Bibliothek und die vortreffliche Sammlung chirurgischer Instrumente, von den besten Meistern in London, Paris und Berlin. —

Von dem Regimentsfeldscheerer Jasser, der zuerst 1776 in Schmucker's vermischten chirurgischen Schriften (III, S. 113—125) auftritt und 1796 von Balk in seiner oben erwähnten Rechtfertigungsschrift als Generalchirurg in Heilsberg genannt wird — mehr wissen wir von ihm nicht —, stammen zwei wichtige Neuerungen, von denen sich allerdings später herausgestellt hat, dass auch sie schon einmal dagewesen waren. Zu Jasser's Zeit galten sie für neu, so dass man die Behandlung der Krätze mit Schwefel die Jasser'sche Methode und die Anbohrung des Warzenfortsatzes bei Ohrenleiden die Jasser'sche Operation nannte. Jasser hatte bei einem seit langer Zeit an Ohrenfluss und Kopfschmerzen leidenden Soldaten an der schmerzhaften und fluktuirenden Gegend des Warzenfortsatzes eine Incision gemacht und fand an dem Knochen hier eine kleine Fistel. Zu seiner Verwunderung kam hier eingespritzte Flüssig-

keit zur Nase wieder heraus. Diese Kommunikation, von der sich Jasser durch weitere Versuche überzeugte, war schon Valsalva bekannt und die Trepanation des Warzenfortsatzes war schon 1773 von J. L. Petit beschrieben. Beides war aber in Vergessenheit gerathen, und Jasser hat das Verdienst, die oft lebensrettende Operation in Deutschland zuerst gemacht und eingeführt zu haben[1]). — Aehnlich ist es mit seiner Methode, die Krätze zu behandeln. Wir sahen, dass Abraham à Gehema schon mit bestem Erfolge gegen dieses Leiden Schwefelsalben und grüne Seife anwandte. Vielleicht hatte er diese Therapie von Bontekoe, dem brandenburgischen Leibarzt des Grossen Kurfürsten; denn ein anderer Leibarzt, Timaeus a Güldenklee, hatte sie, wie G. Fischer mittheilt, zuerst empfohlen. Die Ansichten Gehema's über die Aetiologie der Krätze (Observ. 6 der 1. Decade) und über die Wirkungsart des Schwefels dabei finden sich in folgenden Sätzen:

Bey der Krätze braucht nicht das gantze Geblüte inficiret sein; auch ein ganz gesunder Mensch kann sie bekommen. Sie entsteht aber darauss, dass ein gewisses Fermentum, oder vielmehr menstruum, in denen unter den poris der Haut sich befindlichen glandulis verborgen lieget, welches die particulas salinas von den anderen particulis präcipitiret und kann dieses leichtlich aus dem Geschmack der auss diesen kleinen Blätterlein fliessenden Feuchtigkeit verspüret werden. Derowegen darf man nur dieses fremde Salz aus den Poris vertreiben. Helmontius erzählet, wie er einsmahls mit der Krätze sei behafftet gewesen, hätten 2 Medici ihn mit Aderlässen und Purgiren vergeblich misshandelt. — Nun möchte jemand fragen, warumb man bey diesem affectu gemeiniglich sich des Schwefels bediene. (Folgt eine Erklärung aus dem Acido et Alcali; der Mercurius, und insonderheit der weisse Präcipitat, mit Fett vermischt heilen ebenfalls die Krätze.) — Ein Zeitgenosse Gehema's und gleich ihm Anhänger von Descartes, Sylvius und Bontekoe, Herr Heydentryck Overkamp nennt in seinem „Neuen Gebäude der Chirurgie" (Uebers. Zeitz 1689) als Ursache der Krätze ein subtiles acidum, das sich wahrscheinlich auch nach übermässigem Genuss unreifen Obstes bildet. Auch er empfiehlt den Schwefel in verschiedenen Zusammensetzungen.

Damals (1686) wurde also der Schwefel „gemeiniglich" bei der Krätze gebraucht; es ist ganz unverständlich, dass diese Anwendung wieder vollkommen vergessen wurde, bis 1778 während der Campagne ein preussischer Regimentschirurg in heller Verzweiflung darüber, dass er schon 260 Krätzkranke beim Regiment hatte, dass täglich neue zukamen und er immer noch keine Geheilten zurückschicken konnte, seiner Wirthinn, der Wittwe eines Adeptus, die zuweilen des Abends

---

[1]) J. sagt selbst: „Vielleicht ist der Vorfall, den ich hier beschrieben habe, keine neue Entdeckung, ob er gleich für mich ganz neu ist. Ich gestehe, dass ich Vieles nicht gelesen, was die älteren Wundärzte geschrieben haben."

zu ihm kam, die Ursache seines Kummers nannte. Diese Wittwe hatte noch das Rezept der Salbe, mit der ihr seliger Adeptus manchen Krätzkranken geheilt hatte, die venerische Krätze ausgenomen, welche mit dem Mercurio behandelt werden müsse. Die Salbe wurde freilich nur in die hohle Hand eingerieben, Morgens und Abends eine Haselnuss gross; die Kranken werden wohl selbst durch Kratzen und Reiben für die weitere Verbreitung über den Körper gesorgt haben. Jedenfalls konnte Jasser in kurzer Zeit seine Soldaten gesund wieder zum Dienst schicken. Schmucker nennt die Einreibung mit Schwefelsalbe in der Besprechung des Jasser'schen Artikels die gewöhnliche Kur der Bauern auf dem Lande, die auch er schon lange angewendet habe; er und sein Freund und Kollege Theden zögen jetzt die einfachere Methode Jasser's vor. Theden giebt auch in seinem „Unterricht" (II, S. 226 und am Schluss) eine Vorschrift für dieses Unguentum contra Scabiem. — Ein Bauer und seine Frau, die ihr 5jähriges Kind wegen Krätze so energisch mit Schwefel traktirt hatten, dass es nach einer Stunde starb, wurden zu 14tägigem Gefängniss verurtheilt. (Baldinger's Neues Magazin, Bd. XIV, 2. Stück, S. 119; ebenda, Bd. VI, werden von Dr. Waitz, Physikus in Hersfeld, und von Bergrath Bucholz in Weimar sehr gute Erfolge mit der Jasser'schen Salbe mitgetheilt.)

Wenn Schmucker und Theden diese Behandlungsart wirklich schon lange geübt und von ihren Untergebenen hätten üben lassen, dann wäre es undenkbar, dass die Krätze in der Armee, z. B. im siebenjährigen Kriege, diese unheimliche Ausdehnung hätte gewinnen können. Sie war so verbreitet, dass Baldinger eine direkte Ansteckung, die er sonst zugiebt, für alle Fälle nicht annehmen zu können glaubt. Es kam ja fast Niemand aus dem Lazareth, der nicht seine Krätze erlitten hatte! Ja, es blieb fast Niemand bei der Armee von ihr verschont, er sei Offizier, Arzt oder Wundarzt!

Und nun lese man Baldinger's eigene Krankengeschichte; wie dieser gelehrte und vielgeübte Medicus 1762 die Krätze bekam und zeitweise unter furchtbaren Qualen, mit Borken und Geschwüren bedeckt, sich ein volles Jahr hinschleppte, bis er endlich geheilt war! Er war dabei auf seine Kur, die in Seifenbädern, Ungt. alb. cum Camphora, Chinarinde auf die Geschwüre bestand, noch stolz; man hatte ihm (nach Ludolf) zu Quecksilber und Antimon gerathen, er nahm es aber nicht und sagte: „Ich habe meinen Feind auch ohne diese Arzneien besiegt." Die Krätze muss auch kurz nach dem siebenjährigen Kriege noch sehr häufig gewesen sein: Frowein schrieb (Duisburg 1764) darüber: De scabie post superatum bellum epidemica.

Einer einfachen und verständigen Auffassung der Krankheit waren die verschrobenen Ansichten der Medizin im Wege; eine „verborgene Krätze“ konnte alles Mögliche verursachen; z. B. Stupor und Melancholie. Darauf hin hatte der berühmte Muzell, Leibarzt und erster Arzt an der Charité im Jahre 1754 bei diesen Krankheiten die Krätze eingeimpft und die gewünschten Erfolge damit erreicht. Sehr gefährlich konnte auch ein „Zurücktreten“ der Krätze werden; man suchte sie auf alle mögliche Weise, z. B. durch Electricität (!) wieder hervorzurufen; sie gehöre zu den Krankheiten, die nicht durch kräftige Mittel geheilt werden dürften (Raymond, Avignon, 1757).

Baldinger selbst tadelt Pringle, weil dieser bei der Krätze die Ansteckung durch Effluvia, wie bei den bösartigen Fiebern, nicht zugeben will, sondern nur die durch Berührung. Vielleicht wäre man leichter zu einer richtigen Auffassung und Behandlung gekommen, wenn man die Mittheilungen von Bonomo und Cestoni (1683), (s. G. Fischer, p. 381, auch Behrend in Eulenburg's Real-Encycl.) und Leeuwenhoeck richtig gewürdigt hätte. Aber, wie stand es damit? Baldinger meint, die Leeuwenhoeck'schen Hautfresser könnten unmöglich alle die verschiedenen Formen der Krätze — B. führt nach einer Wiener Dissertation vom Jahre 1760 deren einige 20 auf — hervorbringen, und desshalb sei es durchaus falsch, die Krätze nur mit Schmiersalbe heilen zu wollen. Pringle hatte diese Ansicht und ebenso Brocklesby (Beob. über Feldkrankh. p. 191) und Linnaeus (Dissertat. Upsala, 1771; er empfiehlt Solanum Dulcamara dagegen). Auch in den Würzburger Annalen, Jahrg. II. p. 136 sagt Thomann von ihr, esse morbum localem, und behandelt mit Seife und Hydrarg. praecip. album. Für die örtliche Behandlung treten noch ein: Hildebrandt, Göttingen 1796, Dissert. de methodo scabiei vera medendi und Schack in Mursinna's Journal für Chirurgie, II., während Vogel in Göttingen, allerdings noch 1765 Dubia quaedam contra acrium linimentorum sulfureorum in scabie usum veröffentlicht hatte.

Die früheren Notizen über die Krätzmilben sind unsicher; so die von Avenzoar, ferner die der heiligen Hildegard im 12. Jahrhundert, die sie „Suren“ nannte, wovon der Ausdruck „Säuren graben“, d. h. Milben mit der Nadel entfernen, stammen soll. Das wurde auch von A. Paré beschrieben, der die Behandlung mit Salben und Dekokten empfahl. — In Deutschland lieferte Ettmüller die ersten Abbildungen. Später und noch im Anfang dieses Jahrhunderts galt eine Auffindung der Milben für ein ganz besonderes Kunststück (Behrend, l. c.).

Theden sagt in seinem „Unterricht" nur, dass man die Krankheit entweder durch Ansteckung oder durch unreine Säfte, auch durch verdorbene Nahrungsmittel bekomme; viele seien der Meinung, dass sie von Würmern entstehe, welche die Haut zerfressen. Die Soldaten mussten wöchentlich 2 Mal baden; ausserdem bekamen die Krätzigen Seife zum Waschen ausgeliefert (Baldinger) und nahmen innerlich Hydrargyrum und Spiessglanzarzneien, auch ein Pulvis antiscorbuticus Cothenii.

Schmucker giebt zu, dass die Geschwüre bei der Krätze, wie Leeuwenhoeck gezeigt habe, voll von kleinen Thiergens seien, aber sie entständen erst secundär, ähnlich wie die Maden in unreinen Wunden.

Obgleich dann 1786 Wichmann in Hannover die Krätzmilbe mit Sicherheit als Ursache des Leidens von Neuem nachgewiesen hatte (vergl. auch Bücking's Sendschreiben an ihn über die Aetiologie der Krätze, Stendal, 1791), meinte doch der Geheimrath Fritze in den Annalen des klinischen Institutes (1791, p. 69), die Krätze sei immer früher da, als diese Thierchen, denen sie einen bequemen Aufenthalt darbietet. Man brauche gar nicht erst zu diesen kleinen Ungeheuern seine Zuflucht zu nehmen, um sich die Aetiologie der Krätze zu erleichtern (!).

Ganz ähnlich urtheilt E. Horn in seinem 1806 erschienenen Handbuch der medicinischen Chirurgie.

Ja 1834 meinte Blasius noch, die Milbe sei das Produkt, nicht die Ursache der Krankheit.

Kurz darauf (1844) giebt C. Haasis in seiner Dissertation unter dem Präsidium von W. von Rapp eine genaue Beschreibung der Krätzmilbe und ihrer Wirksamkeit.

Wir haben uns bei der Krätze und ihrer, durch Jasser wenigstens wieder in Fluss gebrachten, örtlichen Behandlung etwas lange aufgehalten. Es giebt aber kaum ein besseres Beispiel für den lähmenden Einfluss, den der philosophische Systemzopf der Medizin auf die Entwicklung einer vernünftigen Anschauung über das Wesen einer Krankheit und ihrer einfachsten Heilung ausgeübt hat, als die Schicksale der Krätzmilbe und ihrer Bekämpfung. Der durch reiche Erfahrungen geschärfte und durch Systeme weniger irregeleitete Blick einiger Preussischen Feldchirurgen entdeckte nicht nur die Wirkungen örtlicher Mittel, sondern auch die Ursache dieser Wirkung. Schmucker sagt, dass er mit der Schwefelsalbe Pringle's alle krätzigen Theile habe einschmieren und einreiben lassen, indem die darinn sich aufhaltende Thiergens durch die Salbe in den offnen

Pusteln getödtet werden, weil sie das Fett und Schwefel nicht vertragen können.

Von den übrigen bei Schmucker mitgetheilten Beobachtungen Jasser's nennen wir noch die einer mehrfachen Bauchverletzung bei einem Selbstmörder: Ein faustgrosses Stück Leber und ein Theil des Netzes war vorgefallen, Beides wurde nach ca. 18 Stunden, eher kam der Kranke nicht in Behandlung, abgebunden und abgeschnitten. Der Kranke genas, und als er seinen Helfer nach 2 Jahren wiedersah, rief er ihm in springendem Gange zu, er möge ihm sein Stück Leber wiedergeben, welches er sich im Nachtquartier braten wollte. Es war nicht die geringste Anlage einer Hernia ventralis zu entdecken. — Auch eine geheilte Schnittwunde des Larynx und Pharynx durch das Ligam. thyreohyoideum ist bemerkenswerth; Schmucker macht im Anschluss daran auf den Werth der Nährklystiere aufmerksam.

Ein Mann, der sich, wie wenige seiner Berufsgenossen, durch Energie und unermüdlichen Fleiss emporgearbeitet, der schon früh die Anerkennung des Göttinger Schiedsrichters A. G. Richter erworben hatte, aber im kräftigen Mannesalter starb, ehe er seine Fähigkeiten und Kenntnisse an grösseren Aufgaben zeigen konnte, war J. C. F. Voitus, Professor der Chirurgie bey dem Königlichen Collegio medico-chirurgico; Oberwundarzt in dem öffentlichen Krankenhause der Charité (in beidem Nachfolger von Henckel) und Regimentswundarzt bey dem Regiment von Woldeck, seit 1786 auch 3. Generalchirurgus der Armee. Trotz der Kürze seiner Wirkungszeit hatte er sich allgemeiner Achtung zu erfreuen und wurde an Pflichttreue, Arbeitskraft und idealer Auffassung seines Berufes von seinen Zeitgenossen geradezu als Muster hingestellt.

Voitus hat nicht viel geschrieben; „bis jetzt hielt ich mein Wissen noch nicht so hoch, meine Erfahrungen, die doch wohl schon zwanzig Jahre dauern, noch nicht unentbehrlich", schreibt er 1779, als er, 38 Jahre alt, als Lehrer an das Collegium med. chir., dem er seine Ausbildung verdankte, berufen wurde. Die Rede über die Geistesfähigkeiten, Kenntnisse und Eigenschaften eines guten Wundarztes, die er bei Gelegenheit seiner Einführung in dieses Amt durch Cothenius und Schmucker hielt, und eine zweite Ansprache, mit der er 1 Jahr später seine Vorlesungen eröffnete, über die sittlichen Eigenschaften des Wundarztes, das ist Alles, was er veröffentlicht hat. Diese beiden Reden zeigen ihn als dankbaren Schüler und als eifrigen Lehrer, der sich hohe, ideale Ziele gesteckt hatte. In der



Voitus.

Furcht, diese Ziele nicht erreichen zu können, hatte er sogar geschwankt, ob er den ehrenvollen Ruf annehmen sollte, und nur das dringendste Zureden seiner Freunde konnte ihn dazu bewegen. Dann hat er sein Lehramt aber zum Nutzen seiner Schüler und zur Ehre der Chirurgie mit dem grössten und leider seiner Gesundheit nachtheiligen Eifer fortgesetzt (Selle). Er hatte, wie schon erwähnt wurde, eine originelle Orthographie; „Leren und ermanen, mer kan ich nicht“ mag als weiteres Beispiel dafür dienen. Für eine höhere Werthschätzung der Chirurgie und ihrer Vertreter bei besserer Ausbildung der letzteren trat er mit grosser Wärme ein: Niemand kann etwas Gründliches in der Chirurgie leisten, ohne den ganzen Zusammenhang der medizinischen Wissenschaften begriffen zu haben. Freilich, wenn auch der Arzt mehr Chirurgie und der Wundarzt mehr innere Medizin lernen soll, als bisher, so hält V. doch eine vollständige Vereinigung beider Theile der Heilkunst für schwierig, weil ihr Umfang in Rücksicht auf die unendlichen Gattungen von Krankheiten „zu gros für einen Man ist“.[1])

Die praktischen Leistungen Voitus' müssen nach den Aeusserungen seiner Zeitgenossen hervorragend gewesen sein. Wenn irgendwo die berühmtesten Aerzte Berlin's aus jener Zeit genannt werden, fehlt er nicht unter ihnen; so erwähnt ihn Nicolai in seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam (1786); in einer „Characteristik von Berlin, Stimme eines Cosmopoliten in der Wüste“, Berlin, 1785 (von Geiger citirt, I. p. 52), werden als tüchtige Aerzte Schmucker, Cothenius, Voitus, Selle, Theden und Walther genannt. „Die Uebrigen sind Fahrende und Gehende; jene haben viel, diese haben weniger Patienten zur Grube befördert.“

Goercke sagt von ihm (handschriftlich zu seiner Festschrift im Jahre 1817), er sei ihm im Leben als Lehrer und wahrer Freund sehr nützlich gewesen, weshalb ihn G. auch „bis zum letzten Tage — nicht vom Sterbebette verlassen habe“. In derselben Weise lobt ihn der bekannte Leibarzt Friedrichs des Grossen, Dr. Selle, der ihm in der Berlinischen Monatsschrift 1787 (drittes Stück, März) einen ehrenden Nachruf widmet, in dem auch genauere Nachrichten über sein Leben enthalten sind.

---

[1]) Interessant ist auch Strodtmann's Aeusserung über diese Frage (l. c. X. Bd.) bei der Lebensbeschreibung Chr. Horch's: „Seitdem man die Medizin und Chirurgie zu verbinden angefangen, ist manche Wunde nicht mehr vor tödlich gehalten worden und Mancher beim Leben geblieben, dem man sonst recht methodisch würde auf den Kirchhof geholfen haben.“

Auch Mursinna, der Nachfolger von V., spricht in seinen oft citirten, geschichtlichen Vorträgen von ihm nur mit der grössten Anerkennung und Hochachtung. Er sei die Zierde der studirenden Jugend und das Orakel seiner Kunstgenossen bis an seinen Tod gewesen, der ein grosser Verlust für die Menschheit und Wissenschaft war.

Voitus war 1741 als Sohn eines Schulrectors zu Genthin geboren und hatte in seinem 8. Jahre schon lateinische und griechische Autoren gelesen. Später wurde er in Berlin Kompagniefeldscheerer und musste mit den grössten Entbehrungen kämpfen, um seine Weiterbildung durchzuführen; zwei Drittheile seines Tractaments verwandte er z. B. auf Erlernung von Sprachen. Durch Dr. Brückmann, der ihn in der Mathematik unterrichtete, und Prof. Wolff, „dessen philosophische und präcise Lehrart gerade den Bedürfnissen seines Geistes entsprach“, wurde er bekannt, und alle Lehrer und Physiker nahmen ihn mit Vergnügen unentgeltlich als Schüler an. Durch Fürsprache Schmucker's wurde er Pensionair und pries sich glücklich, dass die Vorsehung und weise Regenten Anstalten getroffen hatten, die seine Wünsche befriedigen konnten. So oft er einer Vorlesung beigewohnt, wurde sein Eifer, sich zum brauchbaren Gliede des Staates zu bilden, verdoppelt (in der Rede an die jungen Wundärzte). 1773, also im Alter von 32 Jahren, wurde er Regimentsfeldscheerer des Alt-Woldeck'schen Regiments, und 1 Jahr später schickte ihn Friedrich der Grosse auf Muzell's Vorschlag nach Paris, um neue Methoden, besonders zu Operationen der Mastdarmfisteln, zu lernen. Ausserdem benutzte V. seinen Aufenthalt in Paris dazu, sich in der Geburtshülfe weiter auszubilden.

Als Henckel 1779 starb, trat Voitus als Lehrer der Chirurgie und Oberwundarzt der Charité an seine Stelle. Er war von Muzell und Schmucker warm empfohlen, wie aus einer bei den Charité-Akten befindlichen Eingabe des Ministers von Zedlitz zu ersehen ist. Es heisst darin, dass die Stelle eines Professors am Colleg. chirurg. und die damit verbundene Stelle des Oberchirurgus der Charité „mit einer Besoldung von nur 260 Rthl.“ vakant sei, und dass Voitus dazu von den beiden Genannten in Vorschlag gebracht werde. Obgleich Friedrich der Grosse an den Rand schrieb: „Ich bin im Felde nicht von ihm zufrieden gewesen; aber der von Steinkeller's Regiment ist guht“, bestätigte er die Wahl schliesslich doch. Voitus betrat den Ort, an dem er selbst nach Verlauf des siebenjährigen Krieges als eifriger, lernbegieriger Schüler zuerst in die Wissenschaft eingeführt war, wieder mit der noch schöneren Aussicht, dem Staate

ähnliche nützliche Glieder bilden zu sollen. Das ist ihm eine hohe Aufgabe, und, wenn man den Worten Selle's glauben darf, hat Voitus sie in schönster Weise gelöst: „lange noch wird sein Andenken die wohlthätigsten Einflüsse auf seine Kunstverwandten haben". Seine Laufbahn war kurz; eine grosse Praxis, täglich 2—3 Stunden Vorlesungen und ein angestrengtes Studium ohne Ruhepause, dazu eine Reihe von Erkrankungen und Unglücksfällen ruinirten seinen robusten Körper, sodass er im Jahre 1787, nachdem er die Würde eines Generalchirurgus kaum 1 Jahr innegehabt hatte, 46 Jahre alt, einem „entzündlich-gallichten Fieber", an dem ihn Selle behandelt hatte, erlag.

Voitus konnte sich mit vollem Rechte seinen Zuhörern als ein vorleuchtendes Beispiel dafür nennen, wie sie sich trotz der Hindernisse, die ihnen im Wege standen, zu einer gründlichen Erkenntniss in ihrer Kunst durcharbeiten sollten, „die ihnen dann um so rühmlicher werden musste, je mer sie ihr eigen Werk war und je weniger ihre äusserlichen Verhältnisse dazu beigetragen".

Von den bekannten Chirurgen im übrigen Deutschland haben nur wenige als Armeewundärzte gewirkt; die Mehrzahl wird bei allem Eifer und trotz der Aussicht in den zahlreichen Feldzügen viel lernen und leisten zu können, durch die traurige Stellung ihrer Militärcollegen abgeschreckt sein. Wir können eigentlich nur zwei namhaft machen, Carl Caspar von Siebold und seinen Schüler Brünninghausen. Der erstere, 1736 in Niedecken geboren, hatte die Schule in Cöln besucht, dann 2 Jahre bei seinem Vater, einem Wundarzte, gelernt und trat 1757 während des siebenjährigen Krieges bei der französischen Armee als Wundarzt ein. Nach 3 Jahren nahm er seinen Abschied und ging nach Würzburg, das er, einen längeren Aufenthalt in Frankreich und England (1763—1766) ausgenommen, nicht wieder verliess. Als Henckel 1779 gestorben war, wurde Siebold an seine Stelle als Professor und Ober-Wundarzt der Charité nach Berlin berufen, nahm aber den Ruf nicht an. Er wurde Leibarzt, Hofrath und Geheimer Rath des Fürstbischofs von Würzburg, entfaltete eine grossartige und vielseitige Thätigkeit, in der er später durch seine Söhne unterstützt wurde. Sein Hauptwerk war das „Chirurgische Tagebuch" (1792); er führte in Deutschland zuerst die Symphyseotomie mit Glück aus. Der Missbrauch des Sondirens frischer Wunden wurde auch von ihm scharf getadelt. Die chirurgische Klinik in Würzburg war von ihm gegründet; man nannte ihn den besten Lehrer der Chirurgie in

Deutschland. Er starb 1807 und hinterliess 4 Söhne, die als Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer Bedeutendes geleistet haben. Sogar ein weibliches Mitglied dieser Familie that sich als Geburtshelferin hervor; sie wurde bei der Geburt der Königin Victoria im Jahre 1819 nach England gerufen.

Der Würzburgische General-Stabschirurg, Professor und Ober-Landeswundarzt Brünninghausen ist bekannt durch seine „Gemeinnützigen Untersuchungen über die Brüche, den Gebrauch der Bruchbänder“ etc. (Würzburg 1811); er empfahl Lederschienen für die Behandlung von Fracturen, eine neue Klumpfussmaschine und einen künstlichen Fuss nach der Amputatio cruris. Er betonte die Wichtigkeit der Elevation vor den Theden'schen Einwicklungen, schrieb über die Behandlung der Schenkelhalsbrüche, insbesondere eine neue Methode, dieselben ohne Hinken zu heilen (Würzburg 1789), über den Bruch des Schlüsselbeines (1791), über die Exstirpation der Balggeschwülste am Halse, nebst einem Anhang über eine verbesserte Geburts-Zange (1805; diese Zange hatte er schon 1802 beschrieben), ferner mit Pickel, der, wie schon erwähnt, auch elastische Katheter fabrizirte, den „Chirurgischen Apparat, oder Verzeichniss einer Sammlung von chirurgischen Apparaten, Instrumenten, Bandagen und Maschinen“ (Erlangen 1801) und in Loder's Journal (Bd. III, 1800) „Etwas über den Verband der Nabelbrüche bei Erwachsenen und Kindern“.

Der Hannoversche General-Stabschirurg E. Wreden gab schon 1722 die Collectanea chirurgica, mit Beiträgen hannoverscher Feldscheerer heraus, von denen besonders durch Georg I. mehrere zur weiteren Ausbildung nach Paris oder London geschickt waren; ausserdem verfasste er einen „Chirurgischen Feldkasten“ (ebenfalls 1722). Der Zellerfelder Bergchirurg Ramdohr, bekannt durch seine Methode der Vereinigung resecirter Darmenden, war ebenfalls Feldscheerer in der hannoverschen Armee gewesen; er und der Regimentschirurgus Ewers in Hannover, der übrigens auch eine Zeit lang in Berlin studirt hatte, waren Mitarbeiter an Schmucker's „Vermischten chirurgischen Schriften“. Später lieferte Göttingen der hannoverschen Armee eine Reihe tüchtiger Wundärzte; der Sohn von A. G. Richter, der in Berlin studirt hatte, machte den Feldzug 1813 mit und war dirigirender Arzt der Lazarethe in Torgau, veröffentlichte auch einen Bericht über seine dortigen Beobachtungen (1814).

Zwei Männer, die allerdings schon vor Gründung der chirurgischen Pepinière als Feldchirurgen sich grosse Verdienste erworben hatten,

deren Hauptthätigkeit aber der darauf folgenden Zeit angehört, Mursinna und Goercke, können auch nur bei einer Darstellung dieser für den Preussischen Staat und alle seine Einrichtungen, auch für die genannte Anstalt oft so verhängnissvollen Zeit genügend gewürdigt werden. —

Den Zustand der medicinischen und chirurgischen Wissenschaft, die Ausbildung, die Leistungen und die Stellung ihrer Vertreter, speciell der Armeeärzte und Feldscheerer im 17. und 18. Jahrhundert durch eine möglichst sorgfältige, überall wo es ging, nach den ersten und ältesten Quellen bearbeitete Sammlung von Lebensbildern dieser Männer anschaulich und ausführlich zu schildern und zwar bis zur Gründung der Pepinière, unsrer heutigen Kaiser Wilhelms Akademie — war die Absicht vorstehender Arbeit. Dabei war eine kurze Darstellung der Zeiten, in denen jene Männer lebten, der Ereignisse, bei denen sie hauptsächlich thätig waren, nicht zu vermeiden. Sehr viele, ja die meisten von ihnen, waren aus dem Feldscheererstande hervorgegangen und verdankten ihre Ausbildung jenen Einrichtungen, die der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. in exercitus populique salutem, civium hospitumque commodum, wie es in der Inscriptio der Anatomiekammer heisst, in's Leben gerufen hatte, besonders dem Colleg. med. chirurg. und dem Charité-Krankenhause. Die Gründung und Wirksamkeit jener ärztlichen, d. h. medizinischen und chirurgischen Unterrichtsbehörde, des Vorgängers der Universität und der militärärztlichen Bildungsanstalten, ist in der Einleitung ausführlich beschrieben; auch von der Charité ist dort und hauptsächlich bei der Lebensbeschreibung Eller's die Rede gewesen.

XIV.

Bei der grossen Wichtigkeit, welche die Charité von Anfang an für die praktische Ausbildung der Aerzte des Heeres gehabt hat und zum Theil auch heute noch hat, würde unsere Arbeit unvollständig sein ohne den Versuch einer

Aktenmässigen Darstellung der Gründung und ersten Entwicklung der Königl. Charité.

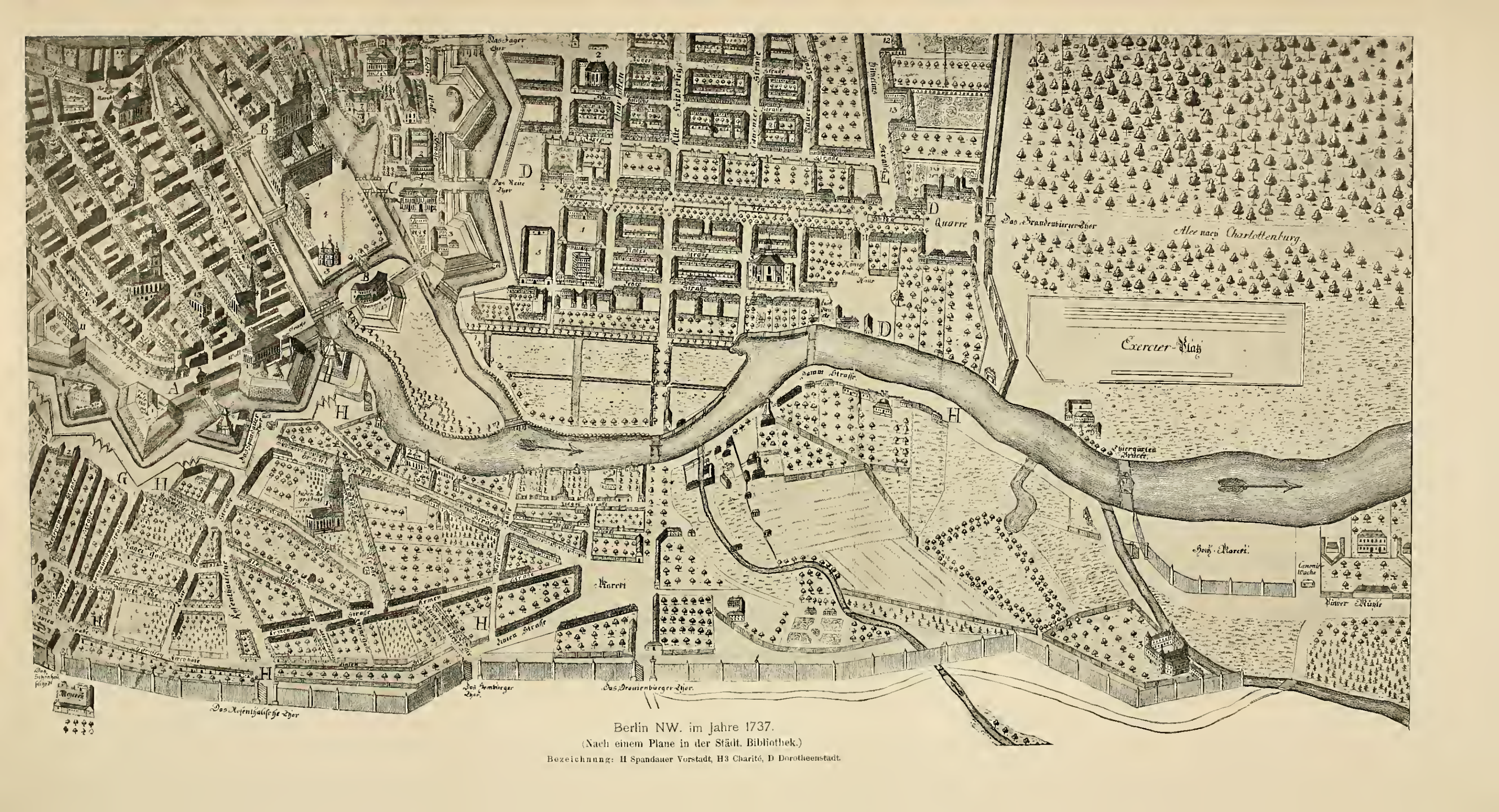
Das alte Berlin war mit Mauern, Thürmen und Wallgräben umgeben, von denen nach N. und NW. das Spandauer, das neue und das Jägerthor auf die Landstrasse mündeten. Nach einer Karte von 1723 lag noch „fern von Berlin“, das auf dieser Seite ungefähr mit der heutigen Schlossbrücke und der Burgstrasse aufhörte, — dann kam die Spandauer Vorstadt — ein kleines Gebäude am Schönhauser Kanal, innerhalb der Oranienburger Landwehr, mit der Bezeichnung: „Spinnhaus“. Rings herum Sand oder Ackerland; das südliche Spreeufer mit den Anfängen der Dorotheenstadt war mit dieser einsamen Gegend nur durch eine kleine „Laufbrücke“ verbunden.

Nach einer Karte von 1737[1]) lag das Spandauer Thor ungefähr in der Gegend des heutigen Stadtbahnhofs Börse, das neue Thor vor der Schlossbrücke (damals „Hundebrücke“), so dass ungefähr von der Königswache ab die Strasse „Unter den Linden“ ausserhalb der Stadtmauer lag; das Jägerthor dort, wo Jäger- und Oberwallstrasse zusammentreffen.

Weit ausserhalb dieser alten Stadtmauer lagen die sogenannten Landwehren, auf dem genannten Plan grosse Bretterzäune bis auf die Gegend des Brandenburger Thores, wo eine einfache Mauer die „Dorotheenstadt“ gegen den Thiergarten abschloss. Dieser Zaun ist auch sehr anschaulich dargestellt und bezeichnet in einem kleinen, ebenfalls der Berliner Städtischen Bibliothek entnommenen Plan, auf dem besonders die Felder ausserhalb der Landwehren nach N. zu bezeichnet und für die Maulbeerplantagen eingetheilt sind. Das „Gerichte“ mit dem Galgen und die Scharfrichterei liegen hier ausserhalb der Hamburger Landwehr. An diesen Aussen- oder Landwehren sind eine Reihe anderer Thore angebracht: das Schönhauser, Rosen-

[1]) Aus der hiesigen Städtischen Bibliothek.


Die Königl. Re
sidenz BERLIN,
wie selbige sich um
das Jahr 1723. praesen
tiret. nachdem von
G. Dusableau gezeichne
ten Plan verfertiget.



Berlin NW. im Jahre 1737.

(Nach einem Plane in der Städt. Bibliothek.)

Bezeichnung: H Spandauer Vorstadt, H3 Charité, D Dorotheenstadt.



thaler, Hamburger, Oranienburger und das Brandenburger Thor — immer nur N. und NW. berücksichtigt.

Von dem Oranienburger Thor zieht sich die Landwehr nach Westen hin, geht über den „Fluss Pankow" (Küster) fort bis an einen Kanal, der kurz vor der Thiergarten-Brücke (jetzigen Unterbaumbrücke) von der Spree ausgeht und, damals schiffbar, nach NW. hinter dem Invalidenhause vorbei nach Schönhausen führte.

In dem Winkel zwischen diesem Kanal und der Oranienburger Landwehr, also von der Stadt Berlin damals wirklich recht weit entfernt, war im Jahre 1710 „vor dem Spandauer Thor", wie Küster sagt, ein sogenanntes Arbeits- oder Spinnhaus errichtet für diejenigen, die „sich durch übles Verhalten eine Züchtigung und mehr Einschränkung zugezogen". Auch ward in eben dieser Gegend wegen der in der Uckermark grassirenden Pest ein grosses Gebäude aufgerichtet; beide sollen nach Küster für die Charité verwendet sein. Das scheint ein Irrthum zu sein. In dem Plane von 1723 steht an dieser einsamen Stelle nur ein Haus, das „Spinnhauss" genannt. Kluge und Marquardt[1]), die genau die Akten des Polizei-Präsidiums und des Armen-Direktoriums wiedergeben, berichten, dass König Friedrich I. im Jahre 1710 wegen der Pest dort auf seine Kosten ein Haus von Fachwerk im Quadrat von 2 Etagen und an allen vier Ecken mit Pavillons (Thürmchen) versehen, anlegen liess. Da aber die Pest nicht nach Berlin kam, so wurde dies Haus zu einem Spinn- und Arbeitshause für starke, gesunde, aufgehobene, müssige Bettler gebraucht, und zugleich auch zu einem Garnisonlazareth destinirt. Die Regimenter benutzten es aber nicht, weil die kranken Soldaten in diesem Hause nicht die entsprechende Pflege und Beköstigung bekommen konnten. Vielleicht hat hierbei auch die weite Entfernung von der Stadt und die Schwierigkeit der Verbindung mitgewirkt. Sehen wir uns die Pläne von 1723, auch noch den von 1737, daraufhin an. Wer aus der Gegend des Molkenmarktes oder der Burgstrasse, den zunächst gelegenen Theilen der Stadt, zur Charité wollte, ging über die Hundebrücke, dann über den Wallgraben (Gegend der Singakademie) durch das Neue Thor die Linden hinunter bis zur Friedrichstrasse (damals „Alten" Friedrichstrasse); hier kam rechts die Mittel- und dann die „Letzte" Strasse (heute Dorotheenstrasse); dahinter war nur noch der Katzensteig[2]) (heute Georgen-

---

[1]) Bruchstücke zu einer Darstellung der Charité, was sie war, wurde und werden sollte, zusammengetragen im Jahre 1829. Manuscript von über 950 Seiten in der Registratur der Charité.

[2]) Aus Alt Berlin von Schwebel. 1891.

strasse). Dann kamen Wiesen und Aecker vor und hinter der Weidendammer Brücke bis zur Oranienburger Landwehr, wo die Ruppiner Strasse (Chausseestrasse) anfing. Auf der ganzen Strecke ist nur hier und da ein einzelnes Haus verzeichnet. Dann ging es an der Innenseite der Landwehr entlang über die Panke bis zur Charité (Kommunikation). Von der Weidendammer Brücke konnte man auch links die „Dammstrasse“ am Spreeufer entlang gehen, bis kurz vor der Thiergartenbrücke sich der Schönhauser Kanal abzweigte, der ja, wie wir sahen, unmittelbar vor der Charité vorbeizog; das ist auch auf dem, dem Eller'schen Berichte beigegebenen Situationsplan sehr deutlich verzeichnet. Dem Hause schräg gegenüber findet sich ein Weinberg und weiterhin, in der Gegend des jetzigen Alexander-Ufers, eine etwas unheimliche Nachbarschaft, Pulvermühlen und Pulvermagazine mit einer Kanonier-Wacht. Nach Küster (IV, S. 316) befand sich 400 Schritte ausserhalb der Oranienburger Landwehr noch lange Zeit die Scharfrichterei (s. o.) und daneben ein Sumpf, das „Luderloch“ genannt.

Aus dén in der Registratur des Königl. Charité-Krankenhauses befindlichen

> „Acta des Königlichen Armen-Directorii, die Stiftung des Maison de Charité an der Oranienburger Landwehre betreffend, XIII No. 1, 1725“,

auf welche auch Preuss verweist, geht hervor, dass der König die zum Garnisonlazareth bestimmten Gebäude nicht ohne Weiteres hergab. Die erste Eingabe des Etatsministers von Katsch, in der er den Vorschlag macht, an Stelle der Almosen den Armen Aufenthalt und Verpflegung in einer Anstalt zu geben und dazu jenes zum Soldatenlazareth destinirte grosse Hospital zu nehmen, ist vom Könige (s. u.) mit der Randbemerkung versehen: „Dieses Hauss hört noch meinem Regiment, soll mit solchen Possen mir nit ärgern.“ Diese Eingabe ist vom 5. September 1725:

Ich bin diesen Nachmittag mit dem Armen Directorio auf hiesigem Rathhause zusammen gewesen, und ist von besserer regulirung des Armen Wesens gesprochen.

ich erinnere mich von geraumer Zeit her, dass Ew. Königl. Mayt. mehr Gefallen gehabt, die Armen zu speisen, als die Almosen an Gelde auszutheilen, weil durch das letztere mehr böses als gutes gestiftet wird, bey der Speisung aber kann man recht vergewissert seyn, dass es solche Leuthe würklich geniessen, welche dessen bedürftig seynd. ich habe es aus der Erfahrung bey der mir Anvertraueten Obsicht des hiesigen Grossen Hospitals, darin jetzt an die 600 Kinder unter halten werden, die nicht so viel kosten als die jährlichen Almosen.

Das Armen Directorium hat es auch begriffen, und ist damit einig, das forthin anstatt das Geld austheilen welches monathlich über 400 Thlr. austräget, ein solches Hospital anzulegen, darin 2 bis 300 Menschen des Tages essen und ihr Lager haben können.

Ew. Königl. Mayt. haben zwardt zu Erbauung dergleichen Hauses auf der Friedrichsstadt Materialien an Holz und Steinen mildtreich geschenket, aber der Bau wird Zeit und Kosten erfordern. Solten Ew. Königl. Mayt. das vormahlige Grosse Hospital an der Oranienburgschen Landtwehr, welches zum Soldaten Lazareth destinirt, doch wie ich höre, von denen Regimentern nicht gebraucht wird, darzu Allergnädigst überlassen wollen, würde das Armen Directorium von stunde an darin zur Speisung und logirung derer Armen Anstalt machen können. Ew. Königl. Mayt. menagirten die auf mehr als 1500 Thlr. accordirte Baumaterialien, und die dazu erforderte Bau-Kosten könnten zu Meubles an Betten, Decken und anderen nöthigen Hauss Geräthen angewendet werden; das Hauss würde in baulichen Würden erhalten, und zu dem Platz auf der Friederichsstadt würden sich schon Käufer finden, die solche zu bauen annehmen.

Vor die Garnison könnten ein paar Stuben zu ihren Kranken vorbehalten bleiben, und diese würden sodann desto besser durch Essen wie sonsten darin verpflegt werden können, als welches bishero die einzige raison gewesen, warumb die Regimenter dieses Lazareths sich nicht bedienen können und wollen.

Wann Ew. Königl. Mayt. solches zu Allergnädigsten Wohlgefallen gereicht, und dass Sie dieses Hauss darzu überlassen wollen, werde ich mit dem Armen Directorio vor die weitere Einrichtung sorgen helfen.

Berlin, den 5. September 1725.

gez. Katsch.

(Randbemerkung.)

Dieses Hauss hört noch meinem Regiment, soll mit solchen Possen mir nit ärgern. Fr. W.

Im September 1726 reichte der Chirurgus Christian Gottfried Habermass seine Vorschläge ein, die darauf hinzielten, ohne grosse Unkosten ein Lazareth zu schaffen, in dem das im Collegio med. chir. theoretisch Gelernte auch praktisch geübt werden könnte, was sonsten mit Grossen Kosten in fremden Ländern geschehen. Er bittet, eine Kommission zu ernennen, für die er den Minister von Katsch, den Geheimrath Piper, Doctor und Professor Ellert und General-Chirurgum Holszendorff vorschlägt. Diese sollten seine Vorschläge examiniren. Am Schluss bittet er, ihm die Einrichtung dieses Werkes anzubefehlen, damit die Professores gar nicht in ihrer eigentlichen Thätigkeit gestört würden. — Der Brief ist folgender:

Dass original habe hier Von an Se. Königl. Majstt. unterthänigst eingesandt, und darauf die Commission an des Herrn von Katschens Excellenz ergangen.

Allerdurchlauchtigster Grossmägtigster König
Aller Gnädigster Herr

Ew. Königl. Majstt haben zur Aufnahme und excolirung der Medizin und hauptsächlich der Chirurgie verschiedene vortreffliche Anstalten gemacht, so dass in ansehung der Collegiorum meines allerunterthänigstens Ermessens nicht leicht etwas zu verbessern seyn dürfte, weilen aber jedoch zur Erreichung Ew. Königl. Majistt. allergnädigsten Intention und zu perfectionirung dieses Werks ein dientliches Lazareth welches der Grund, der Chirurgie volkommen zu erlernen, nöthig seyn dürfte. Ew. Königl. Majestt. auch bereits die dazu erforderte Professores Bestellet, damit alhier dasjenige erlernt werden könne, was sonsten mit Grossen kosten in Fremden Ländern geschehen müsse. So nehmen mit Ew. Königl. Majestt. Allergnädigsten Erlaubniss die allerunterthänigste Freyheit, deroselben vorzutragen wie ich einige practicabeln und so wenig zum nachtheil Ew. Königl. Majestt. Landen und Untertahnen als zu beschwerung dero Cassen abziehlende vorschläge zu thun vermeine, wie nicht allein zu einrichtung und unterhaltung dieses Lazareth Jährlich anfänglich wenigstens 5000 Thlr. (Nuhnmehro trägt der Vorgeschlagene Fonds Jährlich Wohl mehr, alss angegebener massen, noch einmal so Viel) wo nicht noch ein mehreres einkommen, und ins künftige noch einmahl so viel in vorschlag zu Bringen, sondern also auch angeordnet werden könne, dass es mit Gottes Beistandt, und Ew. Königl. Majestt. Allergnädigsten Hülfe in wehnig Jahren den Parisischen wo nicht zuvorthun, doch gleich kommen möge. Und damit Ew. Königl. Majestt. sowohl wegen des Fonds als auch ohn' massgeblich vorzuschlagender Einrichtung Gründliche nachrichten erhalten mögen; Als Bitte allerunterthänigst eine Commission zu verordnen und darzu unter Direction dero Würkl. Geheimbten Etats und Krieges Ministers des von Katsch, als Chefs vom Armen Directorio, dero Geheimbten Rath Piper, weil er vom Erbau und Einrichtung der Hospitäler gute wissenschaft und erfahrung hat, auch dem Doctor und Professor Ellert und General Chirurgum Holszendorff zu ernennen und ihnen aufzugeben, dass sie meine allerunterthänigste vorschläge hören, alles wohl exameniren und so dann allen Pflichtmässigen Bericht abstatten sollen, ich zweifele in allerunterthänigkeit nicht, Ew. Königl. Majestt. werden wann meine vorschläge gegründet gefunden werden, in allerhöchsten Gnaden geruhen, mir weiter die einrichtung dieses Werks an zu Befehlen, weilensolches die zu denen Operationen Bestellte Professores nur distrahiren dürfte und selbige so zu Besagten operationen womit mich gar nicht Mehliren werde, soviel mehr sich appliciren könten. Ich Ersterbe mit allerunterthänigster Treue und Devotion.

Berlin, im September 1726.

Allerdurchlauchtigster Grossmächtigster König
Allergnädigster HErr
Ew. Königl. Majstt.
Allerunterthänigster
Christian Gottfried Habermass,
Chirurgus.

Von diesen Vorschlägen und von der Kommission verlautet dann Nichts mehr: wir wissen aus den Akten nur, dass ein reger Briefwechsel zwischen dem Minister v. Katsch in Berlin und dem Generalchirurgus Holtzendorff in Potsdam bestand, und dass dieser dem Könige alle das Lazareth betreffenden Eingaben vortrug — auch dazu die geeigneten Stunden abwartete und dann gewöhnlich eine zustimmende Antwort nach Berlin gelangen lassen konnte. Schon am 18. November 1726, also recht früh, wenn es auf die Arbeit der Kommission hin geschehen ist, erliess Friedrich Wilhelm I. die bekannte Kabinetsordre, von der sich in den Akten eine Copia befindet:

Copia.

Nachdem S. K. M. in Preussen U. A. G. H. in Gnaden erlaubet, dass in dem Garnisons Lazareth vor dem Spandauer Thor vor Berlin auch ein Bürger-Lazareth angeleget werden soll, jedoch dass ein Theil von gedachtem Lazareth Vor die Garnison ledig bleibe alss dass Sie solches dero Würkl. Geh. Etats-Ministre von Katsch, umb sich darnach zu achten und das gehörige zu Veranstalten hierdurch in Gnaden richten.

Es sollen auch die Kranken darin sowohl Soldaten als Bürger von dem Dr. Eller und Rgts. Feldscherer Senff tractirt werden und soll jederzeit ein Feldscherer von denen 8 Königl. Chirurgis-Pensionairs darin Beständig wohnen und Monatlich nebst frey Essen und Quartier 8 Rthlr. Tractament geniessen.

Potsdam, den 18. November 1726.

Ordre. Fr. Wilhelm.

An den von Katsch.

Das Haus wurde für den von Katsch bezeichneten Zweck und zugleich zu einem Lazareth bestimmt; die Krankenbehandlung zwei Professoren des Colleg. med. chirurg. übertragen, unter denen „einer von den 8 Pensionair-Chirurgis“ im Hause selbst wirkte.

Das Armendirectorium trat nun zusammen, ernannte Habermass zum Oeconomen, beschloss die Eröffnung des Hospitals zum 1. Januar 1727 und traf Bestimmungen für die „Seelensorge“ der darin Aufgenommenen:

Extractus

Protocolli sessionis in pleno vom 4. Dezember 1726.

Das Königl. Rescript vom 18. November 1726 ist im Armen-Directorio verlesen kraft dessen Seine Königl. Majestaet allergnädigst resolviret: Das vormahlige Garnison Lazareth vor dem Spandauer Thor nunmehr zu einem gemeinsamen Lazareth sowohl vor Soldaten als bürgerschaft zu declariren, daher deliberiret worden, wie nun dessen Einrichtung nützlich und fruchtbarlich zu machen sey. Weil

es nun hauptsächlich und zuvorderst auf einen guten Oeconomen ankommen wird, darzu sich ein gewesener Chirurgus und Bürger dieser Stadt Nahmens Habermass angegeben und sich zugleich zu nützlichen Vorschlägen offeriret; so ist man darüber einig worden, dass einige aus dem Armen Directorio Deputirte nebst Herrn Geheimen Rath Pipern mit dem Chirurgo Habermass die Einrichtung wegen der Oeconomie machen sollen, so dass der Anfang den 1. Januar 1727 damit gemacht werden könnte.

Wenn dieses geschehen, wird eine Absonderung der Armen gemacht, welche dahin gebracht und gespeist werden sollen. Die nicht herein wollen, denen werden ihre Allmosen eingezogen, mit der Bedeutung, falls sie betteln gehen und darauf betroffen würden, sollten sie ins Spandowsche Spinnhaus gebracht werden. Die Betten haben, müssen sie mit herein bringen, für die anderen werden welche angeschafft.

Künftig soll auch in dem Lazareth Gelegenheit vor kleine Kinder und ihre Warts-Frauen gemacht werden, dass sie darin wohnen und gespeiset werden können. Für die Seelensorge der darin befindlichen Armen, wird ein Studiosus Theolog. angenommen, der im Hause wohnen und mit dem Oeconom speisen soll, und dabey versprechen wenn er 2 oder 3 Jahre darin gewesen er Beförderung zu einer guten Pfarre zu gewarten habe.

Die Mittel zur Unterhaltung werden aus der Armen Casse genommen.

Eine Art Vernehmung des Bürgers und Chirurgus Habermass, die sich auch in den Acten befindet, ist insofern interessant, als die Vorschläge des letzteren sich nur auf Verwaltung und Oeconomie, nicht auf die innere Einrichtung oder gar auf den Lehr- und Lernzweck des Hospitals beziehen.

Actum den 7. Dezember 1726.

Es erschien auf erfordern, der Chirurgus Christian Gottfried Habermass, und Vernommen, was Er für Vorschläge thun wolle, wie das Werk wegen des Lazareths einzurichten. Ille: Er Könne nicht eher Vorschläge thun, bis man ihm sage, wie es einzurichten, und wieviel Leute ihm hinein zugeben. Das erste würde seyn, dass die Reparation des Hauses geschehe, und solchem nach die Bettenvorräthe auch nöthiges Küchen- und andere Geräthe angeschaft würde, hernach wolte Er nach der Zahl der Personen, so man dahin thun würde, auch wegen anzuschaffenden Vorraths näher sich erklähren. Es müsste auch erst ausgemacht werden, wie es einzurichten, ob es als ein Hospital oder als ein Lazareth einzurichten, denn die Verpflegung müsste für die Hospitalirer anders, als für Kranke eingerichtet werden, es wolten auch die bey dem Lazareth für die Kranken ganz anders allemahl disponiren, als man sonst thun Könte. Er vermeint wegen Verschiedenen Verbesserungen fürzuschlagen, welches sich bey der Einrichtung des Werks näher finden wird, da an sich

selbst solches wohl practicabel. Besonders erinnert Er, dass wie an andern Orten in den Wirthshäusern, auch Barbierstuben, Armenbüchsen angehangen werden Könten, worin die Frembden, bloss nach belieben, etwas oder auch nichts geben Könten, welches doch wie andere Orten, also auch hier etwas beytragen dürfte. Bei Künftigen fortgang der Sache würde Er zeigen, dass Er der Sache nützlich seyn wolle.

Es ist ihm aufgegeben ein Ueberschlag zu machen, was Er zu 100 Personen nöthig wär sobald möglich, auch darunter auf 50 Kranke.

gez. Schlüter.

Sehr bald zeigen sich in den Akten auch die 4 unter dem Pensionair-Chirurgus stehenden, zur praktischen Ausbildung der Charité überwiesenen „Feldscheergesellen".

Es muss deshalb vorläufig zweifelhaft bleiben, ob die Einrichtung der Charité als Unterrichtsanstalt auf die Vorschläge von Habermass zurückzuführen ist — der in den Akten befindliche Brief allein kann das nicht beweisen — oder ob es, wie Eller behauptet, ein Verdienst des Generalchirurgus Holtzendorff war. Vielleicht war auch der Etats-Minister von Katsch dabei betheiligt. Eller hatte die Gründung der Charité selbst erlebt, war lange Jahre dirigirender Arzt der inneren Abtheilung: wir dürfen deshalb seinen Mittheilungen über ihre Entstehung und erste Einrichtung wohl unbedingt Glauben schenken. Dann drängt sich aber dieser Widerspruch zwischen ihm und der grossen Mehrzahl derjenigen auf, die später über denselben Gegenstand geschrieben haben. Eller sagt (S. 13): „die Inspection bekam Herr Christian Gottfried Habermass, Chirurgus aus dem hiesigen Amte der Chirurgorum, welchem ausser der Aufsicht überhaupt zu Erhaltung benöthigter Ordnung im Hause, auch die Speisung aller hierselbst aufgenommenen Armen und Kranken anbefohlen wurde, und hat derselbe bis hierher mit rühmlichem Fleisse fortgefahren, die gemachten Veranstaltungen nicht allein zu unterhalten, sondern auch in vielen Stücken zu erleichtern". — Dass Habermass später zu grossem Einfluss gelangte, dass sein Sohn und Nachfolger, der Kammerrath H. 1778 die Wahl eines dirigirenden Arztes nach seinem Wunsche durchzusetzten wusste, ist wohl möglich.

Eller, der Miterlebtes schildert, und der auch die Art der Commandirung, die Thätigkeit, die Pflichten der der Charité überwiesenen „in Königl. Pension stehenden Chirurgi" genau beschreibt, sagt an mehreren Stellen ausdrücklich, dass Gründung, Einrichtung dieses Krankenhauses und seine Beziehungen zur Armee „die Früchte einer reiffen Ueberlegung" Holtzendorff's gewesen sind. Nicolai, der in seiner Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam (1786, Bd. II, S. 631) das Verdienst von Haber-

mass zuerst erwähnt, giebt keine Quelle dafür an. Er war überhaupt über diese Dinge nicht gut unterrichtet; nach ihm hatten zuerst Eller und Senff und später Holtzendorff die Besorgung der Kranken (bei Pagel wiederholt). Ob er Eller's Werk von 1730 benutzt hat, ist unsicher; er erwähnt nur eine Schrift Eller's von 1740 unter dem Titel: „Anmerkungen von Krankheiten und Operationen im Lazarethe der Charité"[1]). Nach Nicolai bringt die Notiz über Habermass auch Formey in dem Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin (1796), Preuss in der Geschichte des Friedrich Wilhelms-Institutes (1819; er giebt die Akten des Armendirectoriums als Quelle an), die oben erwähnte Arbeit von Kluge und Marquardt von 1828, auf der eine spätere Mittheilung von Esse im 1. Bande der Annalen des Charité-Krankenhauses zu Berlin (1850) beruht, ferner H. Wollheim in seinem „Versuch einer medicinischen Topographie und Statistik von Berlin" (1844) und die von Guttstadt verfasste Festschrift zur 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, Berlin 1886; die Darstellung der Charité folgt darin genau der Esseschen Mittheilung. — Küster, der in seinem „Alten und neuen Berlin", Bd. III, S. 90, eine ausführliche Beschreibung der Charité-Einrichtungen giebt (1756), erwähnt Nichts davon, berichtet aber, wie Eller, dass der Königl. Leib- und General-Chirurgus D. Holtzendorff die besondere Aufsicht gehabt, dieses ganze Werk der Charité zuerst angegeben, auch den Plan des von dem hochseligen König bestätigten Collegii Medico-Chirurgici formirt habe. — Nach Küster (IV, S. 219) wurde übrigens im Jahre 1726 der Amtschirurg Christian Gottfried Habermass auch als „Pestchirurg" vereidigt.

Schon im December 1726 ermahnte der Minister den künftigen Inspector zur Eile, damit ja Alles am 1. Januar 1727 zur Aufnahme der Kranken und Pfleglinge, die aus den anderen Hospitälern der Charité zugewiesen werden sollten, fertig sei:

Dem Chirurgo Habermass wird hierdurch, als Künftig Inspector des neuen Hospitals und Lazareths anbefohlen, ohne den geringsten Zeit-Verlust zu sorgen, dass die nöthige reparationes in Besagten Hospital absonderlich in den Stuben so zuerst bewohnt werden sollen, Vorgenommen die erforderten Bett-Stellen, Pritschen, Tische und

---

[1]) Diese Schrift Eller's, die auch bei Richthofen (I, S. 16), ferner im Allgem. Bücher-Lexikon von Heinsius, in einem Katalog von Haude und Spener von 1753, in Meusel's Lexikon der 1750—1800 gestorbenen Schriftsteller erwähnt wird, scheint verschwunden zu sein. Es giebt, glaube ich, keine grössere Bibliothek in ganz Deutschland, bei der ich nicht angefragt hätte. Der Bericht von 1730 war sehr häufig vertreten, dieser von 1740 nirgends (s. o.).

Schemel Verfertigt, auch alles was gleich Anfangs bey Einrichtung dieses Hospitals und Lazareths unumbgänglich Vorhanden seyn muss, angeschaft werden möge, allermassen d. 1. Jan. Künftigen Jahres ohnfehlbar die armen aus den andern Hospitälern in das neue gebracht werden sollen. Der Künftige Hauss-Vater Müller soll ihm hierbey Hülfreiche Hand leisten, und Kann Er ihm solches anzeigen auch eine bequehme Stube zur Wohnung anweisen, damit alles desto schleuniger zum Stande gebracht werde. Wie Er dann auch selbst die vor den Inspector aptirte Wohnung einnehmen Kann, auf dass Er soviel öffter draussen sey, und das nöthige besorgen Kann.

Berlin, d. 10. Dez. 1726.

Das scheint nicht ganz glatt gegangen zu sein; in den Akten befindet sich der Entwurf eines Briefes von Habermass an den Minister, in dem er sich darüber beklagt, dass die Armendirection ihm kein Geld vorschiessen wolle, weil sie über die Vorräthe pro December (1726) schon verfügt habe. Dass das neue Lazareth im früheren „Sbinnhause", wie es Habermass hier nennt, in der ersten Zeit — wie zuweilen auch später — in Geldverlegenheit gerieth, beweisen ausser diesen Akten auch mehrere Aeusserungen Eller's in seinem Berichte von 1730. Auch die beiden folgenden Eingaben an den König deuten darauf hin:

1. Ew. Königl. Majest. haben allergnädigst befohlen, dass das neue Hospital und Lazareth vorm Spandoschen Thore, sobaldt möglich eingerichtet werden solle; weil nun zu Unterhaltung der dahin zu bringenden Leuthe es an Brot-Korn fehlet, der hiesige Majistrat aber auf dem Stadt-Magazin etliche hundert Wispel Roggen vorräthig hat, welches ohne dem durch den Wurmfrass abgang leidet, wenn es nicht verbraucht und dagegen anders angeschafft wird; So stelle Ew. Königl. Majest. allerunterthänigst anheim, ob deroselben allergnädigst gefällig zu verordnen, dass der Commendant und Magistrat von solchem Vorrath biss zwanzig Wispel Vorschiessen solle, welche künftigen Herbst durch frisch Getreide von der Armen-Casse ersetzt werden können.

Berlin, den 17. Dez. 1726.

(Randbemerkung)

Ist vor baare Bezahlung.

F. W.

2. Ew. Kgl. Maj. haben mir allergnädigst zugegeben, dass zu Einrichtung des vor dem Spandoschen Thor belegenen neuen Lazareths und Armenhauses schon vor einiger Zeit 500 Thlr. bezahlt worden, und bei dem Oberst-Lieutenant von Derschau Vorräthig läg. Ob nun diese 500 Thlr. zu Anschaffung der nöthigen Betten und anderen Nothwendigkeit in besagtem Lazareth hergegeben werden sollen, beruht auf E. K. M. allergnädigsten resolution.

d. 30. Jan. 1727.

Die Akten enthalten dann Einiges aus dem Briefwechsel zwischen dem Minister Katsch und Holtzendorff, aus dem hervorgeht, wie eifrig der letztere für die neue Anstalt wirkte, und wie wohlwollend seine Berichte und Vorschläge von dem Könige angenommen wurden.

Der erste lange Brief von Katsch an Holtzendorff ist als eigenhändiges Concept den Akten beigefügt; die Handschrift ist aber absolut nicht zu entziffern; man kann nur erkennen, dass er vom 2. Februar 1727 stammt. Von Holtzendorff sind folgende zwei Briefe vorhanden:

Hoch Wohl Gebohrener Herr,
Hoch Gebiethender Herr Geheimbtr Etaats Ministre,

Euer Excellence berichte hiermit gehorsahmst, wie dass ich dero Brief, welchen Sie höchstbeliebigst an mich gelangen lassen, Ihro Majestät vorgelesen; so gewiss ein sehr Gnädiges Vergnügen über das aufnehmen des Neuen Lazareths oder Charité, bezeigt, auch dabey sagt; Wenn der H. v. Katsch lebendig bleibt, so wirdt er gewiss ein schön Lazareth aufrichten. Ich will meines theils Ihm auch möglichst in seinem Christlichen Dessein secundiren. Ja ich Kann wohl mit Wahrheit sagen, dass Ihro Majestät recht touchiert über das Gebeth undt Glückwündtsche so die Leuthe für Ihro Majestät thun.

Was die 580 Thlr. anbetrifft, so der Herr Oberst-Lieutenant v. Derschau noch in Händen hält, geben Ihro Majestät Zur antwort, dass ich Euer Excellence nur schreiben möchte, wie Ihro Majestät den Herrn Oberstlieutenant v. Derschau albereit mündlich befohlen diese 580 Thaler an Euer Excellence, Zu aufrichtung der meublen in der Charité, auszuzahlen, wesshalb Königl. Assignation von nöthen wäre.

Solte nun der Hr. Oberstlieutenant Zu seiner Sicherheit, dass Geldt nicht ohne Königl. Assignation wollen abfolgen lassen, so bitte mir von Euer Excellence Höchstbeliebige Nachricht aus, damit ich solches Ihro Majestät widerumb unterthänigst hinterbringen Kann.

Ich recommendire mich undt meine geringe Familie in Euer Excellence hohen Protection undt hochgeneigter Wohlgewogenheit, der ich lebenslang mit gehorsahmsten Respect ersterbe

Euer Excellence
Meines Hoch Gebiethenden Hrn. Geheimbten Etaats Ministres
Ganz gehorsahmster Diener
Holtzendorff.

Potsdam, d. 5. Februar 1727.

Hoch Wohl Gebohrener Herr,
Hoch Gebiethender Herr Geheimbtr Etaats Ministre,
Hoher Gönner,

Euer Excellence danke gantz gehorsahmst für die höchstbeliebige communication dero Rapports an Ihro Majestät, von der Charité, ich

habe auch sofort nach dero hohen verlangen Gelegenheit genommen, mit Ihro Majestät ausführlich von allen zu sprechen, welche zu allen Puncten sich Gnädigst und willig erzeigten, stelle also in Euer Excellence hohen Gefallen, ob Sie morgen oder übermorgen den Rapport Zu Ihro Majestät Allergnädigsten Resolution anher senden wollen, meinestheils werde nicht ermangeln, soviel in meinen geringen Vermögen, Ihro Majestät von diesen Christlichen und löblichen Werk erinnerung Zu thun; und wann ich nach Berlin komme, bey Euer Excellenz meine gehorsahme aufwartung machen, der ich mich nebst meiner geringen Familie in dero hohe Wohlgewogenheit recommendire, und mit gehorsahmsten Respect ersterbe

Euer Excellence
Meines Hoch Gebiethenden Hrn. Geheimbtr Etaats
Ministres
Gantz gehorsahmster Diener
Holtzendorff.

Potsdam, d. 9. Märtz 1727.

Darauf folgen wieder mehrere eigenhändige Schriftstücke von Katsch aus dem März 1727, die aber ebenso wenig zu entziffern sind, wie sein Brief an Holtzendorff. Wahrscheinlich handelt es sich um jene Mittheilungen, die Kluge und Marquardt erwähnen, und in denen Katsch über den guten Fortgang der Einrichtungen berichtet, u. A. auch betont, dass insonderheit die Garnison mit den Medicis und Chirurgis daran profitire, jene, dass die Soldaten, welche mit schweren Krankheiten behaftet, gute Verpflegung und Wartung finden, diese, dass sie ihre Profession und Kuren recht exerciren können (s. u.).

Die folgenden zwei Aktenstücke beweisen, dass sich schon im Jahre 1727 die Nothwendigkeit eines Neubaues, einer Vergrösserung der Anstalt herausstellte, dass der König dazu die Bau-Materialien und 200 Rthlr. geschenkt und die Erlaubniss gegeben hatte, eine Kollekte in der Stadt vorzunehmen, um die Baugelder zusammenzubringen. Ausserdem geht daraus hervor, dass damals 300 Menschen täglich in der Charité verpflegt wurden. (Nach Eller war auch an der Charité-Pforte eine Armenbüchse aufgestellt):

Seine Königl. Majestät in Preussen, Unser allergnädigster Herr haben dem hiesigen Armen Directorio und Deputirten des Armen Wesens dieser Residenzien Allergnädigst concediret, dass dieselbe mittelst eines besonderen Buches zum Behuff und Fortsetzung des nöthigen Baues, sowohl einer Capelle, worin der ordentliche Gottesdienst gehalten, als auch anderer bedürffenden Haushaltungs Gebäude, an Bau- und Darr-Haus, sambt Kellern, grösseren Küche, Speise-Saal nebst Wasch- und Backhaus bey dem Hospital und Lazareth la Charité, einen freywilligen Beytrag in hiessigen Residenzien colligiren

und samblen mögen, gestallt Sr. Königl. Majest. zum beibringen dieses nützlichen Werks, da bereits über 300 Menschen täglich gespeiset, auch viele kranke beym Lazareth curiret werden, aus Christmildesten Herzen nicht nur alle Bau-Materialien an Holz, Steinen und Kalk Allergnädigst und ohne Bezahlung geschenket, sondern auch zu denen Bau-Kosten 200 Thlr. baar geben und reichen lassen.

Also ist sothane Concession dergestalt zu verfassen, dass sie dem Collecten Buche vorangeschrieben oder beygeheftet werden können. Welchergestallt aber diese Colligirung anzustellen, solches überlassen Sr. Königl. Majest. dem Armen Directorio.

Signatum Berlin, d. 6. Juni 1727.

Concession vor das hiessige Armen-Directorium, dass in hiessigen Residenzen ein freywilliger Beytrag zum Behuff derer Baukosten des Hospitals und Lazareths la Charité gesammelt werden möge.

Ew. Königl. Majest. haben mir mündlich durch dero General Chirurgum wissen lassen, dass in hiessigen Residenzien ein freywilliger Beytrag zum Behuff der Baukosten der Charité möge gesammelt werden.

Wann aber hierzu Ew. Königl. Majest. Allergnädigst Special Ordre nöthig, ohne welche sich niemandt unterstehen wird, etwas zu samblen noch zum beytrag accommodiren, So habe bis zur Allergnädigsten Vollziehung hirbey dergleichen Ordre expediren lassen, gestallt es ohnumbgänglich nöthig, dass der Bau bald angefangen werde, wofern das Guthe Werk wie es angefangen bestehen soll, ich zweifle auch nicht, weil Ew. Königl. Majest. Selbst den Anfang Christmildest gemacht, und nicht allein alle Bau Materialien, sondern auch zu Bau-Kosten 200 Thlr. geschenket, es werden sich viele vor die Armuth mitleydige Herzen dadurch zum Beytrag bewegen lassen.

Berlin, den 7. Juni 1727.

gez. v. Katsch.

Sehr interessant ist der folgende Bericht von Katsch aus dem März 1727, in dem er den Besuch des Grafen von Wartensleben und dessen Schenkung, sowie den Vorschlag Eller's, mit der Charité eine Entbindungsanstalt, vielleicht auch ein Findelhaus zu verbinden, erwähnt. Wie die Randbemerkung des Königs beweist, war dieser damit vollständig einverstanden. Das Projekt eines Findelhauses kam, wohl der Kosten wegen, nicht zur Ausführung:

Ich bin diesen Morgen mit dem General Feld-Marschall dem Grafen von Wartensleben in dem Neuen Hospital und Lazareth la Charité gewesen, derselbe hat die gute Anstalten da in so Kurzer Zeit auf 280 Menschen bereits täglich gespeiset und satt gemacht werden, auch ihre nothdürftige Lager-Stellen und warme Stuben haben gar sehr bewundert und sich zum Mitleiden bewegen lassen, dass er

nicht allein einen ziemlichen Platz der Gegend zum Hospital abgetreten, sondern auch zu einer in der Nähe gelegenen Wiese gleiche Hofnung gemacht, welches zwar alles von der Stadt Grund und Boden, doch hat es derselbe auf seine Kosten planiren und zurecht machen lassen.

Als auch dem Feld Marschall die gute Anstalten des Lazareths an Betten vor die Kranken gezeiget worden hat er noch absonderliche Mildigkeit versprochen in Summa ich sehe, dass Gott diese von Ew. Königl. Majest. Mildigkeit herfliesende heilsame Institution und Einrichtung merklich segnet wie dann verschiedene guthertzige Gemüter eine ziemliche Anzahl gemachter Betten vor das Lazareth freywillig gelieffert und werden denen noch mehrere folgen.

Von der guten Einrichtung des Lazareths werden insonderheit die Garnison mit denen medicis und Chirurgis profitiren, jene dass die Soldaten welche mit schweren und nicht gemeinen Krankheiten behaftet darin gute Verpflegung und Wartung finden und diese dass sie ihre profession und Curen recht exerciren können.

Der Doctor Ellert besucht das Lazareth fleissig und war Heute auch gegenwärtig, da er dann wohl heilsamlich erinnerte welcher gestalt es höchst nöthig seyn würde, eine Stube in den Hospital zu praepariren, darin alle liederliche Weibes-Stücker in der Stadt, welche schwanger, und die nicht ein Bund Stroh zu ihrer Accouchirung hätten, wodurch bey der Geburt viele unschuldige Kinder, theils aus solchem Mangel, theils durch die unverständige Weyse Mütter verwahrloset, wo nicht gar ums Leben kämen entweder durch gütliche oder scharfe Mittel zusammengebracht würden, darin zu accuchiren welches insonderheit auch den guten Effekt haben könnte, dass die unverständigen Weyse Mütter zugleich unterrichtet.

Euer Königl. Majest. haben nun wegen Fundirung eines Fündlingshauses vor die uneheliche Kinder sich allergnädigst erklärt womit ich auch jetzo in der Arbeit bin dieses würde dazu eine praeparation seyn, und wenn es Ew. Königl. Majest. gut finden will ich mit dem Armen Directorio und Magistrat mich darüber zusammen und Vorschläge thun.

Berlin, den 8. Märtz 1727.

(gez.) von Katsch.

(Randbemerkung des Königs):

Sehr gut. Soll Project machen wegen Fündlingskinder Soll schreiben wie es in Nürnberg ist, wie die ganze Disposition ist da kann man hier machen, was sich hier schickt. F. W.

Wie Eller mittheilt, war trotz der Kollekte und trotz zahlreicher Geschenke, die in den ersten 3 Jahren 1280 Rthlr. 15 Slbgr. 6 Pf. betrugen, darunter 1000 Rthlr. von dem General v. Arnim, die pekuniäre Lage der Anstalt so unsicher, dass eines Tages kein Groschen mehr in Cassa vorhanden war. Da fanden sich ganz un-

vermuthet an diesem Tage in der Armenbüchse an der Pforte, die sonst täglich einige Thaler enthielt, 50 Rthlr. in Gold. Um dieser Unsicherheit abzuhelfen, wurden auf den Vorschlag von Habermass durch A. C. O. vom 4. April 1733 die für Geburts- und Lehrbriefe von den Gewerken zu zahlenden Gebühren der Charité überwiesen und die Haupt-Charité-Kasse zur Verwaltung der Einkünfte gegründet. Habermass war, wie die Akten des Armen-Directorii beweisen, unermüdlich und erfolgreich thätig, Gewerke und Zünfte aufzuspüren, die sich jener Abgabe bisher entzogen hatten, und brachte dadurch eine regelmässige jährliche Einnahme von mehr als 19 000 Reichsthalern, die bei der Aufhebung der Zünfte durch einen Staatsbeitrag ersetzt wurde, zusammen. Die von Anfang an spärlichen, unregelmässigen Zuschüsse der Armen-Verwaltung hatten, wie schon erwähnt wurde, oft nicht ausgereicht. Die Unabhängigkeit der Charité in Geldangelegenheiten machte bald darauf einen grossen Fortschritt. Friedrich Wilhelm I. war im Jahre 1734 schwer erkrankt. Hoffmann, Eller und Christoph Horch behandelten ihn. Ueber seine Genesung war der König so erfreut, dass er die Aerzte reich beschenkte, der Sozietät der Wissenschaften freundlicher gesinnt wurde und grosse Summen für Armenhäuser, Hospitäler und Schulen stiftete[1]). Darunter befand sich auch die Charité, der er laut A. C. O. vom 31. Januar 1735 ein Kapital von 100 000 Rthlr. überwies, damit noch 200 Kranke mehr aufgenommen werden könnten:

Copia.

Seine Königl. Majest. in Preussen Unser allergnädigster Herr haben dem Geheimt Rath von Lucke Ordre gegeben, dass Er die 100/m Thlr. so Sie zum Fond bey der Charité zu Unterhaltung 200 Personen allergnädigst geschenket; aus dem neuen Thresor bezahlen soll, und befehlen demnach Dero wirkl. Geheimten Etats Ministre von Viebahn hierdurch in Gnaden, solche nebst den übrigen Directoren der Charité in Empfang zu nehmen, und Sorge zu tragen, dass selbige a 5 pro Cent untergebracht; und von den einkommenden 5000 rtl. Interesse jährlich 200 Personen mehr erhalten werden; wie Sie dann deshalb eine besondere Donation haben ausfertigen lassen, deren Inhalt jederzeit beobachtet werden soll.

Berlin, den 31ten Januar 1735.

Friedrich Wilhelm.

---

[1]) König, l. c. IV, S. 251 u. 257; vergl. auch S. 155 u. 156. Die übrigen Stiftungen sind bei Eller, Küster, Nicolai, Kluge und Marquardt, Esse und Guttstadt aufgezählt.

(Ordre an den Würklichen Geheimten Etats Ministre von Viebahn, dass Er diejenigen 100/m rtl. so Se. Königl. Majest. der Charité geschenket, von dem von Lucke nebst den übrigen Directoren der Charité in Empfang nehmen, und solche a 5 pro Cent sicher untergebracht, und von denen einkommenden 5000 rtl. Interesse jährlich 200 Personen mehr unterhalten werden sollen.)

Copia.

Euer Excellentz habe ich hierdurch gehorsamst melden sollen, dass heute Nachmittag um 3 Uhr die 100/m Thlr. aus dem Thresor bezahlt werden sollen und zwar an Ducaten.

Berlin, den 31ten Januar 1735.

(gez.) Boden.

Ich werde um 3 Uhr bei dem Herrn Barth auf der General Domainen Casse seyn nebst den Herrn von Lucken, die Donation kommt auch hierbey.

Durch eine besondere Donations-Urkunde wurde die Bestimmung dieses Kapitals feierlich bestätigt und für immer festgelegt; mit schwerem Fluch und Unsegen wird der bedroht, der Kapital oder Zinsen zu irgend einem anderen Zwecke gebrauchen sollte; er wird sich dadurch „gewiss die ewige Verdammniss über den Hals ziehen.“ Eine Kopie dieser interessanten Urkunde befindet sich bei den Akten:

Copia.

Nachdem Sr. Königl. Majest. in Preussen p. Unser Allergnädigster Herr, aus besonderen Trieb Mitleiden und Erbarmen gegen arme, Kranke nothleidende und hülflose Menschen bewogen worden, den Fond bey der Charité allhier zu Berlin zu vermehren, damit noch mehr dergleichen armer, Kranke, nothleidende Menschen darin unterhalten werden können; so haben Sie allergnädigst resolviret, dazu ein Capital von Hundert Tausend Thlr. zu schenken, welches auf ewig und als eisernes dabey verbleiben und auf gewisse liegende Gründe und Güther sicher untergebracht werden soll, und weil dieses Capital jährlich an Interesse 5 pro Cent, Fünf Tausend Thlr. trägt, sollen davon jährlich noch zwey Hundert Personen mehr unterhalten werden, über diejenige Anzahl, so nach dem bisherigen Fond erhalten werden, oder hätten erhalten werden können.

Und gleich wie höchst gedachte Seine Königl. Majestaet dieses Capital der Hundert Tausend Thlr. auf dem heutigen Dato sofort an den würklichen Geheimen Etats Ministre von Viebahn und übrige Directores und Vorsteher dieser Charité haben baar auszahlen lassen; also schenken und widmen Sie dasselbe hierdurch und in Kraft dieses von jetzo an beständig und unwiederruflich zu obigen behuf und wollen allergnädigst, dass dieses Capital und die davon jährlich fallenden Interessen und Einkünfte niemahls zu einem andern Gebrauch als zum Unterhalt solcher armen, Kranken und nothleidenden

Menschen angewendet werde, wiè Sie dann dahero einen schweren Fluch und Unsegen hierdurch darauf geleget haben wollen, wenn jemand unternehmen wolte dieses Capital und die davon jährlich einkommenden Zinsen anders anzuwenden, als Dero allergnädigste Intention und Willens-Meinung ist. Es sollen auch diejenigen, welchen die Aufsicht und administration der Charité und des dazu destinirten Fonds auch deren Einkünfte und Oekonomie bey derselben jederzeit anvertraut ist, sorgfältig dahin sehen, dass mit diesem Capital wohl hausgehalten, dasselbe auf liegende Gründe und Güther sicher untergebracht, und überall Seiner Königl. Majest. allergnädigsten Intention gemäss damit umgegangen und verfahren werde, widrigen Falls der Fluch und Unsegen Sie gleichfalls treffen wird und Sie vor Gott an jenem grossen Gerichts-Tage dermahleinst davon Rechenschaft geben sollen.

Es sind auch Sr. Königl. Majestaet gewiss versichert, dass wofern dieses Capitals und die davon einkommenden Interessen, auf eine andere Art, als wozu Sie es destiniret haben verwendet, und dadurch so viel armen und nothleidenden Menschen ihr nothdürftiger Unterhalt und Hülfe entzogen und gleichsam das Leben abgeschnitten werden sollte, dieselben oder diejenigen, so daran Schuld sind vor Gottes Richterstuhl anklagen, und diese sich dadurch gewiss die ewige Verdamniss über den Hals ziehen und zu Wege bringen werden; dahero Sie des vesten Vertrauens leben, es werde ein jeder dieses wohl zu Herzen fassen, und sich dergestalt dabey bezeigen, wie es vor Gott, Seiner Königl. Majest. und Dero ganzen Königl. Posteritaet zu verantworten ist und dagegen den Segen von Gott gewiss erwarten.

Gegeben Berlin, den 31ten Januar 1735.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Donation
über 100/m Thl. Capital So Seine Königl.
Majestät der hiesigen Charité geschenkt,
dass von denen daeinkommenden 5/m Thl.
Interesse, jährlich noch 200 Menschen
mehr darin unterhalten werden sollen.

Die Aufnahme kranker Soldaten geschah schon damals nur ausnahmsweise; die Truppentheile hatten ihre eignen Lazarethe, von denen später einige, wie z. B. das des Artillerie-Corps unter Theden ihrer vortrefflichen Einrichtungen wegen berühmt waren. Auch von der Bestimmung (A. C. O. vom 14. September 1736), dass in der Charité „an die Zwantzig Mann“ von der Garnison, wenn sie in solchem Stande sind, dass keine Besserung noch Gesundheit zu hoffen ist, verpflegt werden sollen, wird nur selten Gebrauch gemacht sein. Ein eigenes Zimmer war dafür vorhanden.

Im December 1736 befahl der König die Aufstellung einer Dienst-

ordnung („Fundation und Reglement“), die im März 1737 als ausführliche Instruction für das gesammte Personal, sowohl des eigentlichen Lazareths, als auch des Hospitals erschien[1]). Dadurch, dass mit der Anstalt eine Bäckerei, eine Brauerei mit starken gemauerten Gewölben (unter dem nordwestlichen Flügel des jetzigen Hauptgebäudes), eine Meierei und ein grosser Gemüsegarten (das vom Grafen Wartenberg geschenkte Grundstück) verbunden war, wurde die Verwaltung sehr complicirt; diese Einrichtungen wurden denn auch mit der Zeit eine nach der anderen aufgegeben, zuletzt wohl die Brauerei, nach Esse ungefähr im Jahre 1837.

Nach König wurden in der Charité (innerhalb der Barriere längst den Pallisaden umb die Stadt, also innerhalb der früheren „Landwehren“) auch die ersten Versuche mit dem Anpflanzen der Kartoffeln gemacht. Das desshalb an den König gerichtete Gesuch „im Behuff der zu verpflantzenden Erd-Nüsse zum Nutzen des Maison de la Charité“ ist unterschrieben von von Mehder und Coch. Mit dem berühmten Botaniker Gleditsch zusammen machte Habermass auch in den für diesen Zweck gewiss sehr geeigneten Sandflächen in der Umgebung der Charité Versuche, den Flugsand durch Anpflanzungen allmählich zu fixiren und später zu kultiviren. Einen in der Nähe gelegenen „Weinberg“ bepflanzte er mit Maulbeerbäumen und zahlte an die Stadt 5 Rthl. Pacht dafür. — Nach Preuss (Friedrich d. Gr. Bd. II, S. 191) hat Friedrich Wilhelm I. der Charité zum Anbau von Kartoffeln ein Stück Land geschenkt. Uebrigens beschreibt der Leibarzt Elsholtz, der Director des Botanischen Gartens unter dem Grossen Kurfürsten, schon 1651 die Kartoffel unter den Küchengewächsen.

Die Hospitaliten waren im Erdgeschoss, die Kranken im ersten Stock untergebracht; die „Salivationskammer“ und die Abtheilung für Syphilitische befand sich in einem, noch 1728 dem westlichen Flügel aufgesetzten 3. Stockwerk. Zu Anfang waren viel mehr Hospitaliten, als Kranke; aber schon 1736 war das Verhältniss, wie aus einer von Habermass im Januar dieses Jahres aufgestellten Liste (s. Kluge und Marquardt) hervorgeht, umgekehrt; auf 196 Hospitaliten (84 M., 112 W.) kamen 252 Kranke. Wenige Jahre später, 1739, richtete Habermass eine Eingabe an die Behörde, in der er über Platzmangel klagte und Vorschläge zur Abhilfe machte.

---

[1]) In den Charité-Akten ausführlich mitgetheilt. — Für das Interesse Friedrich Wilhelm's I. ist auch die oben bei der Biographie von Senff erwähnte A. C. O. vom J. 1736 bezeichnend.

Darauf erfolgte am 11. Juni 1739 eine A. C. O., in der schon die Nothwendigkeit der erst 1748 wirklich durchgeführten vollständigen Trennung der Charitékasse von der Armenkasse ausgesprochen, ferner eine Kommission, zu der auch Eller und Brandhorst gehörten, eingesetzt, um den Plan zu einer besseren Einrichtung des ganzen Wesens der Charité auszuarbeiten. Für die Erweiterung verwarf der König die Aufsetzung eines Stockwerks und hielt es für besser, ein neues Gebäude aufzurichten, wozu er auch die Materialien schenken wollte, „damit die Leute nicht so enge zusammen liegen".

Copia.

Friedrich Wilhelm, König etc.

Unsern etc. Nachdem wir auf die Abschrift hirbeyliegende Vorstellung des Inspectoris Habermaas, wegen Verbesserung der Charité in Gnaden resolviret, dsss die Charité-Casse gäntzl. von dem übrigen Armen-Wesen separiret, und die von Uns nach Unserer schweren Krankheit dazu geschenkten 100/m Rthl. nebst denen Einkünften von denen Lehr- und Geburts-Briefen, bloss die Charité zum Nutzen und Versorgung der Leute verbleiben, dabey auch verstattet werden soll, dass in sub A. angeschlossene specificirte Professiones, gleichfalls die Lehr-Briefe zum Nutzen der Charité-Casse, in Unsern Landen wie die übrigen Zünfte nehmen und bezahlen müssen, zu welchem Ende wir die in Abschrift hirbeygefügte Verordnung an sämtl. Kr. u. Dom. kammern bereits ergehen lassen; wobey wir allergn. wollen, dass die Geheimte Räthe v. Piper und Reichhelm, nebst dem Hof-Rath und ersten Leib Medico Eller, auch Hof-Rath und Leib-Chirurgo Brandhorst sich zusammen thun, und einen Plan von einer besseren Einrichtung des gantzen Wesens der Charité machen sollen; Als fügen wir Euch solches hierdurch in Gnaden zu wissen, mit allergnädigsten Befehl, wegen der vorbenandten Commissarien das nöthige fordersamst zu verfügen. und dahin zu sehen, dass alles, was zu Erreichung des hirunter von Uns intendirenden Zwecks erfordert wird, völlig und ohne Difficultäten zum Stande gebracht werde.

Anlangend die nöthigen Gebäude, so bey der Charité noch zu bauen sind: So halten Wir für besser, an statt der vorgeschlagenen Aufsetzung eines Stockwerks auf die eine Seite, lieber ein gantz neues besonder Haus aufzuführen, damit die Leute nicht so enge zusammen liegen, wozu Wir auch die Materialien schenken wollen. Ihr habt also davon einen Pertinenten Riss und pflichtmässigen Anschlag fertigen zu lassen und solche zu unserer Approbation fordersamst einzusenden. Seynd Gegeben Berlin, den 11. Junii 1739.

An
den würkl. etc. von Brand
und den etc. von Reichenbach.

Ueber die Aufnahme der Kranken, ihre Bekleidung, ihre Lagerstellen, ihre Beköstigung, die Beschaffung der Medikamente u. s. w. enthält Eller's Bericht ausführliche Angaben.

Die Aufnahme der Kranken war Anfangs den beiden Aerzten, Eller und Senff, überlassen; im Jahre 1737 wurde aber in der eben erwähnten Instruction schon die Armendirection, resp. der Oberinspector damit beauftragt. Für die Aerzte musste das zu Unzuträglichkeiten führen; es scheint, als ob Eller desshalb bei Friedrich dem Grossen die Einführung des alten Modus beantragt hätte; das ist wenigstens der Sinn der ersten, die Charité betreffenden A. C. O. des Königs vom 4. November 1740:

Nachdem Seine Königliche Majestät im Preussen, Unser allergnädigster Herr, vernommen, wie dass bey dem Lazareth der Charité zu Berlin sich verschiedene Unordnungen ereignen wollen, deren Abstellung um so nöthiger ist, damit die Kranken darunter nicht leyden, noch versäumet werden mögen; Als befehlen und wollen höchstdieselbe hierdurch aller gnädigst dass, 1. so wie es bisher geschehen also auch noch ferner, keine anderen Kranken in dem Charité Lazareth aufgenommen werden sollen, als welche von dem Medico Scharschmidt und dem Professor Pallas examinirt und mit Receptions Scheinen versehen werden. Die übrigen so nur bloss Invaliden seynd, sollen nach dem Hospital der Charité verwiesen werden. 2. soll kein Kranker aus dem Charité Lazareth gelassen werden bevor gedachter Medicus Scharschmidt nebst dem p. Pallas solchen nicht vor gesund declariren können. 3. soll ihnen auch die Bestellung derer Krankenwärter lediglich überlassen bleiben, wie denn auch 4. das Armen Directorium sowohl als auch der Inspector Habermaas sich in Sachen welche die Kranken und deren Cur angehen, sich nicht weiter meliren muss, auch sie deshalb mit den Pensionair Chirurgo der Hebammen, und mit den übrigen in der Charité sich aufhaltenden Feldscherer, sich nichts mehr zu thun machen, sondern diese lediglich von vorerwehnten Dctr. Scharschmidt und dem p. Pallas recipiret und in Eyd und Pflicht genommen, bedürfendenfalls aber dimittiret werden sollen. Nechstdem soll auch 5tens der Inspector Habermaass gehalten seyn, denen im Charité Lazareth befindlichen Kranken diejenigen Victualien zu reichen, welche nach ihren Umständen von den Doctor Scharschmidt und den Professore Pallas vor dienlich erachtet und verordnet werden, welche jedoch nicht kostbarer seyn müssen, als solches die zur Unterhaltung derer Kranken im Charité Lazareth, ausgesetzte Revenues ertragen und bestreiten können; gestalten denn 6tens nur erwehnter Doctor Scharschmidt und der p. Pallas sich niemahlen von Sachen meliren noch zu befangen haben, welche die Oeconomische Verfassung und Verpflegung der Charité betreffen. Mehr höchstgedachte Sr. Königl. Majestät befehlen demnach dem Armen Directorio zu Berlin, hierdurch so gnädig. als ernstlich

sich nach vorstehenden allen gehorsamst zu achten, auch das erforderliche deshalb gebührend zu verfügen.

Rheinsberg den 4. November 1740.

An das Armen Directorium zu Berlin Wegen Abstellung einiger bey den Lazareth der Charité eingerissenen Unordnungen, und wie es darunter hinführ gehalten werden soll.

Friedrich.

Dem Inspectori in der Charité, Habermaass, wird hierbey abschriftlich communicirt, was zu abhelfung der seith einiger Zeit in der Charité sich geäusserten Unordnungen, an den Professorem Chirurgiae Pallas rescribiret worden, mit allergnädigsten Befehl, sich hier nach gleichfals allergehorsamst zu achten, und möglichsten Fleisses dahin zu sehen, dass aller Schade und Nachtheil bey der Charité abgewand, alle Streitigkeiten verhindert werden, und ein jeder seiner Obliegenheit gebührend leisten möge. Und wann absonderlich die Chirurgi seinen Erinnerungen nicht folgen wollen, muss er solches sogleich an das Armen Directorium, zu dessen weitheren Veranlassung, berichten, ausser in den Fällen wo periculum in mora ist, da er zu Abwendung der anscheinenden Gefahr das Nötige Verfügen und nachher davon berichten kan.

Signatum Berlin den 13ten Janurwy 1741.

Auf Sr. Königl. Majest. aller gnädigsten Spezial Befehl.

Kappe, Gotter, Marschall, Arnim.

Da scheint aber die andere Partei schnell ihren ganzen Einfluss aufgeboten zu haben, um diese ihr unbequemen Bestimmungen wieder rückgängig zu machen; denn schon am 13. Januar 1741 erscheint eine neue A. C. O., in der überall das Gegentheil der ersten befohlen wird. Die Aerzte haben mit der Aufnahme fast Nichts mehr zu thun, die Machtbefugnisse der Verwaltung werden bedeutend gegen früher erweitert. Diese letzte A. C. O. ist an Pallas, damaligen Professor und Chirurgen an der Charité, die erste war an das Armendirectorium gerichtet. Als Arzt wird auch hier nicht mehr Eller, der laut A. C. O. von 1741 Mitglied des Armendirectoriums war, sondern Schaarschmidt genannt.

Friedrich, König in Preussen etc.

Unsern etc. Wir haben auf ergangene Kabinets Ordres von Unser allerhöchsten Person, durch die dazu Verordnete Commission mit Unsern Hof-Rath und ersten Leib Medico D. Eller überlegen lassen, wie folgender in hiessiger Charité eingerissenen Unordnungen abgeholfen und Künftig den angegebenen Excessen Vorgebeuget werden Könne, und darauf allergnädigst resolviret, dass

1. obgleich Unser hiessiges Armen Directorium, sich mit den

innerlichen und äusserlichen curen an sich selbst der im Lazareth der Charité befindlichen Kranken nicht Meliren wird; Es jedoch ferner, wie von Errichtung der Charité an, geschehen, die Direction und aufsicht über die gantze Charité folglich auch über das Lazareth, behalten solle, damit es darin die gehörige Ordnung besorgen, einen jeden zu seiner Schuldigkeit anweisen, und dahin sehen Könne, dass so wenig jemand ohne Noth oder der nicht dahin gehöret ins Lazareth genommen, als zu lang darin behalten, oder Versäumet, noch auch an Medicin, Essen, Trinken oder sonst etwas Verquistet, Verdorben oder gar gestohlen werde. Zu dem Ende es auch

2. alle Receptions Befehle nach wie vor ertheilen soll, damit es den Zustand der ins Lazareth zu bringenden Persohnen vorhero gründlich untersuchen lassen und Verhindern Könne, das Keiner, als der nach hiessigen Verfassungen dahin gehöret recipiret und andere welche nothwendig dahin zu bringen, der Platz proscripiret werde. Und ob gleich

3. dem daselbst bestelleten Medico und Professori Chirur. auch zwar erlaubt seyn soll, einige Patienten ins Lazareth (doch nicht ins Hospital) zu senden; So müssen doch die Receptions Scheine, auss ob angeführten Uhrsachen vom Armen Directorio mit unterschrieben, und ohne dessen Unterschrift Keiner angenommen werden, wofern nicht etwan periculum in mora bei den Patienten sein solte, als dann er zwar recipiret, doch nachhero dem Armen Directorio umb das nöthig gefundene annoch zu Veranlassen, davon Bericht abgestattet werden soll.

4. Weil ausser den Würklichen curen, alles was im Lazareth zu besorgen, zur Oeconomischen Einrichtung gehört; so Können und sollen gar Keine Bedienthe im Lazareth vom Medico und Professore Chirurg. angenommen oder abgeschaffet werden, sondern da dieselben hauptsächlich mit zur Ordnung, aufsicht und Reinlichkeit daselbst gebrauchet werden müssen; So sollen auch selbige wie andere Haussgesinde von dem Inspectore daselbst allein angenommen, und wann Sie nicht das, was ihnen oblieget gebührend Verrichten, von selbigen abgeschaffet werden, Und da

5. Keiner von unsern Räthen des Armen Directorii die in solchem Hause, wie die Charité ist, so höchst nöthige beständige aufsicht über alle und alles haben Kan, der bestellete Medicus und Professor Chirurg. auch nur dann und wann einige Stunden sich daselbt, aufhalten; So soll ferner, wie von anfang der Charité an geschen, der Inspector daselbst über alle und alles nomine des Armen Directorii die Aufsicht führen, und alle so im Hause sein, seinen Erinnerungen folgen, oder seinen Befehlen gehorsahmen, und wann das nicht geschiehet, ist Er schuldig solches zu remedirung so gleich dem Armen Directorio pflichtmässig zu berichten, wesshalb an ihn besonderer Befehl ergangen ist.

6. Damit die Ordnung so viel besser befördert, die Reinlichkeit

besorget, Feuersgefahr aber und alle Unordnung und Schaden Verhindert werden Könne; So lieget dem HaussVater in der Charité ob, das gantze Hauss, alle Stuben auch das Lazareth Täglich fleissig, auch noch des Abends späthe zu Visitiren, und so bald Er etwas schädliches siehet oder merket, so er nicht gleich selbst remediren Kan, dem Inspectori damit er die Sache abthun oder dem Armen Directorio berichten Könne, anzuzeigen, dahero Keiner den HaussVater in seinem Ambte Verhindern muss.

Wir Befehlen dir solchemnach hiermit allergnädigst dich nicht allein vor dich selbst hiernach allergehorsamst zu achten, sondern auch die unter dir stehende nehmlich denen Pensionair Chirurgum und Feldschers gesellen darnach zu instruiren, und werden wir ehestens vor die gantze Charité und alle darinn befindliche Bedienthe, eine ausführliche Instruction zu dessen besserer Achtung expediren, die Vorgegangene Excesse aber gehörig untersuchen und darauf gebührend bestrafen lassen.

Berlin, den 13. Januar 1741.

An
den Professorem Chirurgiae
Pallas.

Esse meint noch 1850 — auch noch viel später galt diese Meinung — dass ein Arzt bei der Aufnahme, ja sogar bei der Bestimmung, welcher Abtheilung ein Kranker zuzuführen sei, ganz überflüssig wäre; das könne jeder Laie. Da ist es nicht zu verwundern, wenn mehr als 100 Jahre früher ähnliche Anschauungen geherrscht haben.

Der oben erwähnte, von Friedrich Wilhelm I. 1 Jahr vor seinem Tode gebilligte Erweiterungsbau der Charité wurde in den nun folgenden Kriegsjahren vergessen; ja, es dauerte noch 40 Jahre, bis unter thätiger Mitwirkung von Selle, Voitus und Theden der Plan des erweiterten Charité-Gebäudes festgestellt und am 3. August 1785 der Grundstein zur heutigen „Alten Charité“ gelegt wurde, wie König (V, 1) sagt, zu einem „Erweiterungsbau einer Anstalt, die für die Residenz so nützlich als nöthig war, indem die Zahl der Kranken sich Jahr aus Jahr ein vermehrte.“ Die beiden Seitenflügel kamen zuerst mit den schmalen dunklen Korridoren in der Mitte; sie waren 1797 fertig; bei dem Umbau des Mittelgebäudes, der 1800 fertig wurde, ist es der Einsicht und dem Eifer Goercke's zu danken, dass hier nur auf einer Seite der Korridore Krankenzimmer liegen, während die andere Seite frei nach dem Garten hinaussieht. Im Jahre 1797 konnte endlich auch die dem Lehr- und Lernzweck der Anstalt nur hinderliche Verbindung mit dem Hospital, dem Siechenhause, aufge-

hoben werden; dieses wurde nach dem von der früheren Tabaks-Administration verlassenen Gebäude an der Inselbrücke verlegt.

Der Umstand, dass der schon 1737 für nothwendig gehaltene Erweiterungsbau erst so spät begonnen wurde, ist sicher nicht dem Mangel an Interesse für die Anstalt zuzuschreiben. Friedrich der Grosse hatte ihr ein jährliches Holzdeputat geschenkt, das Vermächtniss des Kammerherrn von Grapendorf durch A. C. O. vom 24. Juli 1746 bestätigt und zu den damit der Charité zufallenden 80000 Rthl. noch 40000 Rthl. selbst zugelegt, damit von der Summe das Amt Priborn in Schlesien für die Charité gekauft werden konnte. Die Einnahmen aus diesem Gute mussten allerdings zum Theil noch 30 Jahre lang an die Invalidenkasse zum Unterhalt der 1746 noch lebenden 982 Invaliden bis zu deren Absterben abgeliefert werden.

Die Reihe der dirigirenden Aerzte wurde 1727 durch Eller und Senff eröffnet. Auf Eller folgte 1741 S. Schaarschmidt, der die Kranken wöchentlich nur einmal und dann kaum eine Stunde lang besuchte; er wurde deshalb, nachdem dies dem König gemeldet war, 1744 durch Muzell ersetzt. Diesem folgte 1776 sein Sohn, und 1778 bis 1800 Selle, der bekannte Leibarzt Friedrichs des Grossen. Ueber das „Klinische Institut“, das als 2. innere Abtheilung unter Geheimrath Fritze gegründet, sich eine Zeit lang in der Heiligen Geiststrasse befand, bald aber wieder in die Charité zurückverlegt wurde, ist bei der Lebensbeschreibung von Eller (S. 154) berichtet. — Auf Senff folgte 1737 Barteknecht (bei Küster: Barfknecht) und Neubauer, der eine neue Instruction und 260 Rthl. Gehalt bekam; beide haben nach Mursinna gleichzeitig gewirkt; Barteknecht lehrte medicinische Chirurgie und Geburtshülfe, die bisher ganz vernachlässigt worden war, und Neubauer in der Manual- und instrumentalen Chirurgie. — Senff war 1737, Neubauer 1739 gestorben. Auf ihn folgte 1740 Pallas, 1770 Henckel, 1776 Voitus und 1778 Mursinna.

Bei der immer zunehmenden Frequenz des „Accouchements“ wurde es nöthig, einen besonderen Arzt neben dem Chirurgen, und zwar als Lehrer für die Hebammen, zu bestellen. So wirkte neben Pallas seit 1769 Meckel. Dieses eigenthümliche Verhältniss des Hebammenlehrers zu dem die Geburten selbst oder durch seinen Pensionair-Chirurgen leitenden Chirurgen gab natürlich zu zahlreichen Streitigkeiten Veranlassung, die uns in dem Manuscript von Kluge und Marquardt (1829) getreulich aufgezählt sind. Von 1779 an trat Hagen an Meckel's Stelle, und in den Kriegen mit der fran-

zösischen Republik, wenn Mursinna in's Feld und Selle zur Besichtigung der Lazarethe abgereist waren, besorgte regelmässig Zenker die innere, die äussere Station und die Entbindungsanstalt. Sehr viele Klagen und Beschwerden gab es zu Henckel's Zeiten, der von 1770 bis 1776 Chirurg und Accoucheur war. Einmal fragte er z. B. beim Armen-Directorium an, wie er es wohl machen solle, zur Charité zu kommen, wenn seine Hülfe dort zur Nachtzeit nöthig würde. Henckel war übrigens von Cothenius mit einer sehr ausführlichen Instruction angestellt. An Instructionen fehlte es überhaupt nicht; für jeden Dienstzweig, für jeden Rang, für jede ärztliche und für jede Verwaltungsstelle wurden zuerst 1737 und später noch oft die ausführlichsten Instructionen erlassen. Dabei blieb es im Uebrigen hübsch beim Alten. Die Bauten waren dieselben von 1726 bis 1785. Schon 1736, also kurz nach der ersten Vermehrung der Lagerstellen (s. o.), war das Haus überfüllt. Ein Antrag auf Erweiterung blieb ohne Folgen. Dann kamen die Kriegsjahre. Auch 1771 konnte anderer Ausgaben wegen noch Nichts für die Charité geschehen, ebenso 1780 und 1782 und 1783, wo ein Theil des Gebäudes einzufallen drohte. Endlich, im J. 1785, nach einem ausführlichen Bericht von Selle und Voitus (der Bericht musste lange gelegen haben, denn Voitus war 1778 gestorben), wurde unter grosser Feierlichkeit der Grundstein gelegt. Damals waren 478 Hospitaliten und 386 Kranke, also 864 Personen im Hause. Zuerst wurde der nördliche Flügel gebaut, 1794 der südliche, gegen Selle's Vorschläge mit Mittelkorridor. 1800 war der Umbau des Mittelhauses (Corps de logis) fertig. Hier wurden die Zimmer nur auf einer Seite des hellen Korridors angelegt. (Die Mitwirkung Goercke's dabei erwähnen Kluge und Marquardt nicht.) Im Mittelbau wohnte der „2. Charité-Arzt", damals Geh. Rath Fritze. Schon 1785 hatte sich Theden erboten, aus eigenem Antriebe, theils auf eigene Kosten, theils mit Beihülfe mehrerer Menschenfreunde, seine Ventilation in den Krankenzimmern einzurichten. Später fand man, dass sie einen zu heftigen Zug veranlasse; deshalb wurden die Goercke'schen Ventilatoren, die aus einem Schieber im unteren Theile der Stubenthür und einer Blechbüchse in einem der obersten Fensterflügel bestanden, angebracht und „mit Nutzen gebraucht". Auf Zugöfen musste man, um Brennmaterial zu sparen, verzichten. Selle hatte 1789 eine Wasserleitung beantragt; die Bauverständigen verwarfen diesen Vorschlag, weil dadurch im ganzen Hause eine grosse Nässe verbreitet werden würde.

Der ökonomische Leiter, der Inspektor (seit 1743 Oberinspektor) Habermass wohnte in einem kleinen, mitten im Hofe stehenden

Hause; nach der Instruktion von 1737 durfte er als „ehemaliger Kunstgenosse“, ohne sich in die Kuren selber zu mischen, bei den Operationen zugegen sein, nöthigenfalls auch assistiren. Er starb 1755; sein Sohn folgte ihm im Amte, und als dieser 1772 starb, der zweite Sohn, der aber 1782 entlassen wurde. Dann folgten Oelschläger, Felgentreu, Fielitz und 1818 Marquardt.

Die Bestimmung der Charité, eine praktische Lehranstalt für die Aerzte des Heeres zu sein, wurde im vorigen Jahrhundert wiederholt angegriffen. So wurde von Ortheimer im Jahre 1770 betont, dass die Städte gute Chirurgen noch nöthiger hätten, als die Armee, und dass deshalb auch Civilärzte angestellt werden sollten. Es blieb aber bei der ersten Bestimmung; sie wurde in allen späteren Cabinets-Ordres (14. April 1743, 7. August 1776, bei der Organisation der Pepinière 1797, bei der Errichtung der medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär 1811) aufrecht erhalten. Kluge und Marquardt (S. 954 des Manuscripts) sagen selbst, dass Preussen als Militärstaat eine besondere praktische Schule für seine Militärärzte nöthig habe, und dass deshalb in der Charité nach Friedrich Wilhelms I. Befehl ausschliesslich Militärärzte in der Hospitalpraxis ausgebildet werden sollten. Dazu gehörte die Kenntniss des Lazarethwesens, der Verwaltung, Verpflegung und Hygiene, dazu gehörte die durch ausführliche Instruktionen für die einzelnen Dienstchargen geregelte Thätigkeit. Der klinische Unterricht war für alle Mediziner; er scheint aber in den ersten Jahrzehnten, ja bis in die 70er Jahre hinein, wenig benutzt worden zu sein. Im Jahre 1770 erliess das Armen-Direktorium ein Avertissement im Berliner Intelligenzzettel und in den privilegirten Berliner Zeitungen, — und zwar mehrere Male — in dem dem Publico mitgetheilt wurde, dass das Colleg. med. chir. jedesmal einen Tag vorher in einem der Collegia mittheilen werde, wenn am nächsten Tage eine Operation stattfände. Nachher wurde es herkömmlich, dass alle Operationen, die einen Aufschub duldeten, am Mittwoch und Sonnabend zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags von dem Professor oder dem Pensionär-Chirurgen gemacht wurden. Der Lehrer gab dabei die nöthigen Erklärungen und Anweisungen — also Alles noch wie zu Eller's und Senff's Zeiten. (Nach dem Memorio storio-critico des Guis. Monlevanto vom Jahre 1827, das Kluge und Marquardt erwähnen, hat Bottini in Padua 1578 zuerst Unterricht am Krankenbett ertheilt. und klinische Sektionen gemacht.) — Pflege und Wartung der Kranken, Reinlichkeit und Ordnung im Hause scheinen am Ende des vorigen Jahrhunderts zuweilen recht mangelhaft gewesen zu sein; das geht

z. B. aus der Beschwerde des Kandidaten Moritz: „Treue Erzählung meiner gehabten Schicksale in Berlin, vor und nach der Aufnahme in die Charité. Berlin 1800“, sowie aus der viel sachlicher gehaltenen Schrift des Predigers Prahmer: „Einige Worte über die Berlinische Charité, zur Beherzigung aller Menschenfreunde. Berlin 1798“ hervor.

Unter den dirigirenden Aerzten wirkte Anfangs ein im Hause wohnender Pensionär-Chirurgus, immer der tüchtigste von den im Colleg. med. chirurg. in Medizin und Chirurgie ausgebildeten Chirurgen; schon in den ersten Jahren wurden ihm 4 Feldscheergesellen beigegeben; zwei Inländer, die freie Kost, Stube, Bett und Licht bekamen, und zwei fremde, die zur Charité-Kasse jährlich 56 Rthlr., 50 für Essen, 6 für Wohnung, bezahlen mussten (Eller). Sie wohnten zwischen den Krankenstuben, standen sowohl unter dem Pensionär-Chirurgen, wie unter dem Inspektor, und hatten ausser der Krankenwartung und Pflege das ganze Personal wöchentlich einmal — zu rasiren. Sie wurden, wenigstens seit 1735 (Brandhorst-Schmucker), vom General-Chirurgus ausgewählt, und von der Armendirektion, der Verwaltung, vereidigt. Die Zahl der Pensionär-Chirurgen wurde 1770 (Schmucker) auf 2, die der Gesellen auf 6 erhöht; letztere mussten aber ihre theoretischen Studien vollendet haben.

So blieb es bis zur Gründung der Pepinière; 1797 kam zu den Pensionär-Chirurgen noch ein Stabschirurgus von diesem Institut; ausserdem mussten die Eleven das 9. Semester (später ein ganzes Jahr) als Subchirurgen zu ihrer praktischen Ausbildung in der Charité zubringen. Ihre Zahl stieg bald auf 19 und ist so viele Jahre lang geblieben. — Mit der Gründung unserer „Pflanzschule“ wurde dadurch die Verbindung der Charité mit den Armee-Aerzten, hauptsächlich wieder durch die Bemühungen Goercke's, neu bestätigt und befestigt; eine Einrichtung, die sich ganz besonders bewährte, als bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Versorgung der Armee mit tüchtigen Aerzten eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden war.

Es ist interessant, auch die Entwickelung der niederen Dienstchargen an der Charité zu verfolgen. Dabei werden allerdings einige Wiederholungen nicht zu vermeiden sein. Die Feldscheergesellen, die vom Armen-Direktorium mit Zuziehung und unter Aufsicht des Generalchirurgus angestellt wurden, waren von Letzterem in Eid und Pflicht genommen, dieses erst nach der A. C. O. vom 14. April 1743 (s. o.). Viele Jahre waren es 4, oft auch nur 1 bis 3. Im Jahre 1769 beantragte ein getaufter Jude seine Anstellung als Charité-

Chirurg und wurde ausnahmsweise angestellt, um dadurch in seiner guten Meinung vom Christenthum noch mehr bestärkt zu werden. Eine Besserung der Lage der Charité-Chirurgen trat erst ein, als Theden 1786 dem Armen-Direktorium mittheilte, dass kein schon gebildeter Chirurg sich für diesen Dienst hergeben wolle, weil er bei schwerer Arbeit gar kein Gehalt bezöge, ja event. noch 50 Rthlr. Kostgeld bezahlen müsse. Darauf wurde das Kostgeld beseitigt, die Zahl der Stellen auf 8 erhöht und die Bestimmung aufgehoben, nach welcher Jeder, der nicht barbieren wollte, monatlich 18 Ggr. zahlen musste.

Die Pensionär-Chirurgen, deren Kommandirung vom Generalchirurgen dem Armen-Direktorium angezeigt, und die dann von diesem vereidigt wurden, sollten in Gemeinschaft mit dem Inspektor ein wachsames Auge auf die Feldscheergesellen haben; sie hatten die Arzneien, die chirurgischen Instrumente und Bandagen in Verwahrung, hatten das Eingeben der Arzneien und das Verbinden zu überwachen, ebenso das Anschreiben der Diät. Der Pensionär-Chirurg auf dem Accouchement musste die Weiber in der Geburt selbst bedienen und durfte nicht leiden, dass „sich die Weiberstücker unter einander die Kinder holen". Ausserdem hatten sie die Krankenjournale zu führen und die Obduktionsprotokolle auszustellen. Wie schon öfter erwähnt, machte der Professor wichtige Operationen selbst oder liess sie in seiner Gegenwart von dem Pensionär-Chirurgen ausführen. Am 1. Nov. 1797 kommandirte Goercke den ersten Stabschirurgus von der Pepinière in die Charité; er hatte dieselben Funktionen wie die Pensionär-Chirurgen.

Für die einsame Lage der Charité in jener Zeit sind die „Bemerkungen eines Reisenden durch die königl. preussischen Staaten", Altenburg 1779, bezeichnend; er beschreibt, wie er nach den Zelten im Thiergarten gefahren sei, die Aussicht sei dort majestätisch und prächtig. Zur Rechten erblickte man das äusserste Ende Berlins, den sog. Unterbaum; das Invalidenhaus schimmert durch das Gebüsch hindurch, und die Charité ragt über die grossen Eichen hervor. Freilich will der Reisende von den Zelten aus auch Spandau und Charlottenburg gesehen haben. —

Die Gründung der Charité war nach Eller's Darstellung das Verdienst eines preussischen Generalchirurgen; wir haben gesehen, dass auch in den schwersten Zeiten, trotz aller Hindernisse, die Leiter des preussischen Sanitätswesens unermüdlich thätig gewesen sind, diese praktische Schule der Armee-Aerzte zu unterstützen und leistungsfähig zu erhalten.

Ueber die späteren Schicksale der Charité, ihren Verfall in den Zeiten der Noth im Anfange dieses Jahrhunderts, ihre allmähliche Wiederaufrichtung, besonders unter Rust's energischer Leitung, und über ihre weiteren Fortschritte bis 1850 verweisen wir auf Esse's Mittheilungen.

Die weitere Entwickelung der Anstalt und die unermüdliche, erfolgreiche Thätigkeit der Nachfolger Esse's, des ärztlichen Direktors, Generalarztes Dr. Mehlhausen, und des Verwaltungsdirektors, Geheimraths Spinola, hat der Erstere im XXIII. Jahrgange der Charité-Annalen in seinen „Erinnerungsblättern zum 25jährigen Jubiläum Bernhard Spinola's" eingehend besprochen. Wie sie sich in der neuesten Zeit entwickelt hat, wie gerade jetzt eine nach modernen, mustergültigen Grundsätzen geplante Neugestaltung durchgeführt wird, das hat der jetzige ärztliche Direktor der Charité, Herr Generalarzt Dr. Schaper, im XXII. Jahrgange der Charité-Annalen unter Beifügung der Baupläne in klarer und übersichtlicher Weise geschildert.

Anhang.

Der 80 Jahre alte und seit 5 Jahren erblindete General-Feldmedicus Cothenius hatte von Warnery's Verläumdungen Friedrich's des Grossen und von der Vertheidigungsschrift Baldinger's gehört. Er schrieb darauf an diesen einen Brief, in dem er nicht nur seinen seit 2 Jahren verstorbenen Herrn kräftig in Schutz nimmt, sondern auch eine Reihe von Vorwürfen, die ihm selbst gemacht waren, zurückweist. Der Brief, den Baldinger im 14. Bande des „Neuen Magazin's für Aerzte" veröffentlicht, ist so interessant, dass wir ihn hier wörtlich wiedergeben:

„Ich habe die rühmliche Vertheidigung, welche Ew. etc. für des hochsel. Königs Maj. auf eine so nachdrückliche Art unternommen, mit vielem Vergnügen gelesen. Da Sie selbst ein Feldarzt waren, so konnte auch Niemand mit mehrerer Kenntniss der Sache, als Ew. etc. davon urtheilen.

Der hochsel. König hat sich niemals davon in Privat- und zum Theil vertraulichen Gesprächen gegen mich das geringste geäussert, und vielmehr versprochen, dass Er für die Invaliden zu seiner Zeit auf das kräftigste sorgen wolle; ich sollte ihnen nur guten Muth einsprechen.

Sollten dergleichen unmenschliche Ordres an die Lazarethe ergangen seyn, so hätte ich, als Generalstaabsmedikus der sämmtlichen königl. preussischen Armeen solche nothwendig erhalten müssen.

Was nun aber die Einrichtung der preussischen Feldlazarethe betrifft, so weiss ich nicht, ob ein vernünftiger Mensch glauben könne, dass solche, unter solchen Umständen, da an 7000 Kranke und Blessirte, sowohl von Freunden als Feinden, mussten in einer mittelmässigen Stadt untergebracht werden, wohl besser wären einzurichten gewesen, als es das preussische in Torgau war. Wo der Verfasser oder Ankläger etwa in einem Kranken- oder Blessirtenzimmer sich wirklich aufgehalten, und er den üblen Geruch nicht hat ertragen können; so müsste es in einem solchen gewesen seyn, wo Durchfälle, Ruhr und kalter Brand gewüthet haben. Aber auch in diesen ein- oder zwey Zimmern ist täglich vielmal geräuchert, und, wo es

möglich war, Zugofen anzubringen, ein beständiges Feuer, zur Reinigung der Luft unterhalten worden. — — Ich gieng alle Lazarethe einzeln durch, untersuchte eines jeden Krankheit insbesondre, gab darauf der Krankheit den Namen, verordnete die anzuwendenden Mittel, und zeigte an, warum diese, und nicht andre Mittel statt haben könnten. Dieses alles dictirte ich jedem Lazarethfeldscheer, dem eine gewisse Anzahl Kranke unter der Direction des Feldarztes anvertrauet waren, in die Feder.

Solches geschahe Morgens und Abends. Ich ersuchte die Feldärzte, meinem Beyspiele zu folgen, und es geschahe auch. Gegen Mittag kamen alle Feldärzte, nebst den Vorgesetzten der Lazarethökonomie in ein Zimmer zusammen. Ein jeder Feldarzt gab Rechenschaft von seinem Verfahren bey Kranken, und es wurde niemals nach einem allgemeinen Leisten verfahren. Man wich so oft, als es die einzelnen Umstände erforderten, von dieser allgemeinen Methode ab, und so oft die Krankheiten in diesem Jahre von denjenigen abwichen, welche das vorige Jahr im Schwange gegangen. Auch wurde den Aufsehern bey der Oekonomie zugleich aufgegeben, auf was Art man bey Austheilung der Nahrungsmittel für die Patienten sorgen solle. Es hat niemals an guten Lagerstätten, an Fleisch und Brühen, an Essig, an Tisanen, Kräuterthee, noch an äusserlichen Mitteln, Handreichung, und gewissenhafter Ausübung, sowohl der Medicin, als Chirurgie gefehlt, und Se. königl. Maj. haben mir Dero gnädigsten Beyfall vielfältig, sowohl mündlich, als schriftlich gegeben, auch niemals einige Reprochen gemacht, sondern mir die ganze Direktion über die Feldlazarethe Ihrer Armee überlassen, und sind während dem siebenjährigen Kriege über 220000 Kranke und Blessirte gesund aus dem Lazareth gegangen, worüber die Listen annoch in meiner Verwahrung sind, auch vermuthlich bey dem verstorbenen Generalchirurgo, Schmucker, vorhanden seyn werden. Se. königl. Maj. gaben mir auch Dero Zufriedenheit dadurch zu erkennen, dass Sie mir das Patent Dero geh. Raths auf einem *gratis* Bogen mit einem überaus gnädigen Schreiben, worinne Sie die treuen Dienste, welche ich bey den Feldlazarethen bewiesen, allergnädigst anerkannt, zuschickten. — — Es wäre thöricht, den Feldlazarethen eine Methode, wie die Kranken und Blessirten für beständig sollen behandelt werden, vorzuschreiben, sintemal die Methoden sich nach den dermaligen Krankheiten, Klima und Jahreszeiten richten müssen. Auch kann man den Kranken nicht allezeit den nöthigen Raum und die Bequemlichkeit verschaffen. Nach der Bataille von Leuthen waren in Bresslau unter den Preussen und gefangenen Oesterreichern 9000 Kranke und Blessirte. Die vielen und blutigen Bataillen und die Kantonirungen, auch das frühe und späte Kampiren, verschaffen den Aerzten und Wundärzten beständige Arbeit. Es blieb fast kein Winkel übrig, wo man nicht Kranke hinlegen musste. Das Resultat von allem war, dass mir und dem Generalchirurgo Theden anbefohlen wurde, eine neue Lazarethordnung aufzusetzen. — —

Um wieder auf unsern grossen Friedrich zu kommen, so will ein Jeder Denselben durch und durch gekannt haben. Wenige sind,

die in ihren Lebens- und Charakterbeschreibungen Ihn ergründet haben, wenige schildern Ihn nach seiner wahren innern Gestalt. Die *Eloge du Roi de Prusse* des Herrn Guiberts, und die wenigen Bogen, welche der unvergleichliche Graf von Herzberg bey der Akademie der Wissenschaften abgelesen, machen dem grossen Könige, so wie ihren Verfassern, die gebührende Ehre. So muss man auch dem Herausgeber des Briefwechsels zwischen dem Könige und dem geh. Rath von Suhm, wie auch zwischen dem Könige und dem General von Fouqué, vielen Dank wissen, weil man daraus die Wissbegierde, den feinen Witz, den seltenen Scharfsinn, und einen Verstand, vieles mit einem Male zu übersehen antrifft. Andre suchen vielmehr sich, als den grossen Mann zu erheben. Man könnte manchem nachsagen, dass sie nur ihrer Eigenliebe ein Opfer bringen, Satyren untermengen, Kleinigkeiten bemerken, und Ihm von einem schmuzigen Bette und zerrissenen Hemde bis auf den Nachtstuhl nachspüren wollen. Sie schreiben Anekdoten, deren sie sich schämen sollten, und welche von Leuten, die hinter den Stühlen stehn, und die Sachen, welche gesprochen worden, unrecht aufgefangen, in der Vorkammer bekannt gemacht, und von da mit Zusätzen in den Wirthshäusern oder lustigen Zusammenkünften verbreitet worden. Ein anderer schrieb nach einer verdienten Bestrafung in vollem Unmuth mehr auf, als die Ehrfurcht und die wohlverdiente Züchtigung hätte erlauben sollen.

Bey so mancherley Gegenständen, bey so vielen Widersprechungen, fürchterlichen, unangenehmen Aussichten, konnte der Monarch wohl nicht allemal frölichen Muths seyn. Es musste hin und wieder auch wohl etwas Unmuth mit unterlaufen.

Vom Jahre 1748 an, von welcher Zeit ich die Gnade hatte, die Stelle des ersten Leibarztes zu bekleiden, war dessen Gesundheitszustand durch viele Beschwerden sehr oft unterbrochen. Im erwähnten Jahre waren Se. Majestät von einer Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes beschwert, welche, wo ich nicht irre, Ueberbleibsel eines sechs Jahr zuvor ausgestandenen hartnäckigen Quartanfiebers war, wobey annoch ein gichtischer Erbstoff in dem zähen Geblüt eingewickelt war, welche bey so gestalten körperlichen Umständen, bey Personen, die sich nicht Mühe geben, über sich selbst die Herrschaft zu gewinnen, und gleichwohl die höchste Gewalt in Händen haben, die widrigsten und verderblichsten Folgen nach sich ziehen, und doch von diesem grossen Manne unterdrückt wurden; so bewundere ich den grossen Mann, welcher bey so vielen moralischen und körperlichen Widerwärtigkeiten, da Er bald Anfälle von gichtischen Krämpfen, bald von wirklichen intermittirenden Fiebern, dreymal in Seinem Leben von zurückgetretenem Podagra mit einem Entzündungsfieber begleitet, kämpfen musste, dennoch immer der vorzüglich grosse Mann blieb, und von Seinen wohl überdachten Grundsätzen niemals abwich, und wenn etwas verdorben zu seyn schien, alles wieder in das rechte Geleis zu bringen wusste. Und wenn unter diesen Umständen nicht alles nach eines Jeden Geschmack eingerichtet war, oder einige Menschlichkeiten begangen worden, so war doch seine

Grösse so überwiegend, und seine königlichen Tugenden so ausgebreitet, dass es ein Verbrechen seyn muss, alle Kleinigkeiten, die in Seinem ruhmvollen Leben vorgefallen, auf eine hämische Art auszuspüren, auf eine lächerliche Art vorzustellen, und mit vielfarbigen Lügen auszuschmücken.

Im Jahre 1748 konnte ich den König kaum bereden, dass er dieses Jahr überleben würde. Ich verordnete Demselben, da Er schon der vielfältig gebrauchten Kuren überdrüssig geworden, den Egerschen Brunnen unter der strengsten Diät, und mit der gewissen Versicherung der Gesundheit. Ich hielt Wort, und der Monarch gab mir mehr als auf eine Art Proben der Erkenntlichkeit, und bediente sich seit der Zeit alle Jahr des Egerschen Wassers.

Genug von diesem allen. Dero Freundschaft giebt mir die Erlaubniss, mein Herz gegen Sie auszuschütten.

Leben Sie wohl, werthester Freund, und nehmen die erneuerte Versicherung derjenigen freundschaftsvollen Hochachtung von mir an, mit welcher ich lebenslang beharre

Ew. etc.

Berlin,
den 14. Jun. 1788.

ganz ergebenster Freund und Diener
Cothenius.

* * *

Diesen Brief schrieb der verewigte Cothenius an mich, als ich im St. 17. meines Journals wider Warneri geschrieben hatte, welcher Aufsatz auch in des Hrn. von Archenholz neuen Litt. und Völkerkunde 1788, Junius, S. 468 u. f. zu lesen ist.

Baldinger.

In der Einleitung wurde erwähnt, dass die Stellen der Garnison-Medici unter Friedrich Wilhelm I. oft „im Nebenamte“ verwaltet wurden. Dass sie auch ohne Gehalt versehen werden mussten, geht aus folgender, im Geh. Archiv des Kriegsministeriums aufbewahrten Bestallung hervor:

Nachdem Seine Königliche Majestät in Preussen unser allergnädigster Herr, auf allerunterthänigstes Ansuchen *Daniel Schultzen's*, *Medicinae Doctoris*, und Vorzeygung derer von der *Medicin*ischen *Facultät* zu Franckfurth an der Oder, von seiner *Capacität*, *erudition* und Tüchtigkeit, auch von verschiedenen *particulieren* seiner guten *Curen* halber, vorgezeigeten schriftlichen Gezeichnusse, in Gnaden *resolviret*, demselben das *Praedicat* Dero *Garnisons Medici* zu gedachten Franckfurth beyzulegen;

Alss thun Sie solches auch hiermitt und Krafft dieses, *Patents*, also und dergestalth, dass allerhöchstgedachter Seiner Königlichen Majestätt. Er zuforderst getreu, holdt und gewärtig sein, Dero Nutzen und Bestes überall suchen und befordern, Schaden und Nachtheil aber nach eussersten Vermögen, verhüten, warnen und abwenden helffen, bey vorfallenden Krankheiten die *Patienten* von gedachter *Garnison*, welche sich seiner Hülffe anvertrauen, seinem bestem Wissen und Verstande nach, ohne Entgeld bedienen, zu ihrer Genesung alle *convenable* und nöthige Mittell undt Artzneyen anwenden, auch sonst ohne jemandes Behinderung bey andern seinen *Praxin* treiben, aber auf erfordern, sich vor dem hiesigen *Collegio medico* gestellen, und fals dasselbe seiner *Capacität* halber nicht etwa bereits der Gnüge versichert, dessen *Examini* sich zu unterwerffen, und in übrigen allen sich also wie einem tüchtigen und erfahrenem *Garnisons Medico* gebühret, und wohl anstehet, sich aufführen und betragen solle. Dann hingegen allerhöchstgedachte Seine Königliche Majestätt In bey dieser *function*, undt allen ihnen dahero *competyr*enden *praerogativen* und Gerechtsahmen allergnädigst schützen wollen. Es muss aber derselbe dafür kein *Tractament* fordern, sondern sich mit seinem *Praxi* bey anderen ausser der *Garnison*, begnügen. Des zu Uhrkund haben Seine Königliche Majestätt dieses *Patent* eigenhändig unterschrieben, und mit Dero Gnaden-Siegell bedrucken lassen. So geschehen und Gegeben Berlin den 3. April 1717.

gez.
Friedrich Wilhelm.

Garnisons Medici Patent zu Franckfurth an der Oder, vor *Daniel Schultzen*, jedoch ohne Gehalt.

Im Anschluss daran erfolgt am 5. April 1716 die „Nodificatio“ an den General-Major von Dechen, damit dieser „bey dortiger *Garnison* gehörig bekannt mache“, dass dem etc. Schultzen „das *Praedicat* Unseres *Garnisons Medici* beygelegt sei“.

Interessant ist auch folgendes Gesuch:

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster
König
Allergnädigster König und Herr,

Ich bin *resolviret* mich mit meiner *Familie* und Vermögen in Ew. Königl. Mäyst. Lande und zwar nacher Magdeburg zubegeben, daselbst mich *possessioniret* zu machen und *ex propriis* zuleben; Wann Ich nun meine itzige Bedienung ohne Anzeigung einer zulänglichen Ursache nicht füglich niederzulegen weiss; So stelle Ew. Königl. Mäyst. allergnädigsten Gefallen anheim, ob Sie geruhen wollen, zu Bewerckstelligung meines Vorhabens mir das *Praedicat* Ew. Königl. Mäyst. Raths und Regierungs oder *Guarnisons Medici* allergnädigst

beyzulegen, und solche Bestallung als eine *Vocation* einrichten zu lassen. Ich werde in tieffster *devotion* dafür ersterben

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster
König
Allergnädigster König und Herr
Ew. Königl. Mäyst
allerunterthänigster Knecht
Weissenfels *Engelberth Andreas Otto Dr.*
den 13. Febr. 1721. Fürstl. Sächs. Meissener Rath, Stadt und Landt *Physicus.*

Schon am 27. Februar 1721 erfolgt als Bescheid die Bestallung des Dr. Otto als Rath und Regierungs-Medicus zu Magdeburg; er soll besonders sich „Unsrer Regierungs- und anderer in *Magdeburg* befindlicher Bedienter“ sorgfältig annehmen. Die Garnisonarztthätigkeit wird darin nicht erwähnt — Gehalt auch nicht.

Auch die Bestallung für einen Garnisonchirurgen befindet sich in den Akten des Geh. Archivs des Kriegsministeriums; Gehalt bekam er ebensowenig, wie der Garnisonmedicus.

Nachdem Seine Königliche Majestät in Preussen, Unser Allergnädigster König und Herr, der Nothdurfft befinden, bey Dero Vestung *Lipstadt* Einen *Garnisons Chirurgum*, wozu Ihro der bey den *Lottumb*'schen und *Anhalt Zerbst*'schen *Regimentern* gestandene, nachher aber und anjetzo bey des *General-Major von Rader's Compagnie* stehende Feldtscheerer, *Johan Daniel Salgo* wegen Seiner Geschicklichkeit und erlangten Wissenschafften angerühmet worden, allergnädigst zu bestellen und anzunehmen. Als haben Sie denselben zu solcher *Function* ernandt und In zum *Garnisons Chirurgo* in be besagter Vestung allergnädigst bestellet und angenommen. Thun des auch hiermit und in Krafft dieses also und dergestalth, dass allerhöchstgedachter Seiner Königlichen Mayestätt derselbe zuforderst getreu, hold und gehorsamb seyn, Nutzen und Bestes wissen, Schaden aber und Nachtheil Verhüten und waren, der *Garnison* und denen darin befindtlichen Soldaten erforderndenfals fleissig und unverdrossen auffwarten, auff gute und tüchtige *Medicamenta* sich legen, die sich angebende Kranken bey Tag und Nacht, ohne Ansehen der Persohn bedienen, und Sich also, wie es Seine Pflichten erfordern und einem erfahrenen *Chirurgo* gebühret, verhalten und bezeigen solle. Dahingegen mehr allerhöchstgedachte Seine Königliche Mayestätt Ihn als Dero *Garnisons Chirurgum* zu *Lipstadt* bey dieser *Function*, welche Er jedoch ohne Gehalt zu versehen, allergnädigst schützen und *mainteniren* wollen. Des zu Uhrkundt haben Seine Königliche Mayestätt dieses Eigenhändig unterschrieben und mit Dero Insiegel bedrucken lassen. So geschehen und Gegeben

Berlin den 25. November 1722.

Gez.
Friedrich Wilhelm.

Am 26. Dezember 1722 erfolgt laut A. C. O. an den General-Major von Rynsch, die Ernennung des „bisherigen Feldscherer, bey Unsers Freundlich geliebten Sohnes, des Cron-Printzens Liebden, *Compagnie, Philipp Carl Firmond* wegen Seiner vieljährigen treugeleisteten Diensten, zum *Garnison* Staabs-Feldscheerer zu Cüstrin, in *Kriewitzen's* Platz." Gehalt wird nicht erwähnt; Firmond soll Alles gereicht werden, was sein Vorgänger „davon zu geniessen" hatte.

Gedruckt bei L. Schumacher in Berlin.

Gedruckt bei L. Schumacher in Berlin.

